641 Bibl. Mont.

<36622229390013

S

<36622229390013

Bayer. Staatsbibliothek

Geiſt
Grundſäzze
und
Meinungen
von
J. J. Rouſſeau.

Nach dem Franzöſiſchen
von
J. C. Bloeßt.

Leipzig,
zur Oſtermeſſe 1803
bey Auguſt Schumann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Da die Zahl von Rouſſeaus Verehrern gegenwärtig auch in Deutſchland immer zunimmt, ſo hoffe ich, dieſes Werk, welches mit wenigen Veränderungen eine Ueberſezzung des zu Neufchatel herausgekommenen Esprit etc. de Rousseau iſt, werde keine unwillkommne Erſcheinung ſeyn. Ich bemühte mich ſehr, Rouſſeaus Geiſt auch in der Sprache beizubehalten, und blieb daher, ſo viel es nur immer der Genius der deutſchen Sprache erlaubte, aufs ſtrengſte beim Wort.

Es iſt wohl kaum nöthig, zu ſagen, daß dieſe Grundſäzze nicht die meinigen ſind, und daß alſo das, was zum Nachtheil einzelner Stände geſagt wird, nicht mir zur Laſt gelegt werden kann, da ich überdieß manche gar zu heftige Ausfälle auf gewiſſe Menſchenclaſſen hinwegließ.

Die

Die hinten angezeigten Druckfehler muß ich ſehr bitten zu verbeſſern, da mehrere den Sinn ganz entſtellen. Unbedeutende, beſonders ſolche gegen die Ortographie und richtige Interpunktation, deren ſich auch wegen Entfernung des Druckorts von meinem gegenwärtigen Wohnplazze, viele einſchlichen, wird der geneigte Leſer ſelbſt verbeſſern.

Möge dieſes Buch recht vielen Leſern den geiſtigen Genuß und das Vergnügen gewähren, welche mir die Lectüre des Originals verſchaffte!

Jena, den 2. October 1802.

J. C. Bloeßt.

Inhalt.

Erſte Abtheilung. Religion.

	Seite
Gott . . .	1
Unkörperlichkeit der Seele . .	8

Zweite Abtheilung. Moral.

Gewiſſen . . .	12
Glück . . .	21
Freiheit . . .	38
Leben . . .	40
Tugend . . .	47
Mitgefühl . . .	55
Wohlthätigkeit . .	58
Freundſchaft . .	66
Leidenſchaften . .	71
Liebe . . .	77
Eheliche Geſellſchaft . .	89

Die hinten angezeigten Druckfehler muß ich ſehr bitten zu verbeſſern, da mehrere den Sinn ganz entſtellen. Unbedeutende, beſonders ſolche gegen die Ortographie und richtige Interpunktation, deren ſich auch wegen Entfernung des Druckorts von meinem gegenwärtigen Wohnplazze, viele einſchlichen, wird der geneigte Leſer ſelbſt verbeſſern.

Möge dieſes Buch recht vielen Leſern den geiſtigen Genuß und das Vergnügen gewähren, welche mir die Lectüre des Originals verſchaffte!

Jena, den 2. October 1802.

J. C. Bloeßt.

Inhalt.

Erſte Abtheilung. Religion.

	Seite
Gott . . .	1
Unkörperlichkeit der Seele . .	8

Zweite Abtheilung. Moral.

Gewiſſen . . .	12
Glück . . .	21
Freiheit . . .	38
Leben . . .	40
Tugend . . .	47
Mitgefühl . . .	55
Wohlthätigkeit . .	58
Freundſchaft . .	66
Leidenſchaften . .	71
Liebe . . .	77
Eheliche Geſellſchaft . .	89

Cölib

Inhalt.

	Seite
Cölibat . . .	101
Bürgerliche Geſellſchaft .	103
Geſellſchaften der großen Welt .	112
Geſellſchaftliche Unterhaltung .	125
Frauen . . .	129
Erziehung . . .	153
Sitten unſerer Zeit . .	177
Luxus . . .	183
Reichthum . .	187
Sparſamkeit und Verwaltung des Hausweſens . .	198
Ungleichheit der Menſchen .	211
Laſter . . .	214
Heuchelei . . .	216
Unmäßigkeit . .	217
Eitelkeit . . .	219
Eigenliebe . . .	220
Spiel . . .	221
Tanz . . .	223
Muth . . .	225
Zweikampf . .	227
Selbſtmord . .	235
Widerwärtigkeiten . .	238
Vaterlandsliebe . .	240
Verſchiedenheit der beiden Geſchlechter	242
Einbildungskraft . . .	245
Reiſen	246

Dritte

Inhalt.

Dritte Abtheilung. Politik.

	Seite
Staatsverwaltung	272
Könige	277
Geſezze	280
Finanzen	287
Auflagen	290
Bevölkerung	293
Vergnügen des Landlebens	295

Vierte Abtheilung.

Litteratur, Wiſſenſchaften und Künſte.

Sprachen	297
Gelehrſamkeit	304
Geſchmack	307
Studiren	317
Lectüre	320
Geſchichte	326
Romane	337
Künſte	338
Talente	348
Verſchiedenheit der Köpfe	352
Theater	354
Trauerſpiel	361

Franz

Inhalt.

	Seite
Franzöſiſche Bühne	363
Schauſpieler	368
Oper	371
Fabeln	379
Muſik	386
Arzneiwiſſenſchaft	388
Schluß	391

Geiſt

Geiſt,
Grundſäzze und Meinungen
von
J. J. Rouſſeau.

Erſte Abtheilung.
Religion.

Gott.

Gott iſt ein denkendes Weſen, aber wie denkt er? Alle Wahrheiten ſind für ihn nur ein einziger Gedanke, wie alle Theile des Raums ein einziger Punkt und alle Zeiten ein einziger Augenblik. Er iſt allmächtig; ſeine Macht handelt durch ſich ſelbſt; er kann, weil er will; ſein Wille und ſeine Macht ſind Eins. Gott iſt gütig; nichts iſt einleuchtender; die Güte iſt unter allen Eigenſchaften der allmächtigen Gottheit diejenige, ohne welche man ſich dieſelbe am wenigſten denken kann.

Inhalt.

	Seite
Franzöſiſche Bühne	363
Schauſpieler	368
Oper	371
Fabeln	379
Muſik	386
Arzneiwiſſenſchaft	388
Schluß	391

Geiſt

Geiſt,
Grundſäzze und Meinungen
von
J. J. Rouſſeau.

Erſte Abtheilung.
Religion.

Gott.

Gott iſt ein denkendes Weſen, aber wie denkt er? Alle Wahrheiten ſind für ihn nur ein einziger Gedanke, wie alle Theile des Raums ein einziger Punkt und alle Zeiten ein einziger Augenblik. Er iſt allmächtig; ſeine Macht handelt durch ſich ſelbſt; er kann, weil er will; ſein Wille und ſeine Macht ſind Eins. Gott iſt gütig; nichts iſt einleuchtender; die Güte iſt unter allen Eigenſchaften der allmächtigen Gottheit diejenige, ohne welche man ſich dieſelbe am wenigſten denken kann.

Wenn die Alten ihren höchſten Gott Optimus Maximus nannten, ſo war dies ein ſehr paſſender Ausdruk; Maximus Optimus aber wäre richtiger geſagt geweſen, weil ſeine Macht die Quelle ſeiner Güte iſt; er iſt gut, weil er groß iſt.

Gott iſt gerecht, davon bin ich überzeugt; ſeine Gerechtigkeit iſt eine Folge ſeiner Güte; die Ungerechtigkeit der Menſchen iſt ihr Werk, nicht das ſeinige; die herrſchende Sittenverderbniß, welche in den Augen mancher Philoſophen gegen die Vorſehung zeugt, beweißt ſie mir eben. Ich erkenne die Eigenſchaften Gottes und glaube ſie feſt, aber ohne ſie begreifen zu können. Ich kann wohl ſagen, Gott iſt ſo; ich fühle es, ich bin deſſelben gewiß, aber ich begreife darum nicht, wie er ſo ſeyn kann.

Das ewige Weſen läßt ſich nicht ſehen oder hören, aber fühlen; es ſpricht nicht zu den Augen oder den Ohren, aber zum Herzen. Wir können wohl Gründe gegen ſeine Unendlichkeit anführen, aber dieſelbe nicht mit Ueberzeugung verwerfen.

Je weniger ich die Gottheit begreife, deſto anbetungswürdiger iſt ſie mir. Ich werfe mich in Staub und ſpreche: Weſen der Weſen, ich bin, weil du biſt; durch beſtändiges Nachdenken erhebe ich mich zu der Quelle meines Seyns. Es iſt der würdigſte Gebrauch meiner Vernunft,

mich vor dir zu demüthigen, es iſt Entzücken für meinen Geiſt, das höchſte Vergnügen für mein ſchwaches Herz, mich vor deiner Größe zu beugen.

Wer das ewige Weſen anbetet, zernichtet mit einem Hauch die Bilder der Vernunft, die vor der unſterblichen Wahrheit wie Schatten verſchwinden; Alles iſt nur durch Gott. Er giebt der Gerechtigkeit einen Zwek, der Tugend einen feſten Grund, dem kurzen nach ſeinem Wohlgefallen eingerichteten Leben einen Werth; Er ruft dem Laſterhaften unaufhörlich zu, daß ſeine geheimen Verbrechen an den Tag kommen werden; Er giebt dem verlaſſenen Rechtſchaffenen den Troſt: deine Tugenden ſind nicht ohne einen Zeugen. Er, der Unveränderliche iſt der wahre Inbegriff aller Vollkommenheiten und wir tragen ſein Bild in uns. Unſre Leidenſchaften können es entſtellen, aber alle die von ſeinem unendlichen Weſen unzertrennlichen Vorſtellungen ſtellen ſich unſrer Vernunft immer lebhaft dar, und helfen ihr das gut machen, was Verführung und Irrthum verdorben haben. Gott iſt alles, was man nicht von dem Begriff ſeines Weſens trennen kann.

Bei der Betrachtung dieſes göttlichen Vorbilds läutert und erhebt ſich die Seele; ſie lernt durch dieſelbe ihre niedrigen Neigungen und Be-

gierden verabſcheuen und überwinden. Ein von dieſen erhabenen Wahrheiten durchdrungenes Herz iſt zu groß für die kleinlichten Leidenſchaften der Menſchen; die Betrachtung von Gottes Größe verwahrt es vor eitlem Stolz, das Anziehende derſelben hält es von irdiſchen Gedanken ab.

Wo anders ſoll man Vernunft ſuchen, als bei dem, der ihre Quelle iſt? Und was muß man von denen denken, die dieſes göttliche Licht, das ihnen verliehen iſt, die Menſchen auf den rechten Weg zu leiten, zum Verderben derſelben anwenden? Das beſte Mittel, zu finden, was gut iſt, beſteht darinn, daß man redlich darnach forſcht; und man kann es nicht lange ſo ſuchen, ohne auf den Urheber alles Guten zu kommen.

Wer den gemeinſchaftlichen Vater der Menſchen erkennt und ihm dient, fühlt eine hohe Beſtimmung in ſich; er iſt durchdrungen von dem Eifer, ſie zu erfüllen, und kann das Gute auch mit Selbſtüberwindung und nach einer zuverläßigern Richtſchnur, als die ſeiner Neigungen iſt, ausüben und die Wünſche ſeines Herzens dem Geſezze der Pflicht aufopfern.

Handle nur ſo, daß du immer das Daſeyn eines Gottes wünſchen darfſt, und du wirſt nie daran zweifeln.

Ich wünſchte ſehr und jeder, der gleich mit mir denkt, muß es wünſchen, daß jedermann bedenken möchte, daß es einen Herrn der menſchlichen Schikſale giebt, deſſen Kinder wir alle ſind, der uns allen befiehlt, einander zu lieben, gerecht, wohlthätig und barmherzig zu ſeyn, unſre Verbindlichkeiten gegen jedermann, ſelbſt gegen ſeine und unſere Feinde zu erfüllen; daß das ſcheinbare Glück dieſes Lebens nichtig iſt, und daß es nach dieſem ein anderes giebt, in welchem das höchſte Weſen die Guten belohnen und die Böſen richten wird.

Wenn es keinen Gott giebt, ſo iſt nur der Böſe vernünftig, der Gute iſt ein Thor.

Es liegt ein offenes Buch vor aller Augen, das Buch der Natur. Aus dieſem großen und erhabenen Buche lerne ich die Anbetung und Verehrung ſeines göttlichen Urhebers. Es kann ſich keiner entſchuldigen, wenn er nicht darinn lieſt, denn es redet zu allen Menſchen in einer Sprache, die jeder verſteht. Wenn ich meine Vernunft gebrauche, ſie ausbilde und die mir von Gott verliehenen Kräfte gehörig anwende, werde ich ihn bald von ſelbſt kennen, ihn und ſeine Werke lieben, das Gute, das er will, wollen, und alle Pflichten hienieden zu ſeinem Wohlgefallen erfüllen lernen. Was kann alles menſchliche Wiſſen mehr lehren?

gierden verabſcheuen und überwinden. Ein von dieſen erhabenen Wahrheiten durchdrungenes Herz iſt zu groß für die kleinlichten Leidenſchaften der Menſchen; die Betrachtung von Gottes Größe verwahrt es vor eitlem Stolz, das Anziehende derſelben hält es von irdiſchen Gedanken ab.

Wo anders ſoll man Vernunft ſuchen, als bei dem, der ihre Quelle iſt? Und was muß man von denen denken, die dieſes göttliche Licht, das ihnen verliehen iſt, die Menſchen auf den rechten Weg zu leiten, zum Verderben derſelben anwenden? Das beſte Mittel, zu finden, was gut iſt, beſteht darinn, daß man redlich darnach forſcht; und man kann es nicht lange ſo ſuchen, ohne auf den Urheber alles Guten zu kommen.

Wer den gemeinſchaftlichen Vater der Menſchen erkennt und ihm dient, fühlt eine hohe Beſtimmung in ſich; er iſt durchdrungen von dem Eifer, ſie zu erfüllen, und kann das Gute auch mit Selbſtüberwindung und nach einer zuverläßigern Richtſchnur, als die ſeiner Neigungen iſt, ausüben und die Wünſche ſeines Herzens dem Geſezze der Pflicht aufopfern.

Handle nur ſo, daß du immer das Daſeyn eines Gottes wünſchen darfſt, und du wirſt nie daran zweifeln.

Ich wünſchte ſehr und jeder, der gleich mit mir denkt, muß es wünſchen, daß jedermann bedenken möchte, daß es einen Herrn der menſchlichen Schikſale giebt, deſſen Kinder wir alle ſind, der uns allen befiehlt, einander zu lieben, gerecht, wohlthätig und barmherzig zu ſeyn, unſre Verbindlichkeiten gegen jedermann, ſelbſt gegen ſeine und unſere Feinde zu erfüllen; daß das ſcheinbare Glück dieſes Lebens nichtig iſt, und daß es nach dieſem ein anderes giebt, in welchem das höchſte Weſen die Guten belohnen und die Böſen richten wird.

Wenn es keinen Gott giebt, ſo iſt nur der Böſe vernünftig, der Gute iſt ein Thor.

Es liegt ein offenes Buch vor aller Augen, das Buch der Natur. Aus dieſem großen und erhabenen Buche lerne ich die Anbetung und Verehrung ſeines göttlichen Urhebers. Es kann ſich keiner entſchuldigen, wenn er nicht darinn lieſt, denn es redet zu allen Menſchen in einer Sprache, die jeder verſteht. Wenn ich meine Vernunft gebrauche, ſie ausbilde und die mir von Gott verliehenen Kräfte gehörig anwende, werde ich ihn bald von ſelbſt kennen, ihn und ſeine Werke lieben, das Gute, das er will, wollen, und alle Pflichten hienieden zu ſeinem Wohlgefallen erfüllen lernen. Was kann alles menſchliche Wiſſen mehr lehren?

Der Philoſoph, der ſich ſchmeichelt, die Geheimniſſe Gottes zu durchdringen, wagt ſich mit ſeiner Weisheit an die ewige, er billiget, tadelt, verbeſſert, ſchreibt der Natur Geſezze vor, und ſezt der Gottheit Schranken und während er ſich mit ſeinen grundloſen Syſtemen beſchäftiget, und ſich tauſend Mühe giebt, das Weltgebäude in Ordnung zu bringen, bewundert, lobt und ſeegnet der Landmann, der Regen und Sonnenſchein um die Wette ſein Feld befruchten ſieht, die Hand, von der ihm dieſe Gnade zu Theil wird, ohne ſich um die Art zu bekümmern, wie es geſchieht. Er ſucht ſeine Unwiſſenheit oder ſeine Gebrechen nicht durch Unglauben zu rechtfertigen. Er bekritelt die Werke Gottes nicht und vergreift ſich nicht an ſeinem Herrn; um ſeine Geſchiklichkeit zu zeigen.

Die Sache Gottes wurde hauptſächlich durch die Prieſter und Frömmler verdorben, die nicht leiden können, daß etwas nach der einmal feſtgeſezten Ordnung geſchehe, ſondern bei den natürlichſten Vorfällen immer Gottes Gerechtigkeit mit ins Spiel bringen, und um ihrer Sache gewiß zu ſeyn, die Gottloſen, wie es nun kömmt, mit Glük oder Unglük ſtrafen und züchtigen, die Frommen aber damit prüfen oder belohnen. Ich für meine Perſon weiß nicht, ob dies eine gute Dog-

matik iſt, aber das finde ich, daß es ſehr gegen die Vernunft ſtreitet, ohne Unterſchied, ob eine Sache oder das Gegentheil von ihr geſchieht, Beweiſe für die Vorſehung darauf zu gründen, und derſelben unbedingt alles zuzuſchreiben, was auch ohne ſie geſchehen wäre.

Die Philoſophen kommen mir nicht viel vernünftiger vor, wenn ich ſehe, daß ſie mit dem Himmel rechten, wenn ſie nicht von Leiden frei ſind, daß ſie ſchreien, es ſeye alles verlohren, wenn ſie Zahnweh haben, arm ſind oder beſtohlen worden, und daß ſie, wie Seneka ſagt, Gott zumuthen wollen, er ſolle ihren Mantelſak hüten. Die Natur mag es auf dieſe Art machen, wie ſie will, ſo ſehen es die Frömmler immer als einen Beweis für die Vorſehung und die Philoſophen als einen Beweis gegen ſie an.

Brunnquell der Gerechtigkeit und Wahrheit, gnädiger gütiger Gott! bei meinem Vertrauen auf dich iſt es mein höchſter Wunſch, deinem Willen nachzuleben; ihm unterwerfe ich mich und thue, was du thuſt, ich bin zufrieden mit deiner Güte, und glaube ſchon jezt der höchſten Seeligkeit theilhaftig zu ſeyn, die mein Lohn ſeyn wird.

Einen Menſchen, der Gott fürchtet, darf man nicht leicht fürchten, ſeine Parthei iſt nicht

furchtbar, er iſt ganz oder doch faſt ganz allein, und man kann ihm viel Böſes zufügen, ehe er auf Vergeltung ſinnt.

Unkörperlichkeit der Seele.

Je mehr ich über den Begriff und die Natur des menſchlichen Geiſtes nachdenke, deſto mehr überzeuge ich mich, daß die Schlüſſe der Materialiſten dem Schluſſe eines Tauben gleichen, der die Exiſtenz von Tönen läugnet, weil ihm nie welche zu Ohren kommen. Sie ſind wirklich taub gegen die innere Stimme, die ihnen in einem nicht leicht zu überhörenden Ton zuruft: „eine Maſchi„ne denkt nicht, das Denken kann durch keine „Bewegung, durch keine Figur hervorgebracht „werden; es iſt etwas in dir, das die Bande zu „ſprengen ſtrebt, die es zuſammenpreſſen, der „Raum iſt nicht deine Gränze, die ganze Welt iſt für „dich zu klein, deine Empfindungen, deine Wün„ſche, deine Unruhe, ſelbſt dein Stolz, haben in „etwas anderm ihren Grund, als in dieſem en„gen Körper, in welchem du dich eingezwängt „fühlſt“.

Kein materielles Weſen handelt von ſelbſt, aber ich. Man kann mir leicht Gründe hiegegen anführen, aber ich fühle es, und die Stimme die-

ſes Gefühls iſt ſtärker, als die ihm widerſtrebende Vernunft. Ich habe einen Körper, auf welchen andere wirken, und welcher wieder auf ſie wirkt, dies iſt auſſer allem Zweifel, aber mein Wille iſt unabhängig von meinen Sinnen; ich willige ein oder nicht, ich unterliege oder ſiege, und fühle genau in mir ſelbſt, ob ich thue, was ich wollte, oder ob ich nur meinen Leidenſchaften nachgab. Das Vermögen zu wollen habe ich immer, nur nicht immer die Kraft, den Willen ins Werk zu ſezzen. Wenn ich mich durch Verſuchungen dahinreißen laſſe, ſo handle ich nach dem Antrieb äußerer Gegenſtände; wenn ich mir dieſe Schwachheit vorwerfe, ſo höre ich nur meinen Willen; ich bin Sklave durch meine Laſter, frei durch meine Reue; das Gefühl meiner Freiheit erlöſcht nur in mir, wenn ich laſterhaft werde, und dadurch endlich verhindere, daß ſich die Stimme des Gewiſſens wider die Bothmäßigkeit des Körpers auflehnt. Der Menſch iſt alſo in ſeinen Handlungen frei und als ſolcher von einem unkörperlichen Weſen beſeelt.

Die Natur befiehlt jedem lebendigen Geſchöpfe und das Thier gehorcht. Auf den Menſchen wirkt ſie eben ſo, aber er fühlt, daß es in ſeiner Freiheit ſteht, ob er ihr nachgeben will oder nicht, und vorzüglich in dem Bewußtſeyn dieſer Freiheit zeigt ſich die Geiſtigkeit ſeiner Seele. Den Mechanis-

mus der Sinne und die Bildung der Begriffe kann man gewiſſermaßen erklären, aber in dem Willensvermögen, oder vielmehr in dem Vermögen zu wählen und in dem Bewußtſeyn, daß man es beſizt, findet man nur reine geiſtige Handlungen, die ſich nicht nach mechaniſchen Geſezzen erklären laſſen.

Je mehr ich in mich gehe und mich prüfe, deſto deutlicher finde ich mir die Worte ins Herz geſchrieben: Sei rechtſchaffen und du wirſt glüklich ſeyn. Freilich darf man dabei nicht auf die gegenwärtige Lage der Dinge ſehen; der Laſterhafte kömmt gut fort, der Rechtſchaffene bleibt unterdrükt. Man gebe aber doch Achtung, welcher Unwille in uns rege wird, wenn wir uns in dieſer Erwartung getäuſcht finden. Das Selbſtbewußtſeyn erhebt ſich und murrt wider ſeinen Schöpfer; es ſeufzt, du haſt mich betrogen. Ich habe dich betrogen, Unbeſonnener! und wer ſagte dir dieſes denn? Iſt dein Geiſt vernichtet? Haſt du aufgehört zu ſeyn? — Iſt die Seele unkörperlich, ſo kann ſie den Körper überleben, und überlebt ſie ihn, ſo iſt die Vorſehung gerechtfertiget. Wenn ich auch keinen andern Beweis für die Unſterblichkeit der Seele hätte, als den Triumph des Laſterhaften und die Unterdrükkung des Rechtſchaffenen in dieſem Leben, ſo ließe mich dieſes al-

lein nicht daran zweifeln. Ein ſo harter Mis⸗laut in der allgemeinen Harmonie würde mich an⸗treiben, daß ich ihn aufzulöſen verſuchte, und ich würde zu mir ſelbſt ſagen: mit dieſem Leben endi⸗get ſich nicht alles für uns, der Tod bringt alles in Ordnung.

Ich begreife, daß die Seele nach ihrer Tren⸗nung von dem Körper erhalten werden kann, wenn dieſer zerſtört wird. Warum ſollte ſeine Zerſtörung die ihrige nach ſich ziehen? Beide treten vielmehr, da ſie wegen der Verſchiedenheit ihrer Natur bei ihrer Vereinigung in einem gewaltſa⸗men Zuſtande waren, nach der Aufhebung derſel⸗ben, wieder in ihren natürlichen Zuſtand zurük. Das thätige Weſen gewinnt dann alle die Kraft, welche es zur Bewegung des unthätigen und tod⸗ten anwenden mußte. Ach meine Gebrechen laſ⸗ſen mich nur zu ſehr fühlen, daß der Menſch wäh⸗rend ſeines Lebens nur halb lebt, und daß das wahre Leben des Geiſtes erſt mit dem Tode des Körpers anfängt.

Zweite Abtheilung.

Moral.

Gewiſſen.

Es giebt für das ganze Menſchengeſchlecht eine Richtſchnur, die über jede Meinung erhaben iſt. Alle Lebensregeln müſſen ſich auf ſie beziehen und nach ihr formen. Sie richtet ſelbſt über das Vorurtheil, und das Beſtreben nach der Achtung der Menſchen, darf nur in ſo weit Einfluß auf unſere Handlungen haben, als es mit ihr vereinbar iſt.

Das Gewiſſen iſt der aufgeklärteſte Philoſoph. Um ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, braucht man nicht Ciceros Pflichten ſtudiert zu haben, und die Frau, die den Wohlſtand am meiſten beobachtet, weis vielleicht am wenigſten, was Wohlſtand iſt.

Die ganze Sittlichkeit unſerer Handlungen, beruht auf der Meinung, welche wir bei uns ſelbſt davon haben. Wenn das Gute wirklich gut ſeyn ſoll, ſo muß es nicht nur äußerlich den Schein der Güte haben, ſondern auch im Herzen gut gemeint

ſeyn, und der erſte Lohn der Rechtſchaffenheit iſt das Gefühl, daß man rechtſchaffen iſt. Wenn die moraliſche Güte unſerer Natur gemäß iſt, ſo kann nur der Menſch einen geſunden und richtigen Verſtand haben, welcher gut iſt. Wenn ſie derſelben nicht gemäß und der Menſch von Natur böſe iſt, ſo iſt Güte für ihn ein Naturfehler, und ein menſchlicher Menſch wäre dann ein ſo ausgeartetes Geſchöpf, als ein mitleidiger Wolf, und nur tugendhafte Handlungen würden uns Reue veturſachen.

Wir dürfen nur in uns gehen und mit Beiſeitſezzung alles perſönlichen Intereſſes prüfen, wohin uns unſre Neigungen führen. Was macht uns mehr Vergnügen, der Anblik der Martern eines andern, oder der Anblik ſeines Glüks? Vollbringen wir lieber eine wohlthätige oder lieber eine ſchändliche Handlung und welche läßt einen angenehmern Eindruk in uns zurük? Woran nehmen wir auf dem Theater den lebhafteſten Antheil? Ergözzen wir uns an Verbrechen? Weihen wir ihren beſtraften Urhebern unſere Thränen? — Man pflegt zu ſagen, alles, was nicht Einfluß auf uns ſelbſt habe, ſei uns gleichgültig und doch, was ganz widerſprechend damit iſt, tröſtet uns ſanfte theilnehmende Freundſchaft und Menſchlichkeit in unſern Leiden, und ſelbſt bei unſern Freu-

hen wären wir zu einzig, zu elend, wenn wir ſie mit niemand theilen könnten. Wenn nicht Sittlichkeit in dem menſchlichen Herzen wohnt, woher kömmt denn die begeiſternde Bewunderung von Heldenthaten, die entzükkende Liebe gegen große Geiſter?

Was hat dieſer Enthuſiasmus für die Tugend für einen Bezug auf unſern beſondern Vortheil? Warum wollte ich lieber Cato ſeyn, der ſich den Dolch in die Bruſt ſtößt, als Cäſar mit allen ſeinen Triumphen? Man nehme unſern Herzen dieſe Liebe zum Schönen und das Leben verliert allen Reiz. Wem in ſeinem beſchränkten Herzen niedrige Leidenſchaften dieſe Gefühle erſtikt haben, wer es durch ſeine Bemühungen, ſich auf ſich ſelbſt einzuſchränken, dahin gebracht hat, daß er nur ſich ſelbſt liebt, der kann keine Begeiſterung mehr empfinden, ſein erſtarrtes Herz ſchlägt nie mehr der Freude, ſanfte Rührung befeuchtet nie ſein Auge, er iſt jedes Genuſſes unfähig, der Unglükliche empfindet, lebt nicht mehr, er iſt ſchon todt.

So groß auch die Anzahl der Böſen auf dieſer Erde ſeyn mag, ſo ſind doch wenige von dieſen halb erſtorbenen Seelen, wenn ihr Vortheil nicht im Spiel iſt, völlig unempfindlich gegen alles geworden, was recht und gut iſt. Sie finden an Ungerechtigkeiten nur Vergnügen, ſo lange

ſie Nuzzen davon haben; übrigens ſchüzen ſie den Unſchuldigen doch gern. Wenn man auf einer Straße eine gewaltſame und ungerechte Handlung ſieht, ſo erhebt ſich ſogleich im Innerſten unſers Herzens Zorn und Unwillen und treibt uns zur Vertheidigung des Unterdrükten an. Wenn uns dagegen eine wohlthätige oder edelmüthige Handlung in die Augen fällt, welche Bewunderung, welche Liebe flößt ſie uns nicht ein! Wird nicht jeder ſagen, ſo wünſchte ich auch gehandelt zu haben? Ungeachtet es uns ſehr wenig Nuzzen bringt, ob ein Menſch vor zweitauſend Jahren gut oder ſchlecht gehandelt hat, ſo nehmen wir doch den nähmlichen Antheil an der alten Geſchichte, wie wenn alles erſt zu unſrer Zeit vorgefallen wäre. Was ſchaden mir die Verbrechen eines Catilina? Muß ich fürchten, ſein Opfer zu ſeyn? Warum verabſcheue ich ihn denn eben ſo ſtark, wie wenn ich ſein Zeitgenoſſe wäre? — Wir haſſen die Böſen nicht nur deswegen, weil ſie uns ſchaden, ſondern weil ſie böſe ſind. Es iſt uns nicht nur darum zu thun, daß wir glüklich ſind, wir wollen auch andere glüklich wiſſen, und wenn ſie es nicht zum Nachtheil unſers eignen Glüks ſind, ſo wird dieſes dadurch nur erhöht. Kurz, man hat unwillkührlich mit Unglüklichen Mitleiden, und leidet mit ihnen, wenn man Zeuge der Widerwärtigkeiten iſt, die ſie erdulden. Auch die

verdorbenſten Menſchen können dieſen Hang nicht ganz ausrotten, und er bringt ſie oft in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Der Räuber, der die Reiſenden plündert, dekt noch die Blöſe des Armen, und der grauſamſte Mörder hilft doch einem Menſchen, der in Ohnmacht fallen will.

Man ſorgt immer zuerſt für ſich ſelbſt; wie oft ſagt uns aber unſere innere Stimme, daß wir ſchlecht handeln, wenn wir uns Vortheile auf fremde Koſten verſchaffen? Wir glauben dem Trieb der Natur zu folgen, aber wir handeln gerade gegen ſie, wir hören auf das, was ſie zu unſern Sinnen, nicht auf das, was ſie zu unſerm Herzen ſpricht; das thätige Weſen gehorcht und das leidende befiehlt. Das Gewiſſen iſt die Stimme des Herzens, die Leidenſchaften ſind die Stimme des Körpers. Darf man ſich wundern, daß dieſe zwei Sprachen oft im Widerſpruch ſind, und welcher muß man wohl dann Gehör geben? Nur zu oft betrügt uns die Vernunft, nur zu ſehr haben wir uns das Recht verſchafft, ihren Ausſpruch zu verwerfen, aber das Gewiſſen trügt uns nie, es iſt der wahre Wegweiſer des Menſchen; es iſt für die Seele das, was der Inſtinkt für den Körper iſt. Wer ihm folgt, gehorcht der Natur und darf ſicher ſeyn, daß er nicht irre geht.

O Ge=

O Gewiſſen! göttlicher Inſtinkt, unſterbliche himmliſche Stimme, zuverläßiger Führer eines unwiſſenden und beſchränkten, jedoch vernünftigen und freien Weſens, untrüglicher Richter des Guten und Böſen, der du den Menſchen Gott ähnlich machſt, in dir beſteht die Vortreflichkeit ſeiner Natur und die Sittlichkeit ſeiner Handlungen, wenn ich dich wegdenke, ſo fühle ich nichts in mir, was mich über die Thiere erhebt, als das traurige Vorrecht, unter der Leitung eines Verſtandes, der ſchwankend und ohne ſichere Grundſäzze iſt, von einem Irrthum in den andern zu fallen.

Es iſt aber nicht genug, daß dieſer Führer da iſt, man muß auch ihn zu hören verſtehen und ihm folgen. Warum verſtehen ihn denn aber ſo wenige, da er doch zu allen Herzen ſpricht? Ach weil er die Sprache der Natur redet, welche wir durch alles vergeſſen lernen. Das Gewiſſen iſt ſchüchtern, es liebt Ruhe und Frieden; die Welt erſchrekt es mit ihrem Geräuſche, die Vorurtheile, welche uns ſo frühe eingepfropft werden, ſind ſeine grauſamſten Feinde; es flieht vor ihnen oder ſchweigt; durch ihre lärmende Stimme wird die ſeinige erſtikt und verhindert, ſich hören zu laſſen, und Schwärmerei unterfängt ſich, ſeine Stimme anzunehmen und in ſeinem Namen Verbrechen an-

verdorbenſten Menſchen können dieſen Hang nicht ganz ausrotten, und er bringt ſie oft in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Der Räuber, der die Reiſenden plündert, dekt noch die Blöſe des Armen, und der grauſamſte Mörder hilft doch einem Menſchen, der in Ohnmacht fallen will.

Man ſorgt immer zuerſt für ſich ſelbſt; wie oft ſagt uns aber unſere innere Stimme, daß wir ſchlecht handeln, wenn wir uns Vortheile auf fremde Koſten verſchaffen? Wir glauben dem Trieb der Natur zu folgen, aber wir handeln gerade gegen ſie, wir hören auf das, was ſie zu unſern Sinnen, nicht auf das, was ſie zu unſerm Herzen ſpricht; das thätige Weſen gehorcht und das leidende befiehlt. Das Gewiſſen iſt die Stimme des Herzens, die Leidenſchaften ſind die Stimme des Körpers. Darf man ſich wundern, daß dieſe zwei Sprachen oft im Widerſpruch ſind, und welcher muß man wohl dann Gehör geben? Nur zu oft betrügt uns die Vernunft, nur zu ſehr haben wir uns das Recht verſchafft, ihren Ausſpruch zu verwerfen, aber das Gewiſſen trügt uns nie, es iſt der wahre Wegweiſer des Menſchen; es iſt für die Seele das, was der Inſtinkt für den Körper iſt. Wer ihm folgt, gehorcht der Natur und darf ſicher ſeyn, daß er nicht irre geht.

O Ge=

O Gewiſſen! göttlicher Inſtinkt, unſterbliche himmliſche Stimme, zuverläßiger Führer eines unwiſſenden und beſchränkten, jedoch vernünftigen und freien Weſens, untrüglicher Richter des Guten und Böſen, der du den Menſchen Gott ähnlich machſt, in dir beſteht die Vortreflichkeit ſeiner Natur und die Sittlichkeit ſeiner Handlungen, wenn ich dich wegdenke, ſo fühle ich nichts in mir, was mich über die Thiere erhebt, als das traurige Vorrecht, unter der Leitung eines Verſtandes, der ſchwankend und ohne ſichere Grundſäzze iſt, von einem Irrthum in den andern zu fallen.

Es iſt aber nicht genug, daß dieſer Führer da iſt, man muß auch ihn zu hören verſtehen und ihm folgen. Warum verſtehen ihn denn aber ſo wenige, da er doch zu allen Herzen ſpricht? Ach weil er die Sprache der Natur redet, welche wir durch alles vergeſſen lernen. Das Gewiſſen iſt ſchüchtern, es liebt Ruhe und Frieden; die Welt erſchrekt es mit ihrem Geräuſche, die Vorurtheile, welche uns ſo frühe eingepfropft werden, ſind ſeine grauſamſten Feinde; es flieht vor ihnen oder ſchweigt; durch ihre lärmende Stimme wird die ſeinige erſtikt und verhindert, ſich hören zu laſſen, und Schwärmerei unterfängt ſich, ſeine Stimme anzunehmen und in ſeinem Namen Verbrechen an-

zugeben. Endlich wird es überdrüßig, ſich abweiſen zu laſſen, es ſpricht nicht mehr, es antwortet nicht mehr, und nach ſo langer Hintanſezzung koſtet es eben ſo viel, es wieder zurükzurufen, als es koſtete, es zu verſcheuchen.

Man werfe einen Blik auf alle Nationen der Erde, man gehe die ganze Geſchichte durch und man wird bei ſo vielen unmenſchlichen und ſeltſamen Arten der Gottesverehrung, bei der erſtaunlichen Verſchiedenheit der Sitten und Charaktere doch allenthalben die nemlichen Begriffe von Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, vom Guten und Böſen finden. Vergebens ſtieg ſogar das Laſter, mit heiligem Anſehen bewafnet, vom Himmel herab, der ſittliche Inſtinkt verwehrte ihm den Weg zum menſchlichen Herzen. Während man Jupiters Ausſchweifungen beſang, bewunderte man die Enthaltſamkeit des Xenokrates. Die keuſche Lucretia betete die unzüchtige Venus an; der unerſchrokene Römer opferte der Furcht; er rief den Gott an, der ſeinen Vater verſtümmelte, und ließ ſich von dem ſeinigen ohne Murren tödten; die größten Männer dienten den verächtlichſten Gottheiten. Die heilige Stimme der Natur, ſtärker als die Stimme der Götter, ſezte ſich auf der Erde in Achtung und ſchien das Verbrechen ſammt den Strafbaren in den Himmel zu verweiſen.

Der Trieb des Gewiſſens entſpringt aus dem zweifachen Verhältniß gegen uns ſelbſt und gegen unſere Nebenmenſchen. Das Gute kennen, heißt noch nicht, es lieben; die Erkenntniß deſſelben iſt dem Menſchen nicht angebohren, ſobald er aber durch ſeine Vernunft dazu gelanget, macht ihm ſein Gewiſſen daſſelbe liebenswürdig, und dieſes iſt ihm angebohren.

Durch die bloße Vernunft, unabhängig von dem Gewiſſen, kann man kein natürliches Geſetz aufſtellen, und jedes Naturrecht das ſich nicht auf eine in dem menſchlichen Herzen liegende Nothwendigkeit gründet, iſt ein Hirngeſpinnſt. Selbſt die Regel, gegen andere ſo zu handeln, wie wir wollen, daß ſie gegen uns handeln, hat ihren wahren Grund nur in dem Gewiſſen und dem Gefühle, denn wo iſt ein beſtimmter Grund, ſo zu handeln, wie wenn ich ein anderer wäre, wenn ich noch überdieß ziemlich ſicher weiß, daß ich mich nie in dem nehmlichen Fall befinden werde. Und wer bürgt mir dafür, daß ich es durch die treueſte Befolgung dieſer Regel dahin bringe, daß man ſie auch gegen mich ausübt? Der Laſterhafte zieht von der Rechtſchaffenheit des Guten und ſeiner eigenen Ungerechtigkeit Vortheil, ihm iſt es ganz recht, wenn Jedermann außer ihm rechtſchaffen iſt. Dieſer Vergleich iſt eben für die Rechtſchaf-

ſenen nicht ſehr vortheilhaft. Wenn aber die Kraft eines wohlwollenden Herzens mich an meinen Mitmenſchen kettet, wenn ich mich ſo zu ſagen, in ihm fühle, dann will ich, er ſoll nicht leiden, damit ich ſelbſt nicht leide; ich nehme an ihm aus Liebe zu mir ſelbſt Antheil, und der Grund dieſer Vorſchrift liegt in der Natur ſelbſt, welche mir den Wunſch einflößt, mich immer und allenthalben wohl zu befinden. Hieraus ſchließe ich, daß es nicht wahr iſt, daß die Vorſchriften der natürlichen Geſetze blos in der Vernunft gegründet ſeyen; ſie haben einen feſtern und ſicherern Grund. Liebe zu den Menſchen, abgeleitet aus der Liebe zu ſich ſelbſt, iſt der Grund der menſchlichen Rechtſchaffenheit.

Die ewigen Geſezze der Natur vertreten bei dem Weiſen die Stelle der poſitiven Geſezze, ſie ſind durch Gewiſſen und Vernunft ins Innerſte ſeines Herzens geſchrieben; nach ihnen muß er ſich richten, wenn er frei ſeyn will, und nur wer Böſes thut, iſt ein Sklave, denn er handelt immer wider ſeinen eigenen Willen. Die Freiheit iſt an keine Regierungsform gebunden; ſie wohnt in dem Herzen des freien Menſchen und er trägt ſie allenthalben mit ſich hin. Der ſchlechte Menſch hingegen trägt ſeine Sklaverei alleuthalben mit ſich hin.

Gerechtigkeit und Wahrheit ſind die erſten Pflichten des Menſchen; Menſchheit und Vaterland ſind ihm das theuerſte. So oft er aus beſonderm Intereſſe hiegegen handelt, iſt er ſtrafbar.

Glük.

Vollkommnes Glük ſucht man auf Erden vergebens; das gröſste Unglük aber, welches man jedoch immer vermeiden kann, iſt, wenn man durch eigene Schuld unglüklich iſt.

Die Tugend iſt der ſicherſte Weg zum Glük. Hat man es durch ſie erlangt, ſo macht ſie es reiner, dauernder und angenehmer; hat man es durch ſie nicht erlangt, ſo kann nur ſie dafür entſchädigen.

Wir müſſen die Laſterhaften, die uns ihre äuſſere glänzende Lage zeigen und uns ihr Inneres verbergen, ſprechen laſſen, und ſicher ſeyn, daß, wenn ſich je ein recht Glüklicher auf Erden befindet, dies gewiß ein Rechtſchaffener iſt.

Wenn beim erſten Anblik Menge und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen zum Glük zu gehören ſcheinen, wenn uns ein einförmiges gleiches Leben langweilig vorkommt, ſo werden wir dage-

gen bei genauerer Unterſuchung finden, daß der angenehmſte Zuſtand der Seele in einem mäßigen Genuß beſteht, bei welchem weder Wünſche noch Ueberdruß entſtehen können. Unruhige Wünſche erzeugen immer Unbeſtändigkeit und Verlangen nach etwas anderm, und geiſtloſe Vergnügungen machen Langeweile.

Glük iſt der Endzwek aller denkenden Weſen, es iſt der erſte Wunſch, den uns die Natur einpflanzt, und der einzige, der uns nie verläßt. Aber wo finden wir das Glük? Wer weiß dieß? Jeder ſucht, keiner findet es. Man bringt ſein ganzes Leben damit zu, ihm nachzujagen, und ſtirbt, ohne es erreicht zu haben.

So lange wir nicht wiſſen was wir thun ſollen, iſt das vernünftigſte, nichts zu thun. So nothwendig dem Menſchen die Befolgung dieſer Regel iſt, ſo ſchlecht verſteht er ſich darauf. Wenn man das Glük ſucht, ohne zu wiſſen, wo es iſt, ſo begiebt man ſich ſo vielmal in die Gefahr des Gegentheils, als oft es Wege giebt, auf denen man davon abkommen kann. Aber nicht jedermann verſteht ſich darauf, nichts zu thun. In der Unruhe, in die wir durch das Trachten nach Wohlbefinden geſezt werden, wollen wir uns lieber bei ſeiner Verfolgung verirren, als es nicht ſuchen, und ſind wir einmal über den Ort hinaus,

an dem wir es hätten treffen können, ſo finden wir uns nicht mehr zurük.

Die Urſache des Glüks liegt weder allein in dem Beſiz des gewünſchten Gegenſtandes, noch allein in dem Herzen, das ihn beſizt, ſondern in beiden zugleich und in ihrem Verhältniß zu einander; und ſo wie uns nicht alles, was wir wünſchen, glüklich machen kann, ſo können wir es auch nicht in jedem Zuſtand unſers Herzens ſeyn. Wenn das reinſte Herz nicht für ſich allein ſein eignes Glük ausmachen kann, ſo iſt es noch gewiſſer, daß alle Freuden der Welt nicht im Stande ſind, ein verdorbenes Herz zu beglükken, denn von beiden Seiten iſt eine Vorbereitung und ein gewiſſes Zuſammentreffen nöthig, woraus dieſes köſtliche Gefühl entſteht, wornach jedes lebende Weſen ſtrebt, und welches der falſche Weiſe, der ſich bei ſchnell vorübergehenden Freuden verweilt, weil er nicht weiß, was dauerhaftes Glük iſt, nie findet.

Was würde es alſo nüzzen, wenn man ſich einen von dieſen Vorzügen auf Koſten des andern erwürbe, äußerlich gewönne, um innerlich noch mehr zu verliehren, und ſich die Mittel, glüklich zu ſeyn, mit Aufopferung der Fähigkeit, ſie anzuwenden, verſchaffe? Iſt es nicht beſſer, wenn man einmal nur eines von beiden haben kann, das, welches das Geſchik uns wieder geben kann, dem auf-

gen bei genauerer Unterſuchung finden, daß der angenehmſte Zuſtand der Seele in einem mäßigen Genuß beſteht, bei welchem weder Wünſche noch Ueberdruß entſtehen können. Unruhige Wünſche erzeugen immer Unbeſtändigkeit und Verlangen nach etwas anderm, und geiſtloſe Vergnügungen machen Langeweile.

Glük iſt der Endzwek aller denkenden Weſen, es iſt der erſte Wunſch, den uns die Natur einpflanzt, und der einzige, der uns nie verläßt. Aber wo finden wir das Glük? Wer weiß dieß? Jeder ſucht, keiner findet es. Man bringt ſein ganzes Leben damit zu, ihm nachzujagen, und ſtirbt, ohne es erreicht zu haben.

So lange wir nicht wiſſen was wir thun ſollen, iſt das vernünftigſte, nichts zu thun. So nothwendig dem Menſchen die Befolgung dieſer Regel iſt, ſo ſchlecht verſteht er ſich darauf. Wenn man das Glük ſucht, ohne zu wiſſen, wo es iſt, ſo begiebt man ſich ſo vielmal in die Gefahr des Gegentheils, als oft es Wege giebt, auf denen man davon abkommen kann. Aber nicht jedermann verſteht ſich darauf, nichts zu thun. In der Unruhe, in die wir durch das Trachten nach Wohlbefinden geſezt werden, wollen wir uns lieber bei ſeiner Verfolgung verirren, als es nicht ſuchen, und ſind wir einmal über den Ort hinaus,

an dem wir es hätten treffen können, ſo finden wir uns nicht mehr zurük.

Die Urſache des Glüks liegt weder allein in dem Beſiz des gewünſchten Gegenſtandes, noch allein in dem Herzen, das ihn beſizt, ſondern in beiden zugleich und in ihrem Verhältniß zu einander; und ſo wie uns nicht alles, was wir wünſchen, glüklich machen kann, ſo können wir es auch nicht in jedem Zuſtand unſers Herzens ſeyn. Wenn das reinſte Herz nicht für ſich allein ſein eignes Glük ausmachen kann, ſo iſt es noch gewiſſer, daß alle Freuden der Welt nicht im Stande ſind, ein verdorbenes Herz zu beglükken, denn von beiden Seiten iſt eine Vorbereitung und ein gewiſſes Zuſammentreffen nöthig, woraus dieſes köſtliche Gefühl entſteht, wornach jedes lebende Weſen ſtrebt, und welches der falſche Weiſe, der ſich bei ſchnell vorübergehenden Freuden verweilt, weil er nicht weiß, was dauerhaftes Glük iſt, nie findet.

Was würde es alſo nüzzen, wenn man ſich einen von dieſen Vorzügen auf Koſten des andern erwürbe, äußerlich gewönne, um innerlich noch mehr zu verliehren, und ſich die Mittel, glüklich zu ſeyn, mit Aufopferung der Fähigkeit, ſie anzuwenden, verſchaffe? Iſt es nicht beſſer, wenn man einmal nur eines von beiden haben kann, das, welches das Geſchik uns wieder geben kann, dem auf-

zuopfern, welches man nie wieder erlangen kann, wenn man es einmal verlohren hat?

Willſt du glüklich und weiſe leben, ſo hänge dein Herz nur an die Schönheit, die nie vergeht, ſchränke deine Wünſche nach deiner Lage ein, laß deine Pflichten über deine Neigungen herrſchen, dehne das Geſez der Nothwendigkeit auch auf moraliſche Gegenſtände aus, und lerne verliehren, was dir genommen werden kann; lerne wenn es die Tugend befiehlt, alles verlaſſen, dich über das Schikſal erheben, dich von den Glüksgütern trennen, ohne daß dein Herz dadurch zerriſſen wird, muthig im Unglük, um nie elend, und feſt in deiner Pflicht ſeyn, um nie ſtrafbar zu werden. Dann mag dein Schikſal ſeyn, welches es will, du wirſt glüklich und troz deiner Leidenſchaften weiſe ſeyn. Dann wirſt du ſelbſt in dem Beſiz vergänglicher Güter ein Vergnügen finden, das durch nichts getrübt werden kann, du wirſt ſie beſizzen, ohne von ihnen beſeſſen zu werden, und du wirſt fühlen, daß der Menſch, der um alles kommen kann, nur deſſen froh wird, deſſen Verluſt er ertragen kann. Es iſt wahr, du wirſt dann die Vergnügungen entbehren müſſen, die blos in Täuſchung und Einbildung beſtehen, du wirſt aber auch von den Schmerzen frei ſeyn, die ſie nach ſich ziehen, und dieſer Tauſch

wird ſehr vortheilhaft für dich ſeyn, denn dieſe Schmerzen ſind vielfach und wirklich, jene Vergnügungen ſelten und eitel. Erhaben über ſo viele irrige Meinungen wirſt du es auch über diejenige ſeyn, die dem Leben einen ſo hohen Werth beilegt, du wirſt es ruhig hinbringen und enden, und es wie alles andere verliehren können. Wenn andere mit Schaudern daran denken, daß mit dieſem Leben ihre ganze Exiſtenz aufhört, ſo wirſt du, überzeugt von ſeiner Nichtigkeit, glauben, daß es dann erſt recht anfange. Das Leben des Laſterhaften endet mit dem Tode, und das des Rechtſchaffenen fängt mit ihm an.

Wer am wenigſten Leiden hat, iſt der glüklichſte; wer am wenigſten Vergnügen hat, der unglüklichſte. Immer mehr Leiden als Freuden, iſt das gemeinſchaftliche Loos aller. Das Glük des Menſchen hienieden iſt nur ein negativer Zuſtand. Man muß es nur nach der größern oder geringern Anzahl von Uebeln meſſen, die er erduldet. Mit jedem ſchmerzlichen Gefühl iſt der Wunſch, es los zu werden, unzertrennlich verbunden, jeder Gedanke an Vergnügen hingegen, iſt unzertrennlich von dem Wunſche, daſſelbe zu genießen; jeder Wunſch ſezt aber einen Mangel voraus, und jedes Gefühl eines Mangels iſt ſchmerzlich; unſer Unglük beſteht daher in dem Mißverhältniß unſerer

Wünſche und unſerer Kräfte. Ein denkendes Weſen, deſſen Kräfte ſeinen Wünſchen gleich kämen, wäre vollkommen glüklich.

Worinn beſteht alſo die menſchliche Weisheit oder der Weg zum wahren Glük? Nicht gerade in der Verminderung unſerer Wünſche, denn wenn dieſe geringer wären, als unſere Kräfte, ſo würde ein Theil unſerer Kräfte unbenuzt bleiben, und wir würden nicht unſer ganzes Weſen genießen; auch nicht in der Vermehrung unſerer Kräfte; denn wenn unſere Wünſche zugleich im nähmlichen Verhältniß ſtiegen, ſo würden wir nur um ſo elender; ſondern in der Ausrottung derjenigen Wünſche, welche unſere Kräfte überſteigen, und in der vollkommenen Gleichmachung des Vermögens und des Willens. Nur ſo werden alle Kräfte in Thätigkeit ſeyn, das Herz doch ruhig bleiben und der Menſch ſich wohlbefinden. Je näher der Menſch ſeinem natürlichen Zuſtande bleibt, um deſto geringer iſt der Unterſchied zwiſchen ſeinen Kräften und ſeinen Wünſchen, um deſto weniger entfernt er ſich folglich vom Glük. Er iſt nie weniger unglüklich, als wenn er von allem entblößt ſcheint, denn das Unglük beſteht nicht in dem Mangel der Dinge, ſondern nur in dem Bedürfniß, das man darnach fühlt.

Die wirkliche Welt hat ihre Grenzen, die eingebildete iſt unendlich. Da wir jene nicht weiter machen können, ſo müſſen wir dieſe enger machen, denn nur aus ihrer Verſchiedenheit entſtehen alle Leiden, die uns wirklich unglüklich machen. Stärke, Geſundheit und gutes Gewiſſen abgerechnet, beſtehen alle Güter, und körperliche Schmerzen und Gewiſſensbiſſe abgerechnet, alle Leiden in der Einbildung.

Großes Vermögen erzeugt große Bedürfniſſe, und oft iſt das beſte Mittel, ſich Dinge, die man entbehrt, zu verſchaffen, daß man diejenigen weggiebt, die man hat. Wir verwandeln unſer Glük gerade durch die Bemühungen, es zu vergrößern, in Elend. Jeder Menſch, der nichts weiter, als leben wollte, würde glüklich leben.

Die wahre Quelle unſers Unglüks und unſerer Uebel, iſt die Sorge für die Zukunft, welche uns beſtändig aus uns ſelbſt hinausbringt, und uns oft in Lagen verſezt, in welche wir nie kommen werden. Welch eine Tollheit iſt es für ein ſo vergängliches Weſen, als der Menſch iſt, immer in die Zukunft, die ſo ſelten kömmt, zu ſehen, und darüber das Gegenwärtige, das gewiß iſt, zu vergeſſen. Sie iſt um ſo ſchädlicher, da ſie immer mit dem Alter zunimmt, ſo daß Alte, voll Mistrauen Sorge für die Zukunft und Geiz, ſich

gerne die erſten Nothwendigkeiten des Lebens verſagen, damit ſie nur in hundert Jahren nicht Mangel daran leiden dürfen.

So hängen wir uns an alles und leben nicht mehr wo wir ſind, ſondern wo wir nicht ſind; jeder von uns bekümmert ſich um alles was iſt und was ſeyn wird, um alle Zeiten, Orte, Menſchen und Sachen; unſere Perſon iſt nur der kleinſte Theil von uns. Jeder breitet ſich, ſo zu ſagen, über die ganze Erde aus, und iſt auf dieſer ganzen großen Oberfläche empfindlich. Darf man ſich wundern, wenn ſich unſere Uebel bei ſo vielen verwundbaren Punkten vermehren. Wie viele Fürſten ſind nicht über den Verluſt eines Landes, das ſie nie geſehen haben, untröſtlich? — O Menſch, ſchränke dich auf dich ſelbſt ein, und du wirſt nicht mehr unglüklich ſeyn.

Wir beurtheilen das Glük zu ſehr nach dem Aeußern: wir ſezzen es da voraus, wo es am wenigſten iſt, und ſuchen es, wo es gar nicht ſeyn kann. Luſtigkeit iſt ein ſehr zweideutiges Kennzeichen eines Glüklichen. Ein Luſtiger iſt oft nur ein Unglüklicher, der andere hinter das Licht führen und ſich ſelbſt betäuben will. Wahre Zufriedenheit iſt nicht luſtig, nicht muthwillig; indem man das Angenehme dieſes Zuſtandes fühlt, denkt man daran, genießt ihn, und nimmt ſich ſehr in

Acht, ihn vorübergehen zu laſſen. Ein wahrhaft glüklicher Menſch redet und lacht nicht viel, er verwahrt, ſo zu ſagen, ſein Glük in ſeiner Bruſt.

Das Glük das uns unſere Sinne verſchaffen, iſt vergänglich, der gewöhnliche Zuſtand des Herzens leidet immer dabei. Die Hoffnung verſchafft uns mehr Genuß als uns die Wirklichkeit je verſchaffen kann: der Schmuk, den die Einbildungskraft dem, was man wünſchte verleiht, fällt bei dem wirklichen Beſizze hinweg. Auſſer dem Urweſen giebt es nichts Schönes, als das, was nicht iſt. Alles, was der Menſch haben kann, iſt hinfällig, wie er ſelbſt, alles im menſchlichen Leben iſt endlich und vergänglich, und wenn der Zuſtand, der uns glüklich macht, unaufhörlich fortwährte, ſo würde uns die Gewohnheit, ihn zu genießen, den Geſchmak daran benehmen. Wenn ſich die äuſſern Umſtände nicht ändern, ſo ändert ſich das Herz, das Glük verläßt uns, oder wir verlaſſen das Glük.

Die Unruhe unſers Lebens rührt vielmehr von unſern Neigungen, als von unſern Bedürfniſſen her. Unſere Wünſche ſind ungeheuer und unſere Kräfte faſt für nichts zu achten. Der Menſch hängt mit ſeinen Wünſchen an tauſend Dingen, nur an nichts von dem, was er wirklich hat, ſelbſt nicht an ſeinem eigenen Leben; an je mehrere Ge-

genſtände er ſich hängt, deſto vielfältiger werden ſeine Leiden.

Wenn auch die Schranken des Herzens noch ſo eng ſind, ſo iſt man doch nicht unglücklich, ſo lange man ſich in ihnen hält, man iſt es nur, wenn man ſie überſchreiten will. Man iſt es, wenn man in der Thorheit ſeiner Wünſche das Unmögliche für möglich hält, man iſt es, wenn man vergißt, daß man ein Menſch iſt, und ſich in einem eingebildeten Stand hineinträumt, aus dem man immer wieder in den ſeinigen zurükfällt. Nur die Entbehrung von ſolchen Gütern, auf die wir ein Recht zu haben glauben, fällt uns ſchwer. Augenſcheinliche Unmöglichkeit benimmt uns die Begierde darnach, hoffnungsloſe Wünſche quälen uns nicht. Ein Bettler wird nie von dem Wunſche gepeiniget, wenn er nur ein König wäre, und ein König will nur ein Gott ſeyn, wenn er ſich für keinen Menſchen mehr hält.

Wer allmächtig wäre, ohne Gott zu ſeyn, wäre ein elendes Geſchöpf; das Vergnügen zu wünſchen, das unentbehrlichſte von allen, wäre ihm geraubt. Hieraus folgt, daß jeder Fürſt, der Despot zu werden ſtrebt, nach der Ehre trachtet, vor langer Weile zu ſterben.

Ich kann nicht begreifen, daß jemand, der nach nichts ein Bedürfniß fühlt, etwas lieben könne,

und daß der, welcher nichts liebt, glüklich ſeyn könne.

Giebt es für den Menſchen einen dauerndeu Zuſtand? Nein, wenn man alles erworben hat, ſo muß man etwas verlieren, ſollte es auch nur das Vergnügen an dem Beſizze ſeyn, das immer geringer wird.

Man hat immer Vergnügen, ſobald man nur will; nur die Einbildung macht es ſchwer und verſcheucht das Glük von uns, und glüklich ſeyn iſt hundertmal leichter, als glüklich ſcheinen. Ein Mann, der Geſchmak hat und wahrhaft wollüſtig iſt, darf ſich nur Reichthum erwerben, um frei und Herr ſeiner ſelbſt zu ſeyn. Wer geſund iſt und nicht an den erſten Lebensbedürfniſſen Mangel leidet, iſt reich genug, wenn er ſein Herz von dem Hang nach blos eingebildeten Gütern los macht. Darinn beſteht Horazens aurea mediocritas. Ihr Leute mit Geldkaſten, ſucht euern Reichthum anders anzubringen, denn Vergnügen könnt ihr nicht damit kaufen.

Nur Leute ohne Gefühl, die glauben, das Leben übertäuben, heiße es genießen, finden ihr eitles und leeres Glük in rauſchenden Vergnügungen.

Das allerſchlimmſte iſt endlich, daß man überdrüßig wird, immer alles nach Wunſch zu haben,

und man kann ſich jedes Vergnügen nicht gewiſſer rauben, als wenn man recht darnach geizt.

Die ganze Kunſt, die ein Weiſer anwendet um ſich die unbedeutendſten Dinge ſchäzbar zu machen, beſteht darinn, daß er ſich ihren Genuß zwanzigmal verſagt; auf dieſe Art behält er immer die erſte Kraft, ſtumpft ſeinen Geſchmak nicht ab und bleibt dadurch, daß er beſtändig ſeine Leidenſchaften an Gehorſam und ſeine Wünſche an Unterwürfigkeit unter das Geſez gewöhnt, Herr ſeiner ſelbſt, ruhig und glücklich.

Entbehren und genießen, iſt die Philoſophie des Weiſen, der Epicurismus der Vernunft

Die Kürze des Lebens muß uns antreiben, es bis ans Ende auszunüzzen und ſo geſchikt einzutheilen, daß wir den höchſtmöglichen Vortheil daraus ziehen. Wenn ein Tag der Ueberſättigung uns um ein Jahr des Genuſſes bringt, ſo iſt es ſchlecht philoſophirt, wenn wir immer ſo weit gehen, als unſere Wünſche führen, ohne zu bedenken, ob uus nicht unſere Kräfte auf dem Wege verlaſſen, und ob nicht unſer Herz erſchöpft wird, und vor uns ſtirbt. Ich ſehe, daß jene gemeinen Epicyräer, weil ſie keine Gelegenheit zum Genuß vorbeilaſſen wollen ſie alle verſäumen, und immer überſättiget, mitten unter Vergnügen nie eines finden

den können. Sie verſchwenden die Zeit, die ſie zu ſparen denken, und bringen ſich ſo ins Verderben, weil ſie, wie die Geizigen, nichts zu rechter Zeit aufzuopfern wiſſen.

Alle die Leute, denen man ihre Langeweile mit ſo vieler Mühe vertreiben muß, verdanken ihr Mißvergnügen nur ihren Laſtern und verlieren das Gefühl für das Vergnügen nur mit dem Gefühle für ihre Pflicht. Man kann Sorgen, Arbeiten, Einſamkeit zu Vergnügen machen, wenn man es nur einzurichten verſteht. Kurz, ein geſunder Verſtand kann die gemeinſten Beſchäftigungen ſchmakhaft machen, ſo wie ein geſunder Körper die einfachſten Nahrungsmittel gut findet.

Wenn die Freuden der Jugend aufhören und die Zeit vorbei iſt, wo Wünſchen die Hauptbeſchäftigung iſt, ſo erwarten uns andere Vergnügen, dann muß man ſich weislich auf die Neigungen einſchränken, die man befriedigen kann. Wenn man den Freuden, die uns fliehen, vergebens nachjagt, ſo raubt man ſich auch die, welche man hat. Wir müſſen unſere Neigungen mit den Jahren verändern, und uns nach der Zeit unſers Alters wie nach den Jahreszeiten richten; wir müſſen zu jeder Zeit die ſeyn, die wir ſind, und nicht gegen die Natur kämpfen; ſolche vergebliche Bemühun-

gen nuzzen das Leben ab und hindern uns, es zu genießen.

Alles, was die Sinne ergözt und nicht eine Nothwendigkeit des Lebens iſt, bekömmt eine andre Beſchaffenheit, ſobald es zum Bedürfniß geworden iſt. Sobald es zum Bedürfniß geworden iſt, hört es auf, ein Vergnügen zu ſeyn; man legt ſich dadurch Feſſeln an und beraubt ſich überdieß des Genuſſes. Allen Wünſchen zuvorzukommen heißt nicht ſie befriedigen, ſondern ſie erſtikken.

Willſt du deine Vergnügungen von allem Unangenehmen befreien, ſo genieße ſie nicht allein. Je mehrere daran Antheil nehmen, deſto reiner wirſt du ſie genießen. Mit einem Worte, ausſchlieſſendes Vergnügen iſt der Tod des Vergnügens. Man wird deſſelben gar nicht mehr froh, ſobald man es nur für ſich allein haben will.

Bei der Ungewißheit des menſchlichen Lebens müſſen wir uns vor allen Dingen vor der falſchen Klugheit hüten, das Gegenwärtige dem Zukünftigen aufzuopfern, denn auf dieſe Art giebt man oft das, was man hat, für etwas hin, was man nie bekommen wird. Der Menſch muß ſich beſtreben, in jedem Alter glüklich zu ſeyn, damit er nicht nach vielen Mühſeligkeiten ſtirbt, ohne es je gewe=

geweſen zu ſeyn. Die unbeſonnene Jugend fehlt nicht dadurch, daß ſie genießen will, ſondern dadurch, daß ſie Genuß ſucht, wo keiner zu finden iſt, und daß ſie ſelbſt den gegenwärtigen Augenblik nicht genießen kann, indem ſie ſich eine unglükliche Zukunft bereitet.

Den Menſchen betreffen faſt immer nur ſolche Uebel, die er ſich ſelbſt zugezogen hat, und es koſtete viele Mühe, bis wir uns ſo unglüklich machten, als wir wirklich ſind. Die Natur läßt ſich die Verachtung ihrer Lehren theuer bezahlen.

Nur durch den Mißbrauch unſerer Kräfte werden wir unglüklich und böſe. Wir haben uns unſere Sorgen, Leiden und Kummer nur ſelbſt zugezogen. Die moraliſchen Uebel ſind unſtreitig unſer Werk, und die phyſiſchen wären ohne unſere Laſter, die uns erſt recht empfindlich dabei machen ſehr unbedeutend. Läßt uns die Natur nicht blos zu unſerer Erhaltung Bedürfniſſe fühlen? Was iſt körperlicher Schmerz anders, als ein Zeichen, daß die Maſchine in Unordnung geräth und ein Wink daſſelbe zu verhüthen? Der Tod — wer wird wohl immer zu leben wünſchen, da die Laſterhaften ſich und uns das Leben verbittern — der Tod iſt der Erretter von den Uebeln, die ihr euch zuzieht, die Natur wollte, ihr ſollet nicht ewig leiden. Wie wenigen Uebeln iſt nicht

der in der urſprünglichen Einfachheit lebende Menſch unterworfen? Er lebt beinahe ohne alle Krankheiten wie ohne Leidenſchaften; er fürchtet und fühlt den Tod nicht voraus; fühlt er aber, daß er ſich naht, ſo macht ſein Elend ihn ihm wünſchenswerth, und dann iſt er kein Uebel mehr für ihn. Wenn wir uns begnügten zu ſeyn, was wir ſind, ſo würden wir uns nicht über, unſer Loos zu beklagen haben, indem wir aber nach einem eingebildeten Glük ſtreben, ziehen wir uns tauſend wirkliche Uebel zu. Wer nicht wenige Leiden zu ertragen verſteht, darf ſich gefaßt machen, viele zu erdulden. Hat man ſeine Geſundheit durch ein unordentliches Leben verdorben, ſo will man ſie durch Arzneimittel wiederherſtellen, zu dem Uebel, welches man wirklich leidet, kommt noch das, welches man fürchtet; die Furcht vor dem Tode macht ihn ſchreklich und beſchleuniget ihn; je mehr man ihm entfliehen will, deſto näher fühlt man ihn; und man ſtirbt vor Furcht, die das ganze Leben dauert, indem man gegen die Natur wegen ſolcher Uebel murrt, die man ſich dadurch zugezogen hat, daß man ihr entgegen handelte.

Menſch! frage nicht mehr nach dem Urſprung des Böſen; du biſt es ſelbſt. Es giebt kein anderes Uebel als das, welches du anrichteſt oder leideſt und beides kömmt von dir. Allgemeines

Uebel kann nur in allgemeiner Verwirrung beſtehen, ich ſehe aber in der Einrichtung der Welt eine Ordnung, die nie mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt. Beſondere Uebel ſind nur in dem Gefühl deſſen vorhanden, der ſie erduldet, und dieſes Gefühl hat der Menſch nicht von Natur, er hat es ſich erſt gegeben. Wer wenig grübelt und ſich weder über die Vergangenheit noch über die Zukunft grämt, wird wenig Kummer haben. Man denke ſich unſere traurige Verfeinerung, unſere Irrthümer und Laſter und das, was Menſchenwerk iſt, hinweg, und alles iſt gut.

Ich ſehe nicht ein, wie man die Quelle des ſittlichen Uebels anderswo, als in dem freien und verfeinerten ſo ſehr verderbten Menſchen ſuchen kann. Wenn ein denkendes Weſen, das keiner Leiden fähig iſt, wie es mir ſcheint, ein Widerſpruch iſt, ſo ſind bei jeder Einrichtung, in die der Menſch verwebt iſt, phyſiſche Uebel unvermeidlich; folglich muß man nicht fragen, warum der Menſch nicht vollkommen glüklich iſt, ſondern warum er exiſtirt. Ueberdem bereiten wir, den Tod ausgenommen, welcher faſt nur durch die Vorbereitungen, die man ihm vorhergehen läßt, ein Uebel iſt, den größten Theil unſerer phyſiſchen Uebel uns ſelbſt zu. Muß man nicht, damit ich ein Beiſpiel anführe, zugeben, daß nicht die Na-

tur zu Liſſabon zwanzig tauſend ſechs bis ſieben Stokwerk hohe Häuſer zuſammenbaute, und daß, wenn die Bewohner dieſer großen Stadt verhältnißmäßiger vertheilt geweſen wären und in keinen ſolchen hohen großen Häuſern gewohnt hätten, eine viel geringere oder vielleicht gar keine Verheerung angerichtet worden wäre. Alles hätte bei der erſten Erſchütterung die Flucht ergriffen und wäre den andern Tag zwanzig Stunden davon ſo froh geweſen, als wenn nichts vorgefallen wäre, aber nein, man muß bleiben und hartnäkig auf dem Schutthaufen neue Stöße erwarten, weil das, was man da läßt, mehr werth iſt, als das, was man wegbringen kann. Wie viele Unglükliche kamen bei dieſem Unfall um, weil der eine ſeine Kleider, der andere ſeine Papiere, der dritte ſein Geld retten wollte. Man weiß ja, daß die Perſon des Menſchen der unwichtigſte Theil von ihm geworden iſt, und daß es faſt nicht der Mühe lohnt, dieſe zu retten, wenn man alles andere verloren hat.

Freiheit.

Nur der übt ſeinen Willen aus, welcher nicht, um ihn ins Werk zu ſezzen, die Arme eines andern für die ſeinigen in Bewegung zu ſezzen braucht, und hieraus ergiebt ſich, daß das höchſte Gut

Gut nicht Macht, ſondern Freiheit iſt. Der wahrhaft freie Mensch will nur das, was er kann, und thut, was ihm beliebt.

Die Vorſehung hat dem Menſchen Freiheit verliehen, daß er nicht das Böſe, ſondern das Gute wähle und ſo die Kräfte, die ſie ihm ſchenkte, gut anwende; ſie hat aber ſeine Macht ſo beſchränkt, daß der Misbrauch ſeiner Freiheit, welchen ſie ihm zu machen verſtattet, die allgemeine Ordnung nicht ſtören kann. Das Böſe, das der Menſch thut, fällt auf ihn ſelbſt zurük, ohne daß dadurch etwas in der Ordnung der Welt verändert wird und ohne daß auch troz des Böſen, die Erhaltung des Menſchengeſchlechts verhindert wird. Murren, daß Gott uns nicht hindert, Böſes zu thun, heißt murren, daß er uns eine ſo herrliche Natur verlieh, daß er es uns möglich machte, ſittliche edle Handlungen auszuüben, daß er uns Anſpruch auf Tugend gab. Konnte Gott Widerſprüche in unſere Natur legen und den für rechtſchaffene Handlungen belohnen, der gar nicht ſchlecht hätte handeln können? Wie, um den Menſchen zu hindern laſterhaft zu ſeyn, ſollte er ihn durch Inſtinkt beſchränken und zum Thier machen? Nein, Gott meines Herzens, ich werde dich nie tadeln, daß du mich nach deinem Bilde gemacht haſt, damit ich frei, gut und glüklich ſeyn könne, wie du.

Leben.

Wenige Menſchen ſagt man mit Erasmus, möchten unter den nemlichen Umſtänden, unter denen ſie gelebt haben, noch einmal leben; wer hier aber viel aufſchlagen wollte, wenn er einige Hoffnung hätte, den Kauf zu ſchlieſſen, hält ſeine Waare ſehr hoch. Ueberdies, wer ſagt es wohl? vielleicht Reiche, die überſatt von vermeintlichen Vergnügungen und unbekannt mit den wahren, immer des Lebens überdrüßig ſind und doch immer zittern, ſie möchten es verlieren, oder vielleicht Gelehrte, deren Leben unter allen menſchlichen Ständen mit dem meiſten Sizen verbunden, das ungeſundeſte, grübelndſte und folglich unglüklichſte iſt. Will man Menſchen finden, die in einem beſſern Zuſtande oder wenigſtens gemeiniglich aufrichtiger ſind, und welche ſchon, weil ſie die gröſſere Zahl ausmachen, vor den andern gehört werden müſſen, ſo frage man einen ordentlichen Bürger, der ohne Plane und Ehrgeiz ein ſtilles und ruhiges Leben führte; ſo frage man einen rechtſchaffenen Künſtler, der bequem von ſeiner Kunſt lebt; ja man frage ſogar einen Bauern, nur nicht in einem Lande, wo man den Grundſaz hat, man müſſe dieſe Menſchenklaſſe beinahe zu Tode drükken, damit andere deſto bequemer leben können, ſondern einen Bauer in einem

freien

freien Lande. Ich getraue mir zu behaupten, daß es in den Gebürgen des Walliſerlandes vielleicht keinen einzigen Menſchen giebt, der mit ſeinem beinahe maſchinenmäßigen Leben unzufrieden wäre und der nicht ſogar auf das Paradieß gerne unter der Bedingung Verzicht thun würde, daß er immer wieder gebohren werde, um in Ewigkeit ſo fort zu vegetiren. Dieſe Verſchiedenheit läßt mich glauben, daß uns unſer Leben oft nur durch Misbrauch zur Laſt wird, und ich hege von denen, die bedauern, daß ſie gelebt haben, eine weit ſchlechtere Meinung, als von dem, der mit Cato ſagen kann: „Ich bereue nicht, gelebt zu „haben, denn ich habe ſtets ſo gelebt, daß ich mir „ſelbſt das Zeugniß geben kann, nicht vergebens auf „der Welt geweſen zu ſeyn.

Mit ſo vielen Uebeln das Leben auch durchwebt ſeyn mag, ſo iſt es doch, wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf gehen, im Ganzen genommen, kein übles Geſchenk, und wenn es nicht immer ein Unglük iſt, daß man ſtirbt, ſo iſt es noch viel ſeltener eines, daß man lebt.

Leben heißt nicht athmen, ſondern thätig ſeyn, unſere Organe, Sinne, Kräfte und alle Theile, durch die wir unſer Daſeyn fühlen, gebrauchen. Nicht der Menſch, der die meiſten Jahre zählt, hat

Leben.

Wenige Menſchen ſagt man mit Erasmus, möchten unter den nemlichen Umſtänden, unter denen ſie gelebt haben, noch einmal leben; wer hier aber viel aufſchlagen wollte, wenn er einige Hoffnung hätte, den Kauf zu ſchlieſſen, hält ſeine Waare ſehr hoch. Ueberdies, wer ſagt es wohl? vielleicht Reiche, die überſatt von vermeintlichen Vergnügungen und unbekannt mit den wahren, immer des Lebens überdrüßig ſind und doch immer zittern, ſie möchten es verlieren, oder vielleicht Gelehrte, deren Leben unter allen menſchlichen Ständen mit dem meiſten Sizen verbunden, das ungeſundeſte, grübelndſte und folglich unglüklichſte iſt. Will man Menſchen finden, die in einem beſſern Zuſtande oder wenigſtens gemeiniglich aufrichtiger ſind, und welche ſchon, weil ſie die größere Zahl ausmachen, vor den andern gehört werden müſſen, ſo frage man einen ordentlichen Bürger, der ohne Plane und Ehrgeiz ein ſtilles und ruhiges Leben führte; ſo frage man einen rechtſchaffenen Künſtler, der bequem von ſeiner Kunſt lebt; ja man frage ſogar einen Bauern, nur nicht in einem Lande, wo man den Grundſaz hat, man müſſe dieſe Menſchenklaſſe beinahe zu Tode drükken, damit andere deſto bequemer leben können, ſondern einen Bauer in einem freien

freien Lande. Ich getraue mir zu behaupten, daß es in den Gebürgen des Walliſerlandes vielleicht keinen einzigen Menſchen giebt, der mit ſeinem beinahe maſchinenmäßigen Leben unzufrieden wäre und der nicht ſogar auf das Paradieß gerne unter der Bedingung Verzicht thun würde, daß er immer wieder gebohren werde, um in Ewigkeit ſo fort zu vegetiren. Dieſe Verſchiedenheit läßt mich glauben, daß uns unſer Leben oft nur durch Misbrauch zur Laſt wird, und ich hege von denen, die bedauern, daß ſie gelebt haben, eine weit ſchlechtere Meinung, als von dem, der mit Cato ſagen kann: „Ich bereue nicht, gelebt zu „haben, denn ich habe ſtets ſo gelebt, daß ich mir „ſelbſt das Zeugniß geben kann, nicht vergebens auf „der Welt geweſen zu ſeyn.

Mit ſo vielen Uebeln das Leben auch durchwebt ſeyn mag, ſo iſt es doch, wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf gehen, im Ganzen genommen, kein übles Geſchenk, und wenn es nicht immer ein Unglük iſt, daß man ſtirbt, ſo iſt es noch viel ſeltener eines, daß man lebt.

Leben heißt nicht athmen, ſondern thätig ſeyn, unſere Organe, Sinne, Kräfte und alle Theile, durch die wir unſer Daſeyn fühlen, gebrauchen. Nicht der Menſch, der die meiſten Jahre zählt,

hat

hat am längſten gelebt, ſondern der, welcher ſein Leben am meiſten empfunden hat. Es wird mancher hundertjährige Greis begraben, der ſein ganzes Leben hindurch tod war, für den es beſſer geweſen wäre, jung zu ſterben, wenn er dann doch bis dahin gelebt hätte.

So erfinderiſch wir auch ſein können, unſer Elend durch die ſchöne Erziehung zu unterhalten, ſo haben wir es doch bis jezt in der Verfeinerung nicht ſo weit bringen können, daß uns das Leben durchgehends zur Laſt wird, und wir Nichtſeyn dem Seyn vorziehen, ſonſt würde bald Mismuth und Verzweiflung den größten Theil von uns ergriffen haben, und das menſchliche Geſchlecht wäre längſt ausgeſtorben. Wenn es alſo beſſer für uns iſt, zu exiſtiren als nicht zu exiſtiren, ſo wäre ſchon dieß hinreichend, unſer Daſeyn zu rechtfertigen, wenn wir auch keine Entſchädigung für die Uebel, die wir erdulden, zu erwarten hätten, und wenn ſie auch wirklich ſo groß wären, als man ſie uns ſchildert. Man wird aber in dieſem Stükke nicht leicht Aufrichtigkeit bei den gewöhnlichen Menſchen, noch ein richtiges Urtheil bei den Philoſophen finden, weil jene bei der Vergleichung des Guten und Böſen, immer das ſüſſe Gefühl des Daſeyns, das unabhängig von jedem andern Eindruk iſt, nicht mit in Anſchlag bringen,

gen, und dieſe durch die Eitelkeit, den Tod zu verachten, veranlaßt werden, das Leben herabzuſezen.

Wir würden bedauernswürdige Weſen ſeyn, wenn wir unſterblich wären. Zwar iſt es ohne Zweifel um das Sterben etwas hartes, aber es iſt ſüß, die Hoffnung zu haben, daß wir nicht ewig leben werden, und daß ein beſſeres Leben den Leiden des jezzigen ein Ende mache. Wenn man uns Unſterblichkeit hienieden anböte, wer möchte wohl dies traurige Geſchenk annehmen? Welche Hülfe, welche Hoffnung, welcher Troſt würde uns dann gegen die Strenge des Schikſals und die Ungerechtigkeiten der Menſchen bleiben? Der Unwiſſende, den die Zukunft nicht viel kümmert, hat wenig Gefühl für den Werth des Lebens, und fürchtet den Verluſt deſſelben nicht ſehr; der Vernünftigere ſieht Güter von größerm Werthe vor ſich, welche er denen dieſes Lebens vorzieht. Nur ein halbes Wiſſen und eine falſche Weisheit hindern uns über den Tod hinauszuſehen, und ſind deßwegen unſer größtes Unglük. Die Gewißheit des Todes iſt für den Weiſen nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es einmal verliert, ſo würde man ſich zu wenig Mühe geben, es zu erhalten.

Manche

Manche Ereigniſſe fallen uns oft mehr oder weniger auf, je nachdem wir ſie von einer Seite anſehen, und verlieren bei näherer Unterſuchung vieles von dem Schreklichen, das ſie beim erſten Anblik haben. Die Natur überzeugt mich von Tag zu Tag mehr, daß ein ſchneller Tod nicht immer ein wirkliches Uebel iſt, und daß man ihn manchmal unter gewiſſen Umſtänden für ein Glük halten kann. Von den vielen Menſchen, die unter den Trümmern Liſſabons begraben wurden, ſind ohne Zweifel mehrere größerem Unglük entgangen, und obgleich die Beſchreibung eines ſolchen Unfalls uns eine ſchmerzliche Rührung verurſacht, ſo iſt es doch nicht gewiß, ob ein einziger von den Verunglükten mehr gelitten habe, als wenn er nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge in langen Aengſten den Tod erwartet hätte, der ihn ſo überrumpelte. Hatte er ein traurigeres Ende, als ein Sterbender, dem man mit unnüzzer Pflege beſchwerlich fällt, den Notar und Erben kaum athmen laſſen, den die Aerzte nach ihrer Bequemlichkeit in ſeinem Bette morden, und dem unmenſchliche Prieſter den Tod recht ſchwer zu machen ſich möglichſt bemühen. Mir kommt es immer vor, die Uebel, die wir von der Natur leiden, ſeien viel weniger ſchmerzhaft, als die, welche wir noch dazu machen.

Unſer gröſster Fehler iſt, daß wir dem Leben zu viele Wichtigkeit beilegen, wie wenn unſere Exiſtenz davon abhienge und wie wenn es mit dem Tode aus wäre. Unſer Leben iſt in den Augen Gottes und unſerer Vernunft nichtig; es muß es auch in dem unſrigen ſeyn; wenn wir unſern Körper verlaſſen, iſt es gerade, wie wenn wir ein unbequemes Kleidungsſtük ablegen.

Wir wünſchen immer ſehr ſtark fortzuleben, ſo lange es uns gut geht, und nur die gröſsten Uebel können dieſen Wunſch in uns bezwingen, denn wir haben alle von Natur einen ſehr groſsen Abſcheu vor dem Tode und dieſer Abſcheu verbirgt uns auch die Gröſse des menſchlicheu Elendes. Man erträgt ein peinliches und ſchmerzhaftes Leben, lange, ehe man ſich entſchlieſst, es zu verlaſſen, hat aber der Ueberdruß zu leben einmal die Oberhand über den Abſcheu vor dem Tode erhalten, ſo iſt das Leben offenbar ein groſses Uebel. Demnach kann man wenigſtens ganz geviß wiſſen, das das Leben lange vorher ein Uebel iſt, ehe es uns eins zu ſeyn ſcheint, wenn man auch den Zeitpunkt nicht genau angeben kann, in welchem es ein Glük für uns zu ſeyn aufhört.

Die Menſchen ſagen, das Leben ſey kurz, und doch geben ſie ſich, wie ich ſehe, alle Mühe

es dazu zu machen. Indem ſie die Zeit nicht zu benuzzen wiſſen, beklagen ſie ſich, daß ſie ſo ſchnell dahin eile, und doch ſehe ich, daß ſie viel langſamer fortläuft, als ſie es gerne hätten. Immer voll von dem Gedanken an den Gegenſtand, nach dem ſie ſtreben, ſehen ſie ungerne die Zwiſchenzeit, die ſie von ihm trennt, der eine möchte, daß es Morgen wäre, der andere, daß ein Monat, der dritte, daß zehn Jahre vorbei wären; keiner will heute leben, keiner iſt mit der gegenwärtigen Stunde zufrieden, alle finden ihren Gang zu langſam. Wenn ſie ſich beklagen, daß die Zeit ſchnell läuft, ſo lügen ſie, ſie würden gerne etwas darum geben, wenn ſie ihren Lauf beſchleunigen könnten. Sie würden gern ihr Vermögen daran wenden, um mit ihrem Leben fertig zu ſeyn, und es giebt vielleicht nicht einen, der nicht ſeine Jahre auf wenige Stunden herabgeſezt hätte, wenn es bei ihm geſtanden hätte, diejenigen von ihnen wegzunehmen, welche ihm durch lange Weile läſtig wurden, oder welche ihn von einem ungeduldig erwarteten Augenblikke trennten. So bringt mancher ſein halbes Leben damit hin, daß er ſich von der Stadt aufs Land, vom Lande in die Stadt, von einer Wohnung in die andere begiebt, indem er mit ſeiner Zeit in großer Verlegenheit ſeyn würde, wenn er nicht das Geheimniß beſäße, ſie zu töden, und ſich von ſeinen

nen Geſchäften zu entfernen, damit er nur dadurch, daß er ihnen wieder nachgeht, eine Arbeit hat, er hält die Zeit, die er hierauf wendet, für gewonnen, weil er ſonſt nichts mit ihr anzufangen wußte; er läuft, um zu laufen, und kömmt in größter Eile, ohne ein andres Geſchäft zu haben, als wieder umzukehren. Werdet ihr Sterbliche nie aufhören, der Natur ungegründete Beſchuldigungen zu machen? Warum beklagt ihr euch über die Kürze des Lebens, da es euch noch nicht kurz genug iſt? Wenn einer unter euch iſt, der ſeine Wünſche ſo zu mäßigen verſteht, daß er nie wünſcht, die Zeit möchte dahin eilen, ſo wird er das Leben nicht für zu kurz halten. Leben und genießen iſt bei ihm einerlei und ſtürbe er auch jung, ſo ſtürbe er mit Lebensgenuß geſättiget.

Tugend.

Tugend iſt unſerm Herzen ſo nothwendig, daß man, ſobald man die wahre verloren hat, ſich ſogleich eine nach ſeiner Art ſchaft, und auf ſie vielleicht nur deſto feſter hält, weil ſie nach eigener Wahl iſt.

Wenn man mit weiſen und tugendhaften Perſonen umgeht, ſo gewinnen und rühren uns ihre Vorzüge unvermerkt, unſer Herz vereiniget ſich im-

immer mehr mit dem ihrigen, ſo wie unſere Stimme unwillkührlich in den Ton der Leute, mit denen man ſpricht, übergeht.

Man kann gut ſeyn, ohne deswegen ein tugendhafter Menſch zu ſeyn. Wer nur gut iſt, bleibt es nur, ſo lange er Vergnügen daran findet, es zu ſeyn, aber an den Klippen der menſchlichen Leidenſchaften ſcheitert ſeine Güte und geht unter. Wer nur gut iſt, iſt es nur, ſo lange es ihm Vortheil bringt.

Wer iſt alſo tugendhaft? Nur der, welcher ſeine Begierden beſiegen kann. Denn alsdann folgt er ſeiner Vernunft und ſeinem Gewiſſen, thut ſeine Pflicht, und bleibt bei ſeiner Ordnung, ohne ſich von irgend etwas daraus bringen zu laſſen. Herrſche über dein Herz und du wirſt tugendhaft ſeyn.

Es giebt keine Tugend ohne Kampf. Virtus kömmt von Vir her. Stärke iſt die Grundlage aller Tugend. Tugendhaft kann nur ein Weſen ſeyn, das von Natur ſchwach, aber durch ſeinen Willen ſtark iſt; hierin beſteht das Verdienſt des rechtſchaffenen Mannes. Wir heiſſen Gott gut, aber nicht tugendhaft, weil er keine Mühe anwenden darf, um gut zu handeln. So lange uns

die

die Ausübung der Tugend keine Aufopferung koſtet, brauchen wir ſie nicht zu kennen; ſobald aber Leidenſchaften erwachen; iſt dieſes nöthig.

Nichts iſt liebenswürdiger als die Tugend; man muß ſie aber ſelbſt ausüben, wenn man ſie dafür halten ſoll. Wenn man ſie ergreifen will, ſo zeigt ſie ſich, wie Proteus in der Fabel, unter tauſend fürchterlichen Geſtalten und erſcheint nur denen, die ſie recht feſt halten, in ihrer wahren Geſtalt. Der Lohn der Rechtſchaffenheit iſt Wohlgefallen an ſeinen eigenen guten Handlungen; man erhält ihn aber nur, wenn man ihn verdient hat.

Der Genuß, den die Tugend gewährt, iſt ganz innerlich, und wird nur von denen bemerkt, die ihn empfinden, wohingegen alle die Vortheile, die das Laſter verſchafft, andern in die Augen fallen, und nur der, welcher ſie genießt, weiß, was ſie ihn koſten.

Wenn du die Tugend aufrichtig liebſt, ſo lerne ihr nach ihrer Art, nicht nach Art der Menſchen dienen, wenn auch einige Unannehmlichkeiten für dich daraus entſtünden, denn iſt das Wort Tugend nur ein leerer Schall für dich? und willſt du nur tugendhaft ſeyn, wenn es keine Mühe koſtet?

Das Laſter lauert auch auf den tugendhafteſten Menſchen unaufhörlich, er iſt jeden Augenblik ſeines Lebens in Gefahr, die Beute des Laſterhaften, oder ſelbſt laſterhaft zu werden, kämpfen und leiden iſt ſein Loos in der Welt, Böſes thun und leiden, das des Böſen. Im übrigen ſind ſie ganz verſchieden, ſie haben nichts miteinander gemein, als Leiden und Leben.

Mancher bildet ſich ein, Philoſoph und aus Grundſäzzen tugendhaft zu ſeyn, der es nur aus Temperament iſt, und der friſche Anſtrich, den er ſeinen Handlungen giebt, beſteht nur darinn, daß er dem, wozu ihn ſein Herz trieb, ſeine Vernunftſchlüſſe unterlegt.

Wenn man wiſſen will, was wahrhaft wünſchenswerth iſt, Glük oder Tugend, ſo darf man nur überlegen, welchem das Herz den Vorzug giebt, wenn es unpartheiiſch iſt, und wofür wir mehr Theilnahme empfinden. Wird man ſich, wenn man die Geſchichte lieſt, wohl je die Schäzze eines Crösus, Cäſars Ruhm, Neros Macht oder Heliogabals Vergnügungen wünſchen? Warum gehen, wenn ſie glüklich waren, unſere Wünſche nicht dahin, an ihrer Stelle zu ſeyn? Deswegen, weil ſie es nicht waren, und wir dies wohl fühlen; weil ſie ſchlecht und verächtlich waren, und niemand einen glüklichen Laſterhaften be-

beneidet. Welche Menſchen betrachten wir aber mit größern Vergnügen? Welchen möchten wir lieber gleichen? Unbegreiflicher Reiz der unvergänglichen Schönheit. Der Athenienſer, der den Giftbecher trinkt, Brutus, der für ſein Vaterland ſtirbt, Regulus unter ſeinen Martern, Cato mit dem Dolche in der Bruſt, — dieſe tugendhaften Unglüklichen werden von uns beneidet, wir fühlen die wahre Glükſeligkeit, die unter ihrem ſcheinbaren Unglük verborgen war, im Innerſten unſers Herzens. Dieſes Gefühl haben alle Menſchen, oft ſogar zu ihrem Verdruß, mit einander gemein. Das göttliche Vorbild, das wir im Herzen tragen, gefällt uns, ſo wenig wir ihm auch nachleben; ſobald wir es vor unſern Leidenſchaften ſehen können, wollen wir ihm gleichen, und der ſchlechteſte Menſch wollte, wenn er anders ſeyn könnte, als er iſt, gewiß ein rechtſchaffener Mann ſeyn.

Man kann die Tugend nicht ſo leicht, als man denkt, verlaſſen; ſie quält die, welche ihr entſagen, lange, und ihre Reize, welche das größte Vergnügen reiner Herzen ausmachen, ſind die erſte Strafe des Laſterhaften, der ſie gern noch genießen möchte, es aber nicht mehr kann.

Die geheimen Tugenden ſind oft um ſo erhabener, da ſie nicht nach dem Beifall anderer, ſon-

dern blos nach dem guten Zeugniſſe ihres eigenen Gewiſſens ſtreben. Der Rechtſchaffene wird durch das Bewußtſeyn ſeiner Handlungen mehr, als durch das Lob der ganzen Welt belohnt. Niemand kann glüklich ſeyn, ohne ſich ſelbſt zu achten, denn wenn Betrachtung des Schönen wahrer Genuß der Seele iſt, ſo kann es der Laſterhafte an andern nicht lieben, ohne gezwungen zu ſeyn, ſich ſelbſt zu haſſen.

Die gewiſſe Folge der Opfer, die man der Tugend bringt, iſt, daß, wenn es uns auch oft ſchwer fällt, ſie darzubringen, doch immer der Gedanke ſüß iſt, ſie vollbracht zu haben, und man wird wohl nie geſehen haben, daß jemanden eine gute Handlung gereut hätte.

So lange die Menſchen, unſchuldig und tugendhaft, die Götter gern zu Zeugen ihrer Handlungen hatten, wohnten ſie mit ihnen in den nehmlichen Hütten beiſammen, ſo wie ſie aber laſterhaft wurden, fanden ſie an den beſchwerlichen Zuſchauern kein Behagen mehr, und verwieſen ſie in prächtige Tempel. Endlich vertrieben ſie ſie auch hieraus, um ſie ſelbſt einzunehmen; wenigſtens unterſchieden ſich die Tempel der Götter nicht mehr von den Häuſern der Bürger, da war die Verderbniß auf dem höchſten Grade, und nie wurden die Laſter weiter getrieben, als wie man ſie

beim Eintritt in die Palläſte der Großen auf corinthiſche Säulen gegraben und von Marmor getragen ſah.

Wenn gleich Socrates und Leute ſeiner Art ſich die Tugend durch ihre Vernunft zu eigen machen konnten, ſo würde doch das Menſchengeſchlecht ſchon lange ausgerottet ſeyn, wenn ſeine Erhaltung von den Vernunftſchlüſſen ſeiner Glieder abhienge.

Man darf von allem dem, was die Tugend in ihrer Reinheit bewahren hilft, nichts geringe ſchäzzen, denn hohe Tugend wird nur durch eine Vorſicht erhalten, die ſich auch auf die kleinſten Umſtände erſtrekt.

Wenn das Leben auch für das Vergnügen kurz iſt, wie lang iſt es nicht für die Tugend! Man muß aber beſtändige Aufmerkſamkeit anwenden, der Augenblik ſie zu genießen, geht vorüber und kömmt nicht wieder, der Zeitpunkt, Böſes zu thun, kömmt, wenn er auch vorübergegangen iſt, immer wieder, man darf ſich nur einen Augenblik vergeſſen und man iſt verloren.

Man ſezze in die Rechtſchaffenheit der Abſichten eines tugendhaften Herzens nie Mistrauen. Wenn es auch eines Fehlers oder einer Unvorſichtigkeit fähig iſt, ſo iſt es gewiß immer weit ent-

fernt von vorſäzlichen Böſen, und dadurch unterſcheidet ſich der ſchwache Menſch von dem ſchlechten.

Leiden und Vergnügen gehen vorüber wie ein Schatten; das Leben läuft in einem Augenblik dahin, es iſt an ſich nichts, ſein ganzer Werth hängt von ſeiner Anwendung ab. Nur das Gute, das man thut, iſt dauernd, und erſt dieſes macht, daß das Leben etwas iſt.

Die Tugend, die die Grundlage unſers Betragens ſeyn ſoll, muß aber auf einen unerſchütterlichen Grund gebaut ſeyn. Wir müſſen es nicht den Indianern gleichthun, welche die Welt von einem großen Elephanten und dieſen von einer Schildkröte tragen laſſen, aber nichts zu antworten wiſſen, wenn man ſie fragt, wer denn die Schildkröte trage.

Wer an ſeinem Leben mehr, als an ſeinen Pflichten hält, kann nicht beſtändig tugendhaft ſeyn.

Wenn man die Tugend liebt, ſo muß man ſie in ihrer ganzen Vollkommenheit lieben und ſein Herz, ſo viel möglich und ſeinen Mund durchaus vor Gedanken bewahren, die man nicht haben ſoll.

Es thut mir leid, ſagen zu müſſen, daß nur der ein rechtſchaffener Mann iſt, der nie jemanden zu hintergehen braucht.

An=

Anſtändigkeit iſt eine Masque des Laſters, wo die Tugend herrſcht, iſt ſie überflüßig.

Mitgefühl.

Wenn man das Unglük eines andern bedauern ſoll, ſo muß man es ohne Zweifel kennen, aber es nicht ſelbſt erdulden. Man beklagt die, welche leiden, nur, wenn man gelitten hat, oder zu leiden fürchtet; ſo lange man ſelbſt leidet, beklagt man nur ſich. Wenn nun, während wir alle den Unglüksfällen des Lebens unterworfen ſind, keiner dem andern mehr Mitleiden ſchenkt, als er wirklich nicht für ſich nöthig hat, ſo folgt daraus, daß es ein ſehr ſüſſes Gefühl ſeyn müſſe, weil es ein Beweis iſt, daß wir uns in einem vortheilhafteren Zuſtande befinden, und daß dagegen ein hartherziger Menſch immer unglüklich iſt, weil der Zuſtand ſeines Herzens ihm kein Mitgefühl für fremde Leiden übrig läßt.

Das Mitleiden, das man bei fremden Unglük empfindet, ſteht nicht im Verhältniß mit der Gröſe des Uebels, ſondern mit dem Gefühl, das man den Leidenden für ihr Unglük zuſchreibt, man bedauert einen Unglüklichen nur ſo lange, als man glaubt, daß er ſich bedauernswürdig fühle. So verhärtet man ſein Herz gegen die Leiden ſeiner

Mit-

Mitmenſchen, und ſo beruhigen ſich die Reichen über die Mishandlungen, welche ſie den Armen zufügen, mit dem Gedanken, daß dieſelbigen zu ungebildet ſeyen, um das Schlimme ihres Schikſals zu empfinden. Gemeiniglich kann man den Werth, den einer dem Glükke ſeiner Brüder beilegt, nach der Achtung ſchäzzen, die er für ſie zu haben ſcheint. Natürlich ſezt man auf das Glük von Leuten, die man verachtet, ſehr wenig Werth.

Man bedauert andre nur wegen ſolcher Uebel, über die man ſich ſelbſt nicht erhaben glaubt.

Non ignara malis, miseris succurrere disco. *)

Dieſer Vers iſt ungemein ſchön, richtig geſagt, rührend und wahr.

Warum ſind Könige gefühllos gegen die Leiden ihrer Unterthanen? Weil ſie ſich nicht für Menſchen halten. Warum ſind Reiche hartherzig gegen Arme? Weil ſie nie arm zu werden fürchten. Warum verachtet der Adel die gemeinen Leute ſo ſehr? Weil ein Adelicher nie ein gemeiner Mann wird. Warum ſind die Türken gemeiniglich menſchen- und gaſtfreundlicher, als wir? Weil ſie bei ihrer ganz willkührlichen Regierung, wo ihre Größe und ihr Glük immer precär und ſchwankend iſt, Erniedrigung und Elend als einen Zuſtand be-

*) Eigene Leiden lehrten mich Unglüklichen helfen.

betrachten, in den ſie auch kommen können, jeder kann morgen in der Lage deſſen ſeyn, dem er heute hilft.

Wenn das Mitleiden ſchon das erſte von den Gefühlen iſt, die im menſchlichen Herzen wohnen, ſo hat es doch die Natur nicht allen Menſchen in gleichem Grade gegeben. Die empfundenen Eindrükke, durch die es erregt wird, haben ihre Modificationen und Stufen, die von dem beſondern Charakter und den Eigenſchaften eines jeden einzelnen abhängen. Manche Eindrükke, die nicht ſo gemein ſind, würken nur auf wahrhaft fühlende Seelen, zum Beiſpiel, moraliſche Leiden, innere Schmerzen, Gram, Kummer, Traurigkeit. Manche Menſchen können nur durch Schreien und Heulen gerührt werden; tiefes ſtummes Seufzen eines vom Kummer beklemmten Herzens haben ihnen nie Thränen entlokt, ſie weinten nie bei dem Anblik eines vom Gram gebeugten Rükkens, eines bleichen Leichenfarbenen Angeſichts, eines erloſchenen Auges, das keine Thränen mehr hat; Leiden des Herzens ſind in ihren Augen nichts, ſie ſind gerichtet, ihr Herz empfindet nichts, von ihnen darf man nur unbiegſame Strenge, Härte und Grauſamkeit erwarten. Sie können unſträflich und rechtſchaffen, aber nie gnädig, grosmüthig, mitleidig ſeyn. Ich ſage, ſie können rechtſchaffen

ſeyn,

ſeyn, wenn es je ein Menſch ſeyn kann, dem Barm⸗herzigkeit fremd iſt.

Die Menſchen würden immer nur Ungeheuer geweſen ſeyn, wenn die Natur nicht ihrer Ver⸗nunft das Mitleiden zu Hülfe gegeben hätte, aus dieſer einzigen Eigenſchaft entſpringen alle geſell⸗ſchaftliche Tugenden. Was iſt Großmuth, Gnade, Menſchlichkeit in der That anders, als ein auf Schwache, Schuldige, oder die Menſchheit über⸗haupt gewendetes Mitleiden. Denn was heißt wünſchen, daß einer nicht leide, anders, als wün⸗ſchen, daß er glüklich ſei.

Es iſt dem menſchlichen Herzen eigen, daß es ſich nicht an die Stelle derer ſezt, die glüklicher ſind als wir, ſondern nur an die Stelle derer, die wir bedauern müſſen.

Uebermaaß des Zartgefühls iſt nur denen zu⸗wider, die ſelbſt keines beſizzen.

Mitleiden gegen Laſterhafte iſt eine große Grauſamkeit gegen die Menſchen.

Wohlthätigkeit.

Man iſt nicht immer wohlthätig, wenn man es ſeyn will, und mancher glaubt wichtige Dienſte zu leiſten, während er die größten Uebel, die er nicht

nicht vorausſieht, wegen eines geringen Vortheils ſtiftet, welcher ihm in die Augen fällt, daher muß man ſich bei den Bemühungen, die man zum Beſten anderer anwendet, ſo viel möglich von der Klugheit leiten laſſen, damit man nicht ſeinen Zwek verfehlt.

Die Gelegenheit, Glükliche zu machen, iſt ſeltener, als man denkt, verſäumt man ſie einmal, ſo findet man ſie zur Strafe nicht wieder, und ihre Benuzung oder Vernachläßigung hinterläßt uns auf immer Zufriedenheit oder Reue.

Die Undankbarkeit würde ſeltner ſeyn, wenn Wohlthaten auf Zinſen nicht ſo häufig wären. Es iſt ein natürliches Gefühl, den zu lieben, der uns Gutes thut. In dem menſchlichen Herzen wohnt nicht Undankbarkeit, ſondern Eigennuz, und es giebt mehr eigennüzzige Wohlthäter als undankbare Empfänger. Wenn du mir deine Geſchenke verkaufſt, ſo werde ich darum handeln, aber wenn du dich ſtellſt, ſie mir zu ſchenken, um hintennach einen willkührlichen Preiß dafür anzuſezen, ſo betrügſt du; wenn du ſie umſonſt giebſt, machſt du ſie unſchäzbar. Das Herz läßt ſich von niemanden Geſeze vorſchreiben, als von ſich ſelbſt; willſt du es feſſeln, ſo macht es ſich gerade frei, und läßt du es frei, ſo feſſelſt du es.

Wenn

Wenn der Fiſcher den Köder ins Waſſer wirft, ſo kömmt der Fiſch und bleibt ohne Mistrauen um ihn her, ſobald er aber, an dem unter der Lok- ſpeiſe verborgenen Angel gefangen, fühlt, daß die Schnur zurükgezogen wird, ſo will er fliehen. Iſt der Fiſcher ein Wohlthäter? Iſt der Fiſch ein Undankba- rer? Sieht man je, daß ein Menſch, den ſein Wohl- thäter vergißt, dieſen vergißt? Vielmehr redet er im- mer mit Vergnügen von ihm, und denkt nie ohne Rührung an ihn. Wenn er Gelegenheit findet, ihm durch einen unerwarteten Dienſt zu zeigen, daß er ſich an die ihm erwieſene noch erinnere, mit welcher innerlichen Zufriedenheit thut er dann ſeiner Dank- barkeit Genüge? Welche große Freude macht es ihm nicht, ſich ihm zu erkennen zu geben. Mit welchem Entzükken ſagt er ihm, jezt iſt die Reihe an mir. Dieß iſt die Stimme der Natur, nie macht ein wahrer Wohlthäter einen Undankbaren.

Die Dankbarkeit iſt eine Pflicht, die man beobachten muß, aber kein Recht, daß man fo- dern kann.

Wer erzeigt nicht Wohlthaten? Jedermann, der Böſe wie der Gute, nur das er auf Koſten von hundert Unglüklichen Einen glüklich macht, und daher kommt alles unſer Unglük. So würde ſogar die Vorſchrift Gutes zu thun, gefährlich, falſch und widerſprechend ſeyn, wenn ſie nicht der aller-

allerwichtigſten, daß man nie jemand Böſes thue, untergeordnet wäre. Dieſe iſt ohne Zweifel höher, aber ihre Ausübung iſt auch ſchwerer, ſo wie die Ausübung aller Unterlaſſungs-Tugenden, weil dieſe andern nicht in die Augen fallen, und überdieß auch nicht das dem menſchlichen Herzen ſo ſüſſe Vergnügen gewähren, einen andern mit uns zufrieden zu machen. O welche Wohlthat erweißt nicht der ſeinen Nebenmenſchen, welcher ihnen nie etwas Böſes zufügt, wenn es je einen ſolchen giebt. Welcher unerſchütterliche Muth des Geiſtes, welche Feſtigkeit des Charakters gehört nicht dazu? Wenn man blos davon ſpricht, fühlt man nicht, wie groß und mühſam es iſt, ſondern erſt, wenn man es auszuüben verſucht.

Nur beſtändige Uebung in der Wohlthätigkeit ſchüzt die beſten Herzen, daß ſie nicht vom Ehrgeiz ergriffen werden; zärtliche Theilnahme an fremden Unglük hilft ſeinen Urſprung auffinden und erregt Abſcheu vor den Laſtern, die es verurſacht haben.

Wenn der Himmel Seegenswünſche erfüllt, ſo ſind es gewiß nicht die, welche Schmeichelei und Kriecherei in Gegenwart der Menſchen, für die ſie gethan werden, hervorbringt, ſondern die, welche ein aufrichtiges und dankbares Herz im Stil-

len

len zum Himmel ſchikt. Dieſer Weihrauch iſt wohlthätigen Herzen angenehm.

In den Mauern der Städte findet ein wohlthätiger Menſch ſchlechte Gelegenheit, ſeine Neigung zu befriedigen, denn er findet da hiezu faſt nur Argliſtige und Schurken.

Einem fühlenden und wohlthätigen Herzen würde es eben ſo ſchwer fallen, bei dem Anblik von Elenden glüklich zu ſeyn, als es einem rechtſchaffenen Menſchen fallen würde, unter unaufhörlichem Umgang mit Laſterhaften ſeine Tugend rein zu erhalten. Ein ſolches Herz begnügt ſich nicht mit dem barbariſchen Mittel, die Augen von Uebeln weg zu wenden, welche es erleichtern könnte, es ſucht ſie vielmehr auf, um ſie zu heilen. Nicht der Anblik des Unglüks, ſondern ſein Daſeyn kränkt es, es iſt nicht zufrieden, wenn es nur nicht weiß, daß jemand unglüklich iſt; um ruhig zu ſeyn, muß es wiſſen, daß es wenigſtens in ſeiner Nähe niemand iſt; denn ſein Glük von dem Glükke aller Menſchen abhängig zu machen, wäre Thorheit.

Ein tugendhafter Mann kann ſich nie rühmen Muße zu haben, ſo lange es noch Stoff zu guten Handlungen, ein Vaterland, dem er dienen, und Unglükliche, denen er helfen kann, giebt.

Die

Die Bedürfniſſe eines wohlthätigen Herzens ſind die erſten oder vielmehr die ſchmerzlichſten, und welcher tugendhafte Menſch hat Ueberfluß, ſo lange es noch jemand giebt, dem es am Nothwendigen gebricht.

Die Unglüklichen brauchen nicht nur Geld, und nur träge Wohlthäter können blos mit dem Geldbeutel Wohlthaten erzeigen. Troſt, Rath, Pflege, Freunde, Vorſprache, ſind lauter Mittel, die der Mitleidige, wenn ihm Reichthum mangelt, zur Unterſtüzzung der Unglüklichen anwenden kann. Unterdrükte ſind oft blos deswegen unterdrükt, weil ihnen ein Organ fehlt, ihre Klagen bekannt zu machen. Es kommt manchmal blos auf ein Wort, das ſie nicht ſagen, auf einen Grund, den ſie nicht aus einander ſezzen können, oder auf Eröfnung der Thüre eines Großen, die ihnen verſchloſſen iſt, an. Furchtloſe Unterſtüzzung eines uneigennüzzigen Tugendhaften kann ſchon eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege räumen und die Beredſamkeit eines rechtſchaffenen Mannes kann der Tyrannei bei aller ihrer Macht Schrekken einjagen. Wenn du alſo in der That Menſch ſeyn willſt, ſo lerne dich herablaſſen; die Menſchlichkeit fließt wie ein reines heilſames Waſſer dahin und macht die niedrigen Pläzze fruchtbar; es ſtrebt immer nach einer gleichen Ebene und befeuch-

tet

nicht die dürren Felſen, die drohend auf das Feld herabblikken und nichts können als ſchädlichen Schatten machen, oder Stükke herabfallen laſſen, die ihre Nachbarn zerſchmettern.

Nur Unglükliche fühlen den Werth wohlthätiger Herzen.

Ich weiß nicht, was die Armen für den Staat ſind, ob ſie ihn mehr beläſtigen, als ſo viele Gewerbe, die man aufmuntert und duldet, aber das weiß ich, daß ſie alle meine Brüder ſind und daß ich ihnen die unbedeutende Unterſtüzzung, um die ſie mich anflehn, ohne unverzeihliche Härte nicht verweigern kann. Ich gebe zu, daß ſie größtentheils Landſtreicher ſind, aber ich bin zu gut mit den Leiden des menſchlichen Lebens bekannt, als daß ich nicht wiſſen ſollte, wie viele Unglüksfälle einen wakkern Mann bis zu dieſem Zuſtand bringen können, und wie kann ich wiſſen, ob der Unbekannte, der mich um Gotteswillen um meine Hülfe und um ein armſeeliges Stük Brod anfleht, nicht vielleicht ein ſolcher wakkerer Mann iſt, der auf dem Sprunge ſteht, vor Elend umzukommen, und ob ihn nicht meine abſchlägige Antwort vollends zur Verzweiflung bringt. Wenn das Almoſen, das man ihnen giebt, auch keine weſentliche Unterſtüzzung für ſie wäre, ſo iſt es doch wenigſtens ein Beweis, daß man an ihrem Unglükke

Theil

Theil nimmt, ſo vermeidet man doch die Härte des Abſchlagens, ſo iſt es eine Art von Begrüßung. Ein kleines Stük Geld, einen Biſſen Brod kann man ja leicht geben, und dieß iſt doch eine anſtändigere Antwort, als ein: Helf euch Gott. Als wenn nicht Gottes Gaben in den Händen der Menſchen wären, und als wenn er andere Magazine auf der Erde hätte, als die Speicher der Reichen. Man mag aber auch von dieſen Unglüklichen halten, was man will, ſo iſt man es ſich ſelbſt ſchuldig, wenn man es auch nicht dem Bettler iſt ſein Bild in der leidenden Menſchheit zu ehren, und ſich nicht hartherzig von dem Anblik ihres Elendes wegzuwendeu.

Man muß die Armen nicht aufmuntern, Bettler zu werden, aber wenn ſie es einmal ſind, ſo muß man ſie ernähren, weil man ſonſt Gefahr läuft, daß ſie Diebe werden. Ein Pfennig iſt bald begehrt, und bald abgeſchlagen, aber mit zwanzig Pfennigen könnte der Arme ſein Mittagsmahl bezahlen, wogegen ihn zwanzig abſchlägige Antworten höchſt ungeduldig machen können. Wer würde je ein ſo geringes Almoſen verweigern, wenn er bedächte, daß er dadurch zwei Menſchen, den einen vom Tode und den andern von einem Verbrechen retten kann?

Ich habe irgendwo geleſen, die Armen ſeyen ein Ungeziefer, das ſich an die Reichen hange. Es

 iſt

nicht die dürren Felſen, die drohend auf das Feld herabblikken und nichts können als ſchädlichen Schatten machen, oder Stükke herabfallen laſſen, die ihre Nachbarn zerſchmettern.

Nur Unglükliche fühlen den Werth wohlthätiger Herzen.

Ich weiß nicht, was die Armen für den Staat ſind, ob ſie ihn mehr beläſtigen, als ſo viele Gewerbe, die man aufmuntert und duldet, aber das weiß ich, daß ſie alle meine Brüder ſind und daß ich ihnen die unbedeutende Unterſtüzzung, um die ſie mich anflehn, ohne unverzeihliche Härte nicht verweigern kann. Ich gebe zu, daß ſie größtentheils Landſtreicher ſind, aber ich bin zu gut mit den Leiden des menſchlichen Lebens bekannt, als daß ich nicht wiſſen ſollte, wie viele Unglüksfälle einen wakkern Mann bis zu dieſem Zuſtand bringen können, und wie kann ich wiſſen, ob der Unbekannte, der mich um Gotteswillen um meine Hülfe und um ein armſeeliges Stük Brod anfleht, nicht vielleicht ein ſolcher wakkerer Mann iſt, der auf dem Sprunge ſteht, vor Elend umzukommen, und ob ihn nicht meine abſchlägige Antwort vollends zur Verzweiflung bringt. Wenn das Almoſen, das man ihnen giebt, auch keine weſentliche Unterſtüzzung für ſie wäre, ſo iſt es doch wenigſtens ein Beweis, daß man an ihrem Unglükke

Theil

Theil nimmt, ſo vermeidet man doch die Härte des Abſchlagens, ſo iſt es eine Art von Begrüßung. Ein kleines Stük Geld, einen Biſſen Brod kann man ja leicht geben, und dieß iſt doch eine anſtändigere Antwort, als ein: Helf euch Gott. Als wenn nicht Gottes Gaben in den Händen der Menſchen wären, und als wenn er andere Magazine auf der Erde hätte, als die Speicher der Reichen. Man mag aber auch von dieſen Unglüklichen halten, was man will, ſo iſt man es ſich ſelbſt ſchuldig, wenn man es auch nicht dem Bettler iſt ſein Bild in der leidenden Menſchheit zu ehren, und ſich nicht hartherzig von dem Anblik ihres Elendes wegzuwendeu.

Man muß die Armen nicht aufmuntern, Bettler zu werden, aber wenn ſie es einmal ſind, ſo muß man ſie ernähren, weil man ſonſt Gefahr läuft, daß ſie Diebe werden. Ein Pfennig iſt bald begehrt, und bald abgeſchlagen, aber mit zwanzig Pfennigen könnte der Arme ſein Mittagsmahl bezahlen, wogegen ihn zwanzig abſchlägige Antworten höchſt ungeduldig machen können. Wer würde je ein ſo geringes Almoſen verweigern, wenn er bedächte, daß er dadurch zwei Menſchen, den einen vom Tode und den andern von einem Verbrechen retten kann?

Ich habe irgendwo geleſen, die Armen ſeyen ein Ungeziefer, das ſich an die Reichen hange. Es

iſt in der That natürlich, daß Kinder ſich an ihre Väter hängen, aber dieſe rauhen und harten Väter erkennen ſie nicht für ihre Kinder und überlaſſen es den Armen, ſelbſt für ihre Nahrung zu ſorgen.

Freundſchaft.

Um ihren ganzen Werth zu haben, müſſen die menſchlichen Herzen mit einander verbunden ſeyn, und die vereinigte Kraft von Freunden iſt, wie die vereinigte Kraft der Pole eines künſtlichen Magnets, ungleich größer, als die Summe ihrer einzelnen Kräfte. Göttliche Freundſchaft, dies iſt dein Triumph!

Nichts hat auf das menſchliche Herz ſo großen Einfluß, als die Stimme eines geprüften Freundes, von dem man weiß, daß er immer nur zu unſerm Beſten redet. Man kann glauben, daß unſer Freund ſich betrüge, aber nie, daß er uns betrügen wolle; man befolgt manchmal ſeinen Rath nicht, aber man verachtet ihn nie.

Behutſame Freundſchaft vermeidet bei ſchwierigen Fällen, aus Furcht, ſie möchte ſich Verdrießlichkeiten zuziehen, einen Rath zu geben, und ihre Zurükhaltung ſteigt mit der Gefahr der Freun-

de; aber wahre Freundſchaft weiß nichts von dieſer furchtſamen Behutſamkeit.

Unbeſcheidene Tröſtungen machen heftige Leiden nur bitterer; Gleichgültigkeit und Kälte finden leicht Worte, in dieſem Falle iſt ſtilles Trauern die wahre Sprache der Freundſchaft.

Vertraulichkeit der Herzen giebt der Traurigkeit etwas auſſerordentlich ſüſſes und rührendes, welches das Vergnügen nicht hat, und den Unglüklichen wurde als vorzügliche Linderung ihrer Uebel und als der beſte Troſt in ihrem Leiden die Freundſchaft gegeben.

Um ſeine Neigungen zu beherrſchen, braucht man niemanden, als ſich ſelbſt, aber um zu unterſcheiden, welchen man folgen darf, braucht man manchmal jemand andern, und hier iſt die Freundſchaft eines vernünftigen Mannes, der die Gegenſtände, an deren genauen Kenntniß uns liegt, für uns unter einem andern Geſichtspunkt betrachtet, ſehr dienlich.

Welches Leben giebt nicht dem Urtheil des Weiſen die Stimme des Freundes!

Die Unterhaltung zwiſchen Freunden verſiegt nie, ſagt man. Wenn dieſes wahr iſt, ſo gilt es doch nur bei mäßiger Zuneigung, die die Zunge

wirklich leicht im Gange erhält. Welches Geſpräch iſt aber deiner würdig, himmliſche Freundſchaft? Welche Sprache kann es wagen, dein Dollmetſcher zu ſeyn? Kann man ſeinem Freunde ſagen, was man an ſeiner Seite fühlt? Was ſagt nicht ein Händedruk, ein ſeelenvoller Blik, eine Umarmung, von einem Seufzer begleitet? Und wie kalt klingt nach etwas ſolchem das erſte Wort?

Freunde müſſen ohne Zeugen ſein, wenn ſie ſich ungeſtört ſollen nichts ſagen können. Es will, ſo zu ſagen, einer ganz in dem andern ſeyn, die mindeſte Zerſtreuung iſt ſchmerzlich, der mindeſte Zwang unerträglich. Wenn das Herz manchmal ein Wort in den Mund legt, iſt es ſo ſüß, es ohne Zwang ausſprechen zu können! Es ſcheint, man habe nicht das Herz, das frei zu denken, was man nicht frei zu ſagen, das Herz hat, und die Gegenwart eines einzigen Fremden unterdrükke das Gefühl und hält Herzen zurük, die ſich ſonſt ſo gut verſtehen würden.

Ergießungen der Freundſchaft werden durch die Gegenwart jedes Zeugen zurükgehalten. Es giebt tauſend Geheimniſſe, die drei Freunde wiſſen müſſen, und die ſie ſich nur zu zwei und zwei ſagen können.

Der ganze Reiz des freundſchaftlichen Umganges beſteht in der Offenheit des Herzens, womit

mit man ſich alle Gefühle und Gedanken mittheilt; und welche macht, das jeder mit dem Bewußtſeyn, ſo zu ſeyn, wie er ſeyn ſoll, ſich auch allen zeigt, wie er iſt. Man denke ſich nur einen Augenblik einen geheimen Plan, eine Verbindung, die man verheelen muß, oder ſonſt irgend einen Grund der Zurükhaltung oder des Geheimniſſes, ſogleich verſchwindet alles Vergnügen des Umganges; man fühlt Zwang vor einander, ſucht ſich wegzuſchleichen; wenn man zuſammenkömmt, möchte man lieber fliehen; Vorſichtigkeit und Anſtändigkeit führen Mistrauen und Abneigung herbei. Und wie kann man das lange lieben, was man fürchtet?

Anhänglichkeit kann aufhören, aber Freundſchaft kann es nie. Sie iſt ein Tauſch, ein Vertrag, wie alle andere, aber ſie iſt der heiligſte von allen. Dem Worte Freund entſpricht kein anderes, als es ſelbſt. Jeder Menſch, der nicht der Freund ſeines Freundes iſt, iſt gewiß ein Schurke, denn Freundſchaft kann man ſich nur durch Freundſchaft oder durch Vorgeben derſelben erwerben.

Streiche von Feindes Händen kann man abwehren, wenn man aber unter den Mördern ſeinen Freund mit dem Dolch in der Hand erblikt, ſo bleibt nichts übrig, als ſich das Geſicht zu verhüllen.

Bei

Bei einer recht innigen Verbindung bekommt man zulezt einerlei Art, ſich auszudrükken, ſo wie einerlei Charakter. Bei Freunden, deren Herzen Eins ſind, iſt auch ihre Art zu denken, zu fühlen und zu ſprechen, dieſelbe.

Das Wachſen der Freundſchaft iſt natürlicher, als es zu ſeyn ſcheint, es hat ſeinen Grund in der Lage der Freunde und in ihrem Charakter. Mit dem zunehmenden Alter werden alle Gefühle immer mehr auf einen Punkt getrieben, man verliert täglich etwas, das uns theuer war, ohne daß etwas neues an ſeine Stelle kömmt. So ſtirbt man ſtuffenweiſe, bis man endlich nur noch ſich ſelbſt liebt, und ſo vor dem Ende ſeiner Exiſtenz aufhört zu fühlen und zu leben. Ein fühlendes Herz vertheidigt ſich aber mit aller Gewalt gegen dieſen frühzeitigen Tod; wenn die Auſſentheile zu erkalten anfangen, ſammelt es alle ſeine natürliche Wärme um ſich herum; je mehr es verliert, deſto mehr kettet es ſich an das, was ihm bleibt, und hängt an dem lezten Gegenſtand gleichſam mit den Banden aller andern.

Der wahre Freund eines Reichen, eines Groſſen iſt nur der, welcher ſich nicht vom Scheine blenden läßt und ihn troz ſeines Glüks mehr bedauert als beneidet.

Durch

Durch ein Laſter kann die Liebe zerſtört werden, aber nur durch unzweideutige Tugend kann zärtliche Liebe in eine eben ſo lebhafte Freundſchaft verwandelt werden; dieß iſt der wahre Triumph der Tugend.

Leidenſchaften.

Die Sinnlichkeit iſt die Quelle aller Leidenſchaften, die Einbildungskraft giebt ihnen ihre Richtung, durch ihre Verirrungen werden die Leidenſchaften aller beſchränkten Weſen zu Laſtern.

Die ganze menſchliche Weisheit bei Leitung der Leidenſchaften beſteht in der Erkenntniß deſſen, was dem Menſchen ſowohl überhaupt, als auch dem einzelnen insbeſondere wahrhaſt dienlich iſt, und in der Beſtimmung der Neigungen des Herzens nach dieſer Erkenntniß.

Der menſchliche Verſtand verdankt den Leidenſchaften viel, ſo wie ſie ihm wieder viel verdanken, denn ſie treiben die Vernunft an, ſich zu vervollkommnen und wir ſtreben nur aus Verlangen nach Genuß, nach Kenntniſſen. Unſere Leidenſchaften entſpringen aus unſern Bedürfniſſen, und werden durch unſere Kenntniſſe verſtärkt und vermehrt.

Alle

Alle großen Leidenſchaften ſind Geburten der Einſamkeit; in dem Getümmel der Welt, wo kein Gegenſtand Zeit hat, einen tiefen Eindruk zu machen, und wo die Menge des Genuſſes das Gefühl abſtumpft, können ſie nicht entſtehen.

Es iſt ein Fehler, wenn man die Leidenſchaften in erlaubte und unerlaubte abtheilen will, um ſich den erſten zu überlaſſen und vor den andern zu hüten. Alle ſind gut, wenn man Herr über ſie bleibt, alle ſchädlich, wenn man ſich von ihnen beherrſchen läßt. Die Natur verbietet uns, unſere Neigungen ſo weit gehen zu laſſen, daß ihre Befriedigung unſere Kräfte überſteigt; die Vernunft verbietet uns, etwas zu wollen, das wir nicht erlangen können, das Gewiſſen verbietet uns nicht, Verſuchungen zu haben, ſondern nur, uns nicht von ihnen dahinreißen zu laſſen. Es hängt nicht von uns ab, ob wir Leidenſchaften haben wollen oder nicht, aber es ſteht bei uns, ob wir uns von ihnen beherrſchen laſſen wollen, oder nicht. Keine Neigung, die wir in unſerer Macht haben iſt unrecht, aber alle, welche die Oberhand über uns haben, ſind ſträflich. Ein Menſch iſt nicht ſtrafbar, wenn er die Frau eines andern liebt, ſo lange er dieſe unglükliche Leidenſchaft nicht über ſeine Pflicht ſiegen läßt; er iſt aber wegen der Liebe zu ſeiner eigenen

Frau

Frau ſtrafbar, wenn er dieſer Liebe alles auf-opfert.

Nicht die Leidenſchaften ſind die furchtbarſten, welche uns öffentlich angreifen und uns dadurch ermahnen, uns in Vertheidigungsſtand zu ſezzen, die uns, ſie mögen uns auch bringen ſo weit ſie wollen, doch immer das Bewußtſeyn unſerer Fehler laſſen, und welchen wir nur nachgeben, wenn wir wollen; ſondern diejenigen müſſen wir vorzüglich fürchten, anſtatt uns zu zwingen, durch falſchen Schein hintergehen und uns ohne unſer Wiſſen etwas thun laſſen, das wir nicht wollen.

Man kann auch die ſchwächſte Leidenſchaft nicht bezwingen, wenn nicht ein Gegengewicht für ſie da iſt. Deswegen iſt man bei einem kalten und ruhigen Charakter ſchlimm daran. So lange ihn ſeine Kälte vor Begierden bewahrt, geht alles gut, wenn er aber von einer Verſuchung überfallen wird, ſo iſt er auch beim erſten Anfall beſiegt, und ſeine Vernunft, welche, ſo lange ſie allein iſt, herrſcht, hat nie die Kraft, der geringſten Gewalt zu widerſtehen.

Man hat nur durch Leidenſchaften Gewalt über Leidenſchaften. Man muß durch ſie ihre Tyrannei beſtreiten, und ſich immer die Mittel, ſie gehörig zu leiten, von der Natur darreichen laſſen.

Nur

Nur feurige Köpfe können kämpfen und ſiegen. Alles, was große Anſtrengung erfodert, alle erhabene Handlungen ſind ihr Werk, die kalte Vernunft hat nie etwas herrliches hervorgebracht, und man kann nur über ſeine Leidenſchaften triumphiren, wenn man eine der andern entgegenſezt. Behält die Tugend die Oberhand, ſo herrſcht ſie allein und erhält alles im Gleichgewicht; hiezu bildet ſich der wahre Weiſe, der gegen ſeine Leidenſchaften nicht mehr, als jeder andere, geſchüzt iſt, der über dieſelbe aber allein durch ſie zu ſiegen verſteht, ſo wie der Steuermann auch widrige Winde zu ſeinem Fortkommen zu benuzzen weiß.

Die Vernunft erreicht ihre gröſte Höhe nur durch Seelenſtärke, welche auch mächtige Leidenſchaften erzeugt, und wenn man ein würdiger Verehrer der Philoſophie ſeyn will, ſo muß man ihr mit ſo viel Inbrunſt als man für eine Geliebte fühlt, dienen.

Die Philoſophie iſt oft nur Affectation und beſteht in leerem Geſchwäz, ſie iſt dann ein Geſpenſt, ein Schattenbild, das uns antreibt, den Leidenſchaften von ferne zu drohen, bei ihrer Annäherung uns aber wie ein Renommiſt im Stiche läßt.

Die Jugend des Weiſen iſt die Zeit ſeiner Erfahrungen, ſeine Leidenſchaften ſind das Werkzeug hiezu, wenn er aber eine Zeitlang ſeine Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände gerichtet hat, um ſie zu beobachten, ſo kehrt er in ſich ſelbſt zurük, um

um Betrachtungen darüber anzuſtellen, um ſie zu vergleichen und kennen zu lernen, und bald bleibt ihm kein anderer Gegenſtand zu Betrachtungen übrig, als er ſelbſt, und kein anderer Genuß, als der Genuß der Weisheit.

Jedes Alter hat ſeine beſondere Lieblings-Neigung, aber der Menſch bleibt immer der nemliche. Mit zehn Jahren reizen ihn Kuchen, mit zwanzig Jahren eine Geliebte, mit dreißig Luſtbarkeiten, mit vierzig Ehrgeiz, mit funfzig Geiz; und wann iſt nur Weisheit ſein Zwek? — Glüklich wer wider Willen zu ihr geführt wird.

Je ſchwächer der Körper iſt, deſto größer iſt ſeine Herrſchaft, je ſtärker er iſt, deſto beſſer gehorcht er. Alle ſinnlichen Leidenſchaften wohnen in ſchwächlichen Körpern, ſie bezeugen ſich um ſo ungebärdiger, je weniger Befriedigung ſie finden.

Das Unglük vertritt oft bei Ueberwindung der Natur und der Verſuchungen die Stelle der Kraft. Wenn man leidet, hat man wenig Wünſche, und oft iſt eine ſtarke unglükliche Leidenſchaft ein ſehr gutes Mittel zur Weisheit.

Die Leidenſchaften helfen die Qualen ertragen, welche ſie verurſachen, ſie erhalten die Hoffnung auf der Seite der Wünſche. So lange man wünſcht, kann man des Glükkes entbehren, man erwartet immer, es zu erlangen. Wenn es nicht kömmt, ſo währt die Hoffnung immer fort, und der Zau-

ber

Nur feurige Köpfe können kämpfen und ſiegen. Alles, was große Anſtrengung erfodert, alle erhabene Handlungen ſind ihr Werk, die kalte Vernunft hat nie etwas herrliches hervorgebracht, und man kann nur über ſeine Leidenſchaften triumphiren, wenn man eine der andern entgegenſezt. Behält die Tugend die Oberhand, ſo herrſcht ſie allein und erhält alles im Gleichgewicht; hiezu bildet ſich der wahre Weiſe, der gegen ſeine Leidenſchaften nicht mehr, als jeder andere, geſchüzt iſt, der über dieſelbe aber allein durch ſie zu ſiegen verſteht, ſo wie der Steuermann auch widrige Winde zu ſeinem Fortkommen zu benuzzen weiß.

Die Vernunft erreicht ihre größte Höhe nur durch Seelenſtärke, welche auch mächtige Leidenſchaften erzeugt, und wenn man ein würdiger Verehrer der Philoſophie ſeyn will, ſo muß man ihr mit ſo viel Inbrunſt als man für eine Geliebte fühlt, dienen.

Die Philoſophie iſt oft nur Affectation und beſteht in leerem Geſchwäz, ſie iſt dann ein Geſpenſt, ein Schattenbild, das uns antreibt, den Leidenſchaften von ferne zu drohen, bei ihrer Annäherung uns aber wie ein Renommiſt im Stiche läßt.

Die Jugend des Weiſen iſt die Zeit ſeiner Erfahrungen, ſeine Leidenſchaften ſind das Werkzeug hiezu, wenn er aber eine Zeitlang ſeine Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände gerichtet hat, um ſie zu beobachten, ſo kehrt er in ſich ſelbſt zurük,

um

um Betrachtungen darüber anzuſtellen, um ſie zu vergleichen und kennen zu lernen, und bald bleibt ihm kein anderer Gegenſtand zu Betrachtungen übrig, als er ſelbſt, und kein anderer Genuß, als der Genuß der Weisheit.

Jedes Alter hat ſeine beſondere Lieblings-Neigung, aber der Menſch bleibt immer der nemliche. Mit zehn Jahren reizen ihn Kuchen, mit zwanzig Jahren eine Geliebte, mit dreißig Luſtbarkeiten, mit vierzig Ehrgeiz, mit funfzig Geiz; und wann iſt nur Weisheit ſein Zwek? — Glüklich wer wider Willen zu ihr geführt wird.

Je ſchwächer der Körper iſt, deſto größer iſt ſeine Herrſchaft, je ſtärker er iſt, deſto beſſer gehorcht er. Alle ſinnlichen Leidenſchaften wohnen in ſchwächlichen Körpern, ſie bezeugen ſich um ſo ungebärdiger, je weniger Befriedigung ſie finden.

Das Unglük vertritt oft bei Ueberwindung der Natur und der Verſuchungen die Stelle der Kraft. Wenn man leidet, hat man wenig Wünſche, und oft iſt eine ſtarke unglükliche Leidenſchaft ein ſehr gutes Mittel zur Weisheit.

Die Leidenſchaften helfen die Qualen ertragen, welche ſie verurſachen, ſie erhalten die Hoffnung auf der Seite der Wünſche. So lange man wünſcht, kann man des Glükkes entbehren, man erwartet immer, es zu erlangen. Wenn es nicht kömmt, ſo währt die Hoffnung immer fort, und der Zau-

ber

der dieſer Täuſchung dauert ſo lange, als die Leidenſchaft, die ihn hervorbringt. So genügt dieſer Zuſtand ſich ſelbſt, und die Unruhe, die er verurſacht, iſt eine Art von Genuß, der die Stelle der Wirklichkeit vertritt und vielleicht noch beſſer iſt. Wie unglüklich iſt nicht der, welcher nichts mehr zu wünſchen hat. Alles, was er beſizt, hat keinen Werth für ihn! Man wird deſſen, was man hat, nicht ſo froh, als deſſen, was man hoft, und man iſt nur glüklich, ehe man es wird. Der habſüchtige und beſchränkte Menſch, der geſchaffen iſt, alles zu wollen und wenig zu haben, hat vom Himmel zu ſeinem Troſte das Vermögen erhalten, alles, was er wünſcht, durch ſeine Einbildungskraft in ſeine Nähe zu bringen, es ſich gegenwärtig und fühlbar zu machen, eine Art von Genuß daraus zu ziehen, um uns dieſes eingebildete Eigenthum deſto angenehmer zu machen, es ganz nach ſeiner Leidenſchaft einzurichten. Dieſes ganze Blendwerk verſchwindet aber vor dem Gegenſtand ſelbſt, nichts verſchönert ihn mehr den Augen des Beſizzers, denn was man ſieht, dem kann man nicht eine beliebige Geſtalt geben; was man beſizt, wird nicht mehr durch die Einbildungskraft geſchmükt; die Täuſchung hört auf, ſobald der Genuß anfängt. Auf dieſer Welt iſt nur das Land der Hirngeſpinnſte werth, bewohnt zu werden.

Liebe.

Iſt Liebe an ſich ein Verbrechen? Iſt ſie nicht der reinſte und ſanfteſte Naturtrieb? Hat ſie nicht einen guten lobenswürdigen Zwek? Flieht ſie nicht niedrige kriechende Seelen, und beſeelt große und erhabene Geiſter? Verdoppelt ſie nicht das Weſen derſelben und erhebt ſie über ſich ſelbſt? Wenn nur der rechtſchaffen und weiſe iſt, den ihre Pfeile nicht verlezzen können, wer iſt dann tugendhaft? Der Auswurf der Natur und die niederträchtigſten Menſchen.

Man muß das Sittliche vom Thieriſchen der Liebe unterſcheiden. Das Thieriſche iſt der allgemeine Wunſch, der ein Geſchlecht zur nähern Verbindung mit dem andern antreibt; das Sittliche ſchränkt dieſen Wunſch ein, und heftet ihn ausſchließlich auf einen Gegenſtand, oder macht ihn wenigſtens für dieſen auserwählten Gegenſtand viel lebhafter. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß dieſes Sittliche der Liebe eigentlich ein erkünſteltes Gefühl iſt, das aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen entſpringt.

Uebrigens kömmt dieſe Auswahl eines einzigen Gegenſtandes, die man für der Vernunft widerſprechend hält, vielmehr von ihr her. Man hat die Liebe blind gemacht, weil ſie beſſere Augen

hat,

der dieſer Täuſchung dauert ſo lange, als die Leidenſchaft, die ihn hervorbringt. So genügt dieſer Zuſtand ſich ſelbſt, und die Unruhe, die er verurſacht, iſt eine Art von Genuß, der die Stelle der Wirklichkeit vertritt und vielleicht noch beſſer iſt. Wie unglüklich iſt nicht der, welcher nichts mehr zu wünſchen hat. Alles, was er beſizt, hat keinen Werth für ihn! Man wird deſſen, was man hat, nicht ſo froh, als deſſen, was man hoft, und man iſt nur glüklich, ehe man es wird. Der habſüchtige und beſchränkte Menſch, der geſchaffen iſt, alles zu wollen und wenig zu haben, hat vom Himmel zu ſeinem Troſte das Vermögen erhalten, alles, was er wünſcht, durch ſeine Einbildungskraft in ſeine Nähe zu bringen, es ſich gegenwärtig und fühlbar zu machen, eine Art von Genuß daraus zu ziehen, um uns dieſes eingebildete Eigenthum deſto angenehmer zu machen, es ganz nach ſeiner Leidenſchaft einzurichten. Dieſes ganze Blendwerk verſchwindet aber vor dem Gegenſtand ſelbſt, nichts verſchönert ihn mehr den Augen des Beſizzers, denn was man ſieht, dem kann man nicht eine beliebige Geſtalt geben; was man beſizt, wird nicht mehr durch die Einbildungskraft geſchmükt; die Täuſchung hört auf, ſobald der Genuß anfängt. Auf dieſer Welt iſt nur das Land der Hirngeſpinnſte werth, bewohnt zu werden.

Lie=

Liebe.

Iſt Liebe an ſich ein Verbrechen? Iſt ſie nicht der reinſte und ſanfteſte Naturtrieb? Hat ſie nicht einen guten lobenswürdigen Zwek? Flieht ſie nicht niedrige kriechende Seelen, und beſeelt große und erhabene Geiſter? Verdoppelt ſie nicht das Weſen derſelben und erhebt ſie über ſich ſelbſt? Wenn nur der rechtſchaffen und weiſe iſt, den ihre Pfeile nicht verlezzen können, wer iſt dann tugendhaft? Der Auswurf der Natur und die niederträchtigſten Menſchen.

Man muß das Sittliche vom Thieriſchen der Liebe unterſcheiden. Das Thieriſche iſt der allgemeine Wunſch, der ein Geſchlecht zur nähern Verbindung mit dem andern antreibt; das Sittliche ſchränkt dieſen Wunſch ein, und heftet ihn ausſchließlich auf einen Gegenſtand, oder macht ihn wenigſtens für dieſen auserwählten Gegenſtand viel lebhafter. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß dieſes Sittliche der Liebe eigentlich ein erkünſteltes Gefühl iſt, das aus den geſellſchaftlichen Verhältniſſen entſpringt.

Uebrigens kömmt dieſe Auswahl eines einzigen Gegenſtandes, die man für der Vernunft widerſprechend hält, vielmehr von ihr her. Man hat die Liebe blind gemacht, weil ſie beſſere Augen

hat,

hat, als wir, und da Zuſammenhang findet, wo wir keinen bemerken können. Für den, der keinen Begriff vom Verdienſt der Schönheit hätte, wäre jedes Weib gleich gut und die erſte beſte immer die liebenswürdigſte. So iſt die Liebe, weit entfernt, von der Natur zu entſpringen, die Leiterin und Bezähmerin ihrer Triebe, ſie macht, daß auſſer dem geliebten Gegenſtand ein Geſchlecht dem andern nichts mehr iſt. Man mag ſagen was man will, dieſe Liebe wird immer von den Menſchen geehrt werden, denn ihr Ungeſtüm ſoll auch auf Irrwege leiten, ſie ſoll auch aus dem Herzen, das ſie beherrſcht, keine häßlichen Eigenſchaften verdrängen, und ſogar welche erzeugen, ſie ſezt doch immer ſchäzbare voraus, ohne welche man ſie gar nicht empfinden könnte.

Wahre Liebe iſt das züchtigſte Band. Sie kann durch ihr göttliches Feuer unſere Naturtriebe läutern, indem ſie ſie auf einen einzigen Gegenſtand leitet. Für ein gewöhnliches Weib iſt jeder Mann immer ein Mann, für eine, die liebt, iſt nur ihr Geliebter ein Mann. Was ſage ich, iſt ihr Geliebter für ſie nur ein Mann? Er iſt ihr ein viel höheres Weſen. Für eine Liebende giebt es gar keinen Mann, ihr Geliebter iſt mehr, und alle andere ſind weniger, er und ſie ſind die einzigen ihrer Art. Sie wünſchen nicht, ſie lieben. Das

Herz,

Herz folgt nicht den Sinnen, ſondern es leitet ſie, es bedekt ihre Ausſchweifungen mit einem angenehmen Schleier. Wahre Liebe iſt immer ſittſam und raubt nicht kühn Gunſtbezeugungen, ſondern entwendet ſie furchtſam. Das heimliche, ſtille, furchtſame, ſchamhafte erhöht und verhüllt ihre entzükkenden Freuden, durch ihr Feuer werden alle Liebkoſungen veredelt und gereinigt. Sittſamkeit und Ehrbarkeit verlaſſen ſie ſelbſt im Schooße der Wolluſt nicht, und ſie allein kann alle Wünſche befriedigen, ohne die Schamhaftigkeit zu verlezzen.

Es iſt ein ſchlimmer Irrthum, wenn man glaubt, daß beglükte Liebe die Schamhaftigkeit nicht mehr ſchonen dürfe, und daß man denen keine Ehrfurcht mehr ſchuldig ſey, deren Strenge man nicht mehr fürchten muß.

Die Liebe wird ihres größten Reizes beraubt, wenn ſie von der Anſtändigkeit verlaſſen wird. Wenn man ihren ganzen Werth fühlen ſoll, muß ſich das Herz dabei ſelbſt gefallen, und uns erheben, indem es den geliebten Gegenſtand erhebt. Ohne den Glauben an Vollkommenheit findet keine Begeiſterung ſtatt, und ohne Achtung keine Liebe.

Liebe und Unſchuld mit einander vereint, ſcheinen das Paradieß auf Erden zu ſeyn, ſie laſſen

das ſüſſeſte Glük und den angenehmſten Zuſtand des Lebens genießen. Keine Furcht, keine Schaam ſtört das Glük der frohen Liebenden; ſie können mitten im Genuſſe der wahren Freuden der Liebe ohne Erröthen, das Wort Tugend ausſprechen.

Ohne Begeiſterung giebt es keine wahre Liebe und keine Begeiſterung ohne einen Gegenſtand, der, wirklich vorhanden oder nur ſelbſt geſchaffen, wenigſtens immer in unſerer Einbildung vollkommen iſt. Wie könnten Liebende ſo ſehr für ihre Geliebte entflammt werden, wenn ſie dieſelbe nicht für vollkommen hielten und wenn ſie in ihnen nur einen Gegenſtand des ſinnlichen Vergnügens erblikken würden? Nein, ohne dieß wird das Herz nicht in ſolches Feuer und in ſolche erhabene Entzükkungen verſezt, die den Wahnwiz der Liebenden und das Angenehmſte ihrer Leidenſchaft ausmachen.

Es iſt wahr, bei der Liebe iſt alles nur Täuſchung, aber das Gefühl für das wahrhaft Schöne, das ſie uns einflößt, hat doch Wirklichkeit. Dieſes Schöne liegt nicht in dem Gegenſtande, den man liebt, es iſt das Geſchöpf unſerer Irrthümer. Aber was thut das? Opfert man deswegen ſeine niedrigen Leidenſchaften weniger dieſem eingebildeten Vorbild? Wird das Herz weniger von den Tugenden verdrungen, die man den geliebten Gegen-

genſtande verleiht? Entfernt man ſich weniger von niedrigem Egoismus? Wo iſt der wahre Liebhaber, der nicht bereit iſt, ſein Leben für ſeine Gebieterin aufzuopfern, und wie kann ein Menſch, der ſterben will, eine niedrige Leidenſchaft haben? Wir ſpotten über die alten Ritter, weil ſie die Liebe kannten, da wir nur die Wolluſt kennen. Daß ihre romanhaften Grundſäzze uns lächerlich zu werden anfiengen, iſt nicht ſowohl das Werk unſerer Vernunft, als vielmehr die Folge unſerer ſchlechten Sitten.

Für ſinnliche Liebe iſt Beſiz unentbehrlich, ſie hört aber mit ihm auf. Wahre Liebe will nichts, als das Herz, und dauert ſo lange als die Umſtände, die ſie hervorgebracht haben, oder, wenn dieſe nur eingebildet ſind, ſo lange als die Täuſchung, durch welche ſie entſtehen.

O wie entzükkend ſind die Täuſchungen der Liebe. Man kann ihre Schmeicheleien gewiſſermaßen Wahrheiten heiſſen, der Verſtand ſchweigt, aber das Herz ſpricht. Der Liebhaber ſieht die Vorzüge, die er an ſeiner Geliebten lobt wirklich, wenn ſie ſelbige ſchon nicht beſizt, er lügt nicht, wenn er gleich Unwahrheiten ſagt, er erniedrigt ſich nicht, wenn er ſchmeichelt, und man darf ihn doch ſchäzzen, wenn man ihm auch nicht glaubt.

Der einſt ſagte: „Ich beſizze die Lais, ohne daß ſie mich beſizt“, ſprach Worte ohne Sinn. Ein Beſiz, der nicht gegenſeitig iſt, läßt ſich nicht denken, man kann auf dieſe Art höchſtens im Beſizze des Geſchlechts, aber nicht einer beſtimmten Perſon ſeyn. Und wenn uns die höhere Liebe fehlt, was darf man von dem übrigen für ein Weſen machen? Es iſt nichts leichter zu bekommen als dieſes.

Liebende haben tauſend Mittel, ſich das ſchmerzliche Gefühl der Abweſenheit von einander zu verſüßen, und in einem Augenblikke beiſammen zu ſeyn. Ihre Anziehungskraft ſteht nicht unter den Geſezzen des Raums, ſie würden ſich erreichen, wenn ſie an beiden Enden der Welt wären. Manchmal ſehen ſie ſich öfter, als wenn ſie alle Tage zuſammen kämen, denn ſobald eines von ihnen allein iſt, ſind ſogleich beide beiſammen.

Liebt von zweien Liebenden eines das andere? Nein, die Worte Ich und Du ſind aus ihrer Sprache verbannt, ſie ſind nicht mehr zwei, ſie ſind Eins.

Das Herz der Geliebten macht das größte Vergnügen, wahre Liebe würde ſelbſt durch den Beſiz des geliebten Gegenſtandes nur in Schmerz, Wuth und Verzweiflung gebracht werden, wenn ſie nicht der Gegenliebe verſichert wäre.

Un

Unbeſtändigkeit und Liebe laſſen ſich nicht bei≈ſammen denken, der Liebhaber, der untreu wird, wechſelt nicht, er fängt an oder hört auf zu lieben.

Troz Abweſenheit, Entbehrung, Sorgen, ſelbſt troz der Verzweiflung, gewähren die mächtigen Triebe zweier Herzen gegen einander immer ein himmliſches Vergnügen, das gleichgültigen Herzen unbekannt iſt. Es iſt eines von den Wunderwerken der Liebe, daß ſie uns in Leiden Vergnügen finden läßt, und wahrhaft Liebende würden einen Zuſtand von Gleichgültigkeit und Vergeſſenheit, durch den ſie von dem Gefühl ihrer Leiden völlig befreit würden, für das gröſte Uebel halten.

Ein ſchmachtendes Herz iſt zärtlich, und Betrübniß bringt die Liebe in Gährung.

Der Zuſtand eines Liebenden hat viel Angenehmes und für ein zärtliches Herz iſt erloſchene Liebe ſchlimmer als unglükliche, und Ueberdruß deſſen, was man beſizt, iſt hundertmal ſchlimmer, als das Bedauern deſſen, was man verloren hat.

Wahre Liebe iſt immer mit edler Freigebigkeit verbunden, und wenn man ſie von dieſer Seite angreift, kann man immer etwas über ſie vermögen.

Ich kann mir nichts verächtlicheres denken, als einen Mann, der ſein Herz und ſeine Gefällig≈

keiten um etwas anders, als die Frau ſelbſt verkauft, wenn aber zwei Herzen einmal vereint ſind, ſo iſt Gemeinſchaft der Güter gerecht und Pflicht

Warum ſoll es erniedrigen, von dem, welchen man liebt, etwas anzunehmen? Kann es denn ſein Herz entehren, wenn es annimmt, was das andere giebt? Ein Geſchenk, das man mit Ehren geben kann, kann man auch mit Ehren annehmen. O wenn Geſchenke aus der Hand der Liebe zur Laſt ſind, welches Herz kann dann dankbar ſeyn?

Fluch dem Nichtswürdigen, der ein Herz erhandelt und die Liebe zum Miethling macht? Er verbreitet alle Laſter, die aus der Wolluſt entſtehen. Warum ſollte das Weib, das ſich einmal kaufen läßt, nicht immer feil ſeyn? Und wer hat mehr Schuld an der Schmach, die ſie bald zu erdulden hat, der grobe Wollüſtling, der ſie in einem Bordel misbraucht, oder der Verführer, der ſie dadurch, daß er zuerſt ihre Gunſtbezeugungen feil machte, dahin brachte?

Wie kann es doch Menſchen in der Welt geben, die ſchlecht genug ſind, vom Unglükke zu kaufen, was nur das Herz bezahlen ſoll, und welche die zärtlichen Küſſe der Liebe von einem ausgehungerten Munde empfangen können?

Weit entfernt, daß man die Liebe kaufen kann, wird ſie durch das Geld unfehlbar getödet. Wer bezahlt, kann gerade deswegen, weil er bezahlt, nicht lange geliebt werden, und wenn er der liebenswürdigſte Menſch wäre. Bald wird er für einen andern bezahlen, oder dieſer ſogar von ſeinem Gelde bezahlt werden, und bei dieſer doppelten Verbindung, die durch Eigennuz und Wolluſt geſchloſſen wird, ohne daß Liebe, Aufrichtigkeit oder wahres Vergnügen Antheil daran hätten, wird der Nichtswürdige, den das habſüchtige, ungetreue, verächtliche Weib bezahlt, gegen ſie eben ſo handeln, wie ſie gegen den Einfältigen handelt, der ſie bezahlt, und ſo wird ihre Rechnung wett aufgehen. Es wäre ſüß, gegen das, was man liebt, freigebig zu ſeyn, wenn nicht ein Handel daraus entſtünde. Ich kenne nur ein Mittel, dieſem Hang gegen ſeine Geliebte Genüge zu thun, ohne die Liebe zu vergiften, nemlich, ihr alles zu geben, und ſich in Zukunft von ihr ernähren zu laſſen. Nur möchte es ſchwer ſeyn, eine Frau zu finden, bei der dieſes Verfahren nicht thöricht wäre.

Die Liebe iſt nur Täuſchung, ſie ſchafft ſich eine andere Welt, und umgiebt ſich mit Gegenſtänden, die nicht exiſtiren oder denen nur ſie ihr Daſeyn gab, und ſo wie ſie alle ihre Gefühle zu

Bil=

Bildern macht, ſo iſt auch ihre Sprache immer bilderreich. Aber dieſe Bilder ſind ohne Zuſammenhang und Ordnung, ihre Beredſamkeit iſt Verwirrung, ſie beweiſt deſto mehr, je weniger vernünftig ſie ſpricht. Die höchſte Stufe der Leidenſchaft iſt Begeiſterung. Wenn ſie auf ihrem höchſten Gipfel iſt, ſo hält ſie ihren Gegenſtand für ganz vollkommen, er wird ihr Abgott, ſie verſezt ihn in den Himmel, und ſo wie die Entzükkung aus Andacht ihre Sprache von der Liebe borgt, ſo entlehnt auch das Entzükken der Liebe die ihrige von der Andacht. Sie ſieht lauter Paradieſe, Engels und Heiligen-Tugenden, und himmliſche Wonne. Wird ſie bei ihren Entzükkungen, in denen ſie ſo erhabene Bilder umſchweben, in niedrigen Worten ſprechen, wird ſie ihre Gedanken durch gemeine Ausdrükke herabwürdigen? Wird ſie nicht einen erhabenen Styl annehmen, ihm Hoheit und Würde geben? Wer wird da von Briefen, von Briefſtyl ſprechen? Wenn man an ſeine Geliebte ſchreibt, fragt man wohl viel nach dergleichen Dingen; da ſchreibt man keine Briefe, man ſchreibt Hymnen.

Man leſe einen Liebesbrief, den ein Schriftſteller an ſeinem Pulte, oder ein Schöngeiſt, der glänzen will, ſchrieb. Wenn er nur einiges Feuer im Kopfe hat, wird ſein Brief beinahe das

Pa-

Papier verbrennen, weiter wird aber dir Wärme nicht dringen. Man wird eingenommen, ſogar bewegt werden, aber nur von einer vorübergehenden kalten Rührung, die kein anderes Andenken, als Worte hinterläßt. Dagegen wird ein Brief, den wirkliche Liebe ſchrieb, der Brief eines wirklich leidenſchaftlich Verliebten, matt, weitſchweifig, gedehnt, verwirrt und voll Wiederholungen ſeyn. Sein Herz, überſtrömend vom Gefühl, ſagt immer das nemliche wieder und iſt nie fertig, wie eine lebendige Quelle, die unaufhörlich rinnt und nie verſiegt. Man wird da nichts ſcharfſinniges, nichts auszeichnendes finden, man behält weder Worte noch Wendungen, noch Redensarten im Gedächtniß, man bewundert nichts, es fällt nichts auf. Inzwiſchen aber fühlt man das Herz gerührt, man fühlt ſich bewegt, ohne zu wiſſen, warum. Wenn die Stärke des Gefühls nicht Eindruk auf uns macht, ſo rührt uns ſeine Wahrheit, und auf dieſe Art verſteht das Herz zum Herzen zu ſprechen. Wer kein Gefühl hat, und nur geziertes leidenſchaftliches Gewäſche hervorbringen kann, kennt dieſe Art von Schönheiten nicht und verachtet ſie.

Was ſollen Liebende in Büchern und Gedichten der Liebe davon lernen? Ach ihr Herz ſagt ihnen mehr als ſie, und die nachgemachte Sprache

Bildern macht, ſo iſt auch ihre Sprache immer bilderreich. Aber dieſe Bilder ſind ohne Zuſammenhang und Ordnung, ihre Beredſamkeit iſt Verwirrung, ſie beweißt deſto mehr, je weniger vernünftig ſie ſpricht. Die höchſte Stufe der Leidenſchaft iſt Begeiſterung. Wenn ſie auf ihrem höchſten Gipfel iſt, ſo hält ſie ihren Gegenſtand für ganz vollkommen, er wird ihr Abgott, ſie verſezt ihn in den Himmel, und ſo wie die Entzükkung aus Andacht ihre Sprache von der Liebe borgt, ſo entlehnt auch das Entzükken der Liebe die ihrige von der Andacht. Sie ſieht lauter Paradieſe, Engels und Heiligen-Tugenden, und himmliſche Wonne. Wird ſie bei ihren Entzükkungen, in denen ſie ſo erhabene Bilder umſchweben, in niedrigen Worten ſprechen, wird ſie ihre Gedanken durch gemeine Ausdrükke herabwürdigen? Wird ſie nicht einen erhabenen Styl annehmen, ihm Hoheit und Würde geben? Wer wird da von Briefen, von Briefſtyl ſprechen? Wenn man an ſeine Geliebte ſchreibt, fragt man wohl viel nach dergleichen Dingen; da ſchreibt man keine Briefe, man ſchreibt Hymnen.

Man leſe einen Liebesbrief, den ein Schriftſteller an ſeinem Pulte, oder ein Schöngeiſt, der glänzen will, ſchrieb. Wenn er nur einiges Feuer im Kopfe hat, wird ſein Brief beinahe das

Pa-

Papier verbrennen, weiter wird aber dir Wärme nicht dringen. Man wird eingenommen, ſogar bewegt werden, aber nur von einer vorübergehenden kalten Rührung, die kein anderes Andenken, als Worte hinterläßt. Dagegen wird ein Brief, den wirkliche Liebe ſchrieb, der Brief eines wirklich leidenſchaftlich Verliebten, matt, weitſchweifig, gedehnt, verwirrt und voll Wiederholungen ſeyn. Sein Herz, überſtrömend vom Gefühl, ſagt immer das nemliche wieder und iſt nie fertig, wie eine lebendige Quelle, die unaufhörlich rinnt und nie verſiegt. Man wird da nichts ſcharfſinniges, nichts auszeichnendes finden, man behält weder Worte noch Wendungen, noch Redensarten im Gedächtniß, man bewundert nichts, es fällt nichts auf. Inzwiſchen aber fühlt man das Herz gerührt, man fühlt ſich bewegt, ohne zu wiſſen, warum. Wenn die Stärke des Gefühls nicht Eindruk auf uns macht, ſo rührt uns ſeine Wahrheit, und auf dieſe Art verſteht das Herz zum Herzen zu ſprechen. Wer kein Gefühl hat, und nur geziertes leidenſchaftliches Gewäſche hervorbringen kann, kennt dieſe Art von Schönheiten nicht und verachtet ſie.

Was ſollen Liebende in Büchern und Gedichten der Liebe davon lernen? Ach ihr Herz ſagt ihnen mehr als ſie, und die nachgemachte Spra-

che der Bücher iſt jedem, der ſelbſt liebt, zu kalt. Ueberdieß ſchwächt dieſe Lectüre den Geiſt, macht ihn weichlich und benimmt ihm alle ſeine Schnellkraft, wogegen wahre Liebe ein verzehrendes Feuer iſt, das ſeine Glut den andern Gefühlen mittheilt und ſie mit neuer Kraft beſeelt, daher ſagte man, die Liebe mache Helden.

Eiferſucht ſcheint der Liebe ſo natürlich zu ſeyn, daß man faſt glauben ſollte, ſie habe ihren Grund in derſelben. Es iſt wenigſtens unwiderſprechlich, daß Abneigung gegen alles, was unſer Vergnügen ſtört und es uns zu rauben droht, ſo wie der Wunſch, das, was uns gefällt, ausſchlieſſend zu beſizzen, bis auf einen gewiſſen Grad eine natürliche Regung iſt.

Unter uns hat Eiferſucht ihren Grund mehr in den geſellſchaftlichen Leidenſchaften, als in einem urſprünglichen Triebe. Bei dem gröſsten Theile der gewöhnlichen Liebeshändel haßt der Liebhaber ſeine Nebenbuhler mehr, als er ſeine Angebetete liebt. Wenn er fürchtet, nicht allein begünſtiget zu ſeyn, ſo iſt es nur Wirkung ſeiner Eigenliebe und ſeine Eitelkeit leidet weit mehr dabei als ſeine Liebe.

Nur bei Verbindungen, die aus Achtung und Neigung entſtunden, iſt ſogar Eiferſucht ein zärtliches

liches Gefühl, weil da, wenn auch die Liebe unruhig wird, die Achtung doch unveränderlich bleibt, und weil die Liebe um ſo leichtgläubiger iſt, je mehr Anſprüche ſie macht. Ein Verliebter, den Hochachtung leitet und der an ſeinem angebeteten Gegenſtande nur die Eigenſchaften liebt, die er hochſchäzt, wird ohne Zorn, Mistrauen oder Bosheit eiferſüchtig ſeyn, er wird nur beſorgt und furchtſam und mehr unruhig als aufgebracht ſeyn, er wird ſich weit mehr beſtreben, ſeine Geliebte für ſich einzunehmen, als ſeinen Nebenbuhler abzuſchrekken, er wird ihn, wenn er kann, als ein Hinderniß entfernen, aber ohne ihn als ſeinen Feind zu haſſen; er wird nicht in ungerechten Eigendünkel alberner Weiſe aufgebracht werden, daß derſelbe ſich unterſteht, mit ihm um den Vorzug zu ſtreiten, ſondern er wird in der Ueberzeugung, daß das Recht des Vorzugs nur auf dem Verdienſt beruht, und daß der Sieg Ehre bringt, ſeine Bemühungen, ſich liebenswürdig zu machen, verdoppeln und ſo wahrſcheinlich ſeinen Zwek erreichen.

Eheliche Geſellſchaft.

Nichts iſt ſchwerer, als die Wahl eines guten Ehemannes, wenn es nicht allenfalls die einer guten Frau iſt.

Nur

Nur die Perſonen, die ſich verheirathen ſollen, können entſcheiden, ob ſie für einander taugen. Wenn die Liebe nicht die Oberhand hat, ſo wird die Vernunft allein die Wahl treffen; herrſcht die Liebe, dann hat die Natur ſchon gewählt. Sie iſt das heilige Geſez der Natur, das man nicht leicht ungeſtraft übertreten kann, und welches alle Betrachtungen über Stand und Rang nicht aufheben können, ohne daß Unglük uud Verbrechen darauf folgen.

Das Glük der Ehe hängt von ſo vielen Erforderniſſen ab, daß es Thorheit wäre, ſie alle beiſammen haben zu wollen. Man muß ſich zuförderſt der wichtigſten Eigenſchaften verſichern; finden ſich dann die andern auch, ſo macht man ſie ſich zu Nuzzen, fehlen ſie, ſo ſezt man ſich darüber weg.

Dieſe Erforderniſſe ſind theils natürlich, theils haben ſie ihren Grund in der Erziehung, manche beruhen blos auf der Meinung. Die beiden lezten können die Väter, die erſten nur die Kinder beurtheilen. Bei Ehen, die durch die väterliche Gewalt geſchloſſen werden, richtet man ſich nur nach dem, was Erziehung und Vorurtheil verlangen, man verheirathet nicht die Perſonen, ſondern nur den Stand und das Vermögen; dieſe können ſich aber ändern, hingegen die Perſonen bleiben

im-

immer und allenthalben dieſelben; troz aller Glüks=güter machen blos perſönliche Eigenſchaften eine Ehe glüklich oder unglüklich.

Die Ehegatten müſſen ſich in einander ſchik=ken. Ihr erſtes Band muß gegenſeitige Zunei=gung, ihre erſten Führer müſſen ihre Augen und Herzen ſeyn, denn da, wenn ſie einmal verbun=den ſind, gegenſeitige Liebe ihre erſte Pflicht iſt, Lieben und Nichtlieben aber nicht in unſerer Will=kühr ſteht, ſo iſt in dieſer Pflicht auch noch die enthalten, von der Verbindung einander zu lieben anzufangen. Dieſes iſt ein Geſez der Natur, wel=ches durch nichts abgeſchafft werden kann; dieje=nigen, welche es durch ſo viele bürgerliche Geſez=ze eingeſchränkt haben, nahmen auf eine ſchein=bare Ordnung mehr Rükſicht, als auf das ehe=liche Glük und die Sittlichkeit der Bürger.

Es iſt übrigens, wenn eine Ehe glüklich ſein ſoll, nicht gleichgültig, ob ſich ein Mann über oder unter ſeinen Stand verheirathet. Das erſte iſt der Vernunft ganz entgegen, das zweite iſt ihr noch ge=mäßer. Da die Familie mit der bürgerlichen Ge=ſellſchaft nur durch ihr Haupt zuſammenhängt, ſo richtet ſich der Stand der ganzen Familie nach dem Stande des Haupts. Wenn ſich der Mann in einen niedrigern Stand verheirathet, ſo erniedrigt er ſich nicht, ſondern erhebt ſeine Gattin; wenn

er

er hingegen eine Frau von höherm Stande nimmt, ſo erniedrigt er ſie, ohne ſich zu erheben; deshalb findet im erſten Fall, Vortheil ohne Nachtheil, im andern Nachtheil ohne Vortheil ſtatt.

Ueberdieß liegt es in der natürlichen Ordnung, daß das Weib dem Manne gehorche. Wenn er alſo eine aus einem niedrigern Stande heirathet, ſo ſind natürliche und bürgerliche Ordnung in Uebereinſtimmung und alles geht gut; wo hingegen das Gegentheil ſtatt findet, wenn ſich der Mann über ſeinen Stand verheirathet, und ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein Recht oder ſeine Erkenntlichkeit hintanzuſezzen, undankbar oder verächtlich zu ſeyn: Dann verlangt die Frau die Oberherrſchaft und macht ſich zur Beherrſcherinn ihres Haupts und der zum Sklaven gewordene Herr ſieht ſich zum lächerlichſten und elendeſten Geſchöpfe gemacht. So geht es jenen unglüklichen Günſtlingen, welche von den aſiatiſchen Königen mit ihrer Schwägerſchaft beehrt und gequält worden, die, wie man ſagt, wenn ſie bei ihren Frauen ſchlafen wollen, nur von unten in das Bett zu kommen wagen.

Man muß übrigens doch zugeben, ſo ſtrenge man auch in dieſem Punkt ſeyn mag, daß es angenehmer und anſtändiger iſt, ſeiner Gattinn ſein Glük zu verdanken, als ſeinem Freunde, denn bei der

der erſten wird man der Beſchüzzer, bei dem zweiten der Beſchüzte, und ein rechtſchaffener Mann wird nie einen beſſern Freund haben, als ſeine Frau.

Bei der Wahl einer Frau iſt die Betrachtung der Geſtalt, das erſte, das uns einnimmt, und dieſe Betrachtung ſollte man gerade zulezt anſtellen, ohne aber deßwegen gar nicht auf ſie Rükſicht zu nehmen. Meiner Meinung nach muß man große Schönheit in der Ehe eher vermeiden, als ſuchen. Sie nüzt ſich durch den Beſiz bald ab, und hat nach ſechs Wochen für den Beſizzer keinen Werth mehr, aber ihre Gefahren dauern fort, ſo lange ſie währt. Wenn eine ſchöne Frau nicht wenigſtens ein Engel iſt, ſo iſt ihr Mann der unglüklichſte Menſch, und wenn ſie auch ein Engel wäre, ſo könnte ſie doch nicht verhindern, daß er nicht unaufhörlich von Feinden umgeben wäre. Wenn die höchſte Häßlichkeit nicht Widerwillen erregen würde, ſo möchte ich ſie der größten Schönheit noch vorziehen, denn in kurzer Zeit iſt die eine wie die andere dem Ehemanne gleichgültig und die Schönheit bringt ihm Nachtheil, die Häßlichkeit aber Vortheil; freilich aber iſt eine ſolche Häßlichkeit, die Widerwillen erregt, das größte Unglük. Dieſer Widerwille wird, weit entfernt zu vergehen, unaufhörlich ſtärker und verwandelt ſich

in

er hingegen eine Frau von höherm Stande nimmt, ſo erniedrigt er ſie, ohne ſich zu erheben; deshalb findet im erſten Fall, Vortheil ohne Nachtheil, im andern Nachtheil ohne Vortheil ſtatt.

Ueberdieß liegt es in der natürlichen Ordnung, daß das Weib dem Manne gehorche. Wenn er alſo eine aus einem niedrigern Stande heirathet, ſo ſind natürliche und bürgerliche Ordnung in Uebereinſtimmung und alles geht gut; wo hingegen das Gegentheil ſtatt findet, wenn ſich der Mann über ſeinen Stand verheirathet, und ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein Recht oder ſeine Erkenntlichkeit hintanzuſezzen, undankbar oder verächtlich zu ſeyn: Dann verlangt die Frau die Oberherrſchaft und macht ſich zur Beherrſcherinn ihres Haupts und der zum Sklaven gewordene Herr ſieht ſich zum lächerlichſten und elendeſten Geſchöpfe gemacht. So geht es jenen unglüklichen Günſtlingen, welche von den aſiatiſchen Königen mit ihrer Schwägerſchaft beehrt und gequält worden, die, wie man ſagt, wenn ſie bei ihren Frauen ſchlafen wollen, nur von unten in das Bett zu kommen wagen.

Man muß übrigens doch zugeben, ſo ſtrenge man auch in dieſem Punkt ſeyn mag, daß es angenehmer und anſtändiger iſt, ſeiner Gattinn ſein Glük zu verdanken, als ſeinem Freunde, denn bei

der

der erſten wird man der Beſchüzzer, bei dem zwei-
ten der Beſchüzte, und ein rechtſchaffener Mann
wird nie einen beſſern Freund haben, als ſeine
Frau.

Bei der Wahl einer Frau iſt die Betrachtung
der Geſtalt, das erſte, das uns einnimmt, und
dieſe Betrachtung ſollte man gerade zulezt anſtel-
len, ohne aber deßwegen gar nicht auf ſie Rük-
ſicht zu nehmen. Meiner Meinung nach muß
man große Schönheit in der Ehe eher vermeiden,
als ſuchen. Sie nüzt ſich durch den Beſiz bald ab,
und hat nach ſechs Wochen für den Beſizzer kei-
nen Werth mehr, aber ihre Gefahren dauern fort,
ſo lange ſie währt. Wenn eine ſchöne Frau nicht
wenigſtens ein Engel iſt, ſo iſt ihr Mann der un-
glüklichſte Menſch, und wenn ſie auch ein Engel
wäre, ſo könnte ſie doch nicht verhindern, daß er
nicht unaufhörlich von Feinden umgeben wäre.
Wenn die höchſte Häßlichkeit nicht Widerwillen er-
regen würde, ſo möchte ich ſie der größten Schön-
heit noch vorziehen, denn in kurzer Zeit iſt die ei-
ne wie die andere dem Ehemanne gleichgültig und
die Schönheit bringt ihm Nachtheil, die Häßlich-
keit aber Vortheil; freilich aber iſt eine ſolche Häß-
lichkeit, die Widerwillen erregt, das größte Un-
glük. Dieſer Widerwille wird, weit entfernt zu
vergehen, unaufhörlich ſtärker und verwandelt ſich

in Haß. Eine ſolche Ehe iſt eine Hölle, und es wäre beſſer tod, als in einer ſolchen Verbindung zu ſeyn.

Das Mittelmaaß iſt allenthalben wünſchenswerth, ſo auch bei der Schönheit. Man muß einer angenehmen und einnehmenden Geſtalt, die nicht Liebe, ſondern Wohlwollen einflößt, den Vorzug geben, eine ſolche iſt ohne Nachtheil für den Mann, und gereicht beiden zum Vortheil. Anmuth verwelkt nicht, wie die Schönheit, ſie hat Leben und erneuert ſich unaufhörlich, und eine brave Frau, die Anmuth beſizt, gefällt ihrem Manne dreißig Jahre nach der Hochzeit, wie am erſten Tage.

Unter beiden Geſchlechtern giebt es nur zwei weſentlich verſchiedene Klaſſen, denkende und nicht denkende Leute. Dieſe Verſchiedenheit hat faſt blos in der Erziehung ihren Grund, denn das Denken iſt eine Kunſt, die man, wie eine jede andere, lernen muß. Ein Menſch von der erſten Klaſſe darf ſich nicht in die andere verheirathen, der größte Reiz der Geſellſchaft würde ihm fehlen, weil er, wenn ſeine Frau weder einen gebildeten Geiſt noch Annehmlichkeit in der Unterhaltung beſizt, genöthigt iſt, allein zu denken. Was iſt es nicht für ein trauriges Ding um einen Hausvater, der gern zu Hauſe iſt, aber daſelbſt immer in ſich ver-

verſchloſſen ſein muß und ſich niemanden mittheilen kann.

Wie wird überdies eine Frau, die nicht zu denken gewohnt iſt, ſeine Kinder erziehen? Wie wird ſie ſie gehörig zu behandeln verſtehen? Wie wird ſie ſie zu Tugenden, die ſie nicht kennt, zu Verdienſten, von denen ſie keinen Begriff hat, leiten können? Sie kann ihnen nur ſchmeicheln oder drohen, ſie kann ſie nur frech oder blöde machen, ſie wird ſie nur zu affectirten Affen oder dummen Gaſſenjungen, aber nie zu guten Köpfen und liebenswürdigen Kindern bilden. Es iſt alſo für einen Mann von Erziehung nicht rathſam, eine Frau ohne Erziehung zu heirathen, folglich auch keine aus einem Stande, wo ſie keine haben kann.

Es giebt ein einfaches und leichtes Mittel gegen das Erkalten der Liebe in der Ehe, man fahre als Gatte fort, Liebhaber zu ſeyn. Knoten, die man zu feſt machen will, reißen. Dies iſt auch bei dem der Ehe der Fall, wenn man ihn mehr zuſammenſchnüren will, als es ſich gehört. Die Treue, die er den beiden Ehegatten auflegt, iſt das heiligſte Recht, aber er ſollte keinen von beiden eine Gewalt über das andere geben. Zwang und Liebe vertragen ſich nicht gut mit einander, ſo wie ſich das Vergnügen nicht befehlen läßt. Nicht ſowohl der Beſiz, als vielmehr die Unterwürfigkeit

erregt

erregt Sättigung. Willſt du alſo der Geliebte deiner Frau ſeyn, ſo ſei ſie immer deine und ihre Gebieterin: ſei ein beglükter aber ein ehrerbietiger Liebender, empfange alles von der Liebe, ohne etwas von der Pflicht zu verlangen und die kleinſte Gunſtbezeugung ſieh nie als ein Recht, ſondern als eine Gefälligkeit an. Bedenke immer, daß ſelbſt in der Ehe nur das Vergnügen rechtmäßig iſt, nach dem eines wie das andere verlangt.

Das geſellſchaftliche Verhältniß beider Geſchlechter iſt wunderbar. Aus dieſer Geſellſchaft entſteht eine moraliſche Perſon, von der die Frau das Auge, und der Mann der Arm iſt, aber mit ſolcher Abhängigkeit von einander, daß der Mann die Frau lehrt, was ſie ſehen und die Frau den Mann, was er thun ſoll. Der Mann hat die Grundſäzze, die Theorie, die Frau die practiſche Vernunft, die Geſchiklichkeit fürs Einzelne. Bei der unter ihnen herrſchenden Uebereinſtimmung zwekt alles auf das gemeinſchaftliche Ziel ab, man weiß nicht, wer ſeiner Seits am meiſten beiträgt. Jedes folgt dem Antrieb des andern, jedes gehorcht und beide ſind Herren.

Heiligkeit der Ehe fodert nicht nur das Intereſſe der Verheiratheten, ſondern es iſt auch eine gemeinſchaftliche Angelegenheit aller Menſchen. Jedes-

Jedesmal wenn zwei Eheleute ſich durch ein feierliches Band vereinigen, tritt eine ſtillſchweigende Verbindlichkeit des ganzen Menſchengeſchlechts ein, dieſes heilige Band zu achten und in ihnen die eheliche Verbindung zu ehren, und dieſes iſt, nach meiner Meinung, ein ſtarker Grund gegen heimliche Heirathen, welche, da bei ihnen kein Merkmal dieſer Verbindung ſichtbar iſt, unſchuldige Herzen in Gefahr ſezzen, eine ehebrecheriſche Flamme in ſich zu nähren. Das Publikum iſt gewiſſermaſſen Gewährsmann eines in ſeiner Gegenwart geſchloſſenen Vertrags, und man darf ſagen, daß die Ehre einer züchtigen Frau unter dem beſondern Schuzze jedes rechtſchaffenen Mannes ſteht. Wer eine Frau zu mißbrauchen wagt, ſündigt daher ſowohl, weil er ſie zur Sünde verleitet und man ſich immer der Verbrechen, an denen man Urſache iſt, theilhaftig macht, als auch, weil auch er ſelbſt geradezu fehlt, indem er die öffentliche und heilige eheliche Treue verlezt, ohne welche keine Ordnung unter der menſchlichen Geſellſchaft beſtehen kann.

Die gegenſeitigen Pflichten beider Geſchlechter in der Ehe ſind nicht gleich ſtrenge, und können es nicht ſeyn. Die Frau hat Unrecht, wenn ſie ſich über die unbillige Ungleichheit beklagt, die der Mann darein bringt. Dieſe Ungleichheit iſt

Bayerische Staatsbibliothek München

keine menſchliche Einrichtung, oder ſie iſt wenig- ſtens nicht das Werk von Vorurtheilen, ſondern ein Werk der Vernunft; dem Theil, welchen die Natur die Kinder anvertraute, kömmt es zu, dem andern für ſie zu ſtehen. Ohne Zweifel iſt es niemanden erlaubt, die ſchuldige Treue zu brechen, und jeder ungetreue Mann, der ſeine Frau des einzigen Lohnes für die bittern Pflichten ihres Ge- ſchlechts beraubt, handelt ungerecht und grauſam; aber ein ungetreues Weib thut noch mehr; ſie trennt die Familie und zerreißt alle Bande der Natur; indem ſie dem Manne Kinder giebt, die nicht die ſeinigen ſind, betrügt ſie beide und fügt zur Un- treue noch Falſchheit. Ich kann mir keine Zerrüt- tung, kein Verbrechen denken, das nicht hieraus entſtehen könnte. Giebt es je einen gräßlichen Zu- ſtand auf der Welt, ſo iſt es der eines unglüklichen Vaters, welcher aus Mistrauen gegen ſeine Frau, ſich nicht den ſüſſeſten Gefühlen ſeines Herzens zu überlaſſen wagt, indem er zweifelt, wenn er ſein Kind umarmt, ob er nicht das Kind eines andern, das Pfand ſeiner Schande, das ſeinen eigenen Kin- dern ihr Erbtheil raubt, umarme. Was iſt dann die Familie anders, als eine Geſellſchaft heimli- cher Feinde, welche ein ſtrafbares Weib gegen ein- ander bewafnet, während ſie ſie zwingt, Liebe ge- gen einander zu heucheln.

Es

[library stamp]

Es iſt alſo nicht genug, daß die Frau treu ſey, ſondern ſie muß auch von ihrem Manne, von ihren Verwandten, von jedermann dafür gehalten werden, ſie muß ſittſam, aufmerkſam, behutſam ſeyn, und das Zeugniß ihrer Tugend in den Augen anderer ſo gut als in ihrem eigenen Gewiſſen haben, wenn es nicht gleichviel iſt, ob ein Vater ſeine Kinder liebt, ſo iſt es auch nicht gleichviel, ob er ihre Mutter achtet. Daher gehört ſogar der Schein zu den weiblichen Pflichten, und Ehre und guter Name iſt für die Frau ſo nöthig, als Keuſchheit. Aus dieſen Gründen fließt, neben der moraliſchen Verſchiedenheit beider Geſchlechter, ein neuer Antrieb zur Pflicht der Anſtändigkeit, welche den Frauen beſonders die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit auf ihr Betragen, ihre Stellung und Gebährden vorſchreibt. So lange man dieſe nicht widerlegt, iſt die unbeſtimmte Behauptung, daß beide Geſchlechter gleich ſeyen und gleiche Pflichten haben, nichts als leeres Geſchwäz.

Wenn man jedermann zu Beobachtung ſeiner urſprünglichen Pflichten bringen will, ſo fange man bei den Müttern an, und man wird über die Veränderungen, die man hervorbringen wird, erſtaunen. Aus dieſem erſten Verderbniß fließt nach und nach alles andere, die Sittlichkeit und Natur erlöſcht in allen Herzen, das Innere der

Häuſer verliert das lebhafte Ausſehen, die Männer werden nicht mehr von dem rührenden Anblik einer heranwachſenden Familie angezogen, den Fremden wird nicht mehr Ehrfurcht von ihm eingeflößt; die Mutter, deren Kinder man nicht ſieht, iſt nicht ſo ehrwürdig; es giebt in den Familien kein Wohnzimmer mehr, die Gewohnheit ſtärkt nicht mehr die Bande des Bluts, es giebt keine Väter, Mütter, Kinder, Brüder, Schweſtern mehr; alle kennen ſich kaum, wie ſollten ſie ſich lieben? Jeder denkt nur auf ſich. Wenn man zu Hauſe nur traurige Einſamkeit findet, muß man freilich fortgehen, um ſich anderswo Vergnügen zu machen.

Wenn unſere Frauen nur nicht verſchmähen würden, ihre Kinder zu ſäugen, ſo würde die Lebensart von ſelbſt anders werden; die Gefühle der Natur würden in allen Herzen wieder erwachen, der Staat wieder bevölkert werden, hiedurch und nur hiedurch würde alles wieder vereinigt. Das Anziehende des häußlichen Lebens iſt das beſte Mittel wider eine ſchlechte Lebensart. Das Kindergeſchrei, welches ungelegen war, wird man angenehm finden, es macht Vater und Mutter einander nothwendiger, theuer, es knüpft ihr eheliches Band feſter. — Wenn die Familie lebhaft und munter iſt, ſo ſind häußliche Geſchäfte die liebſte Arbeit der Frau und der angenehmſte Zeitvertreib des

Man-

Mannes. So würde aus der Aufhebung dieſes einzigen Misbrauchs bald eine allgemeine Verbeſſerung entſpringen, und die Natur würde bald wieder in den Beſiz aller ihrer Rechte geſezt ſeyn. Sobald nur die Frauen einmal wieder Mütter geworden wären, würden die Männer bald wieder Väter und Gatten werden. Geſtüzt auf Folgerungen, die der gemeinſte Verſtand machen kann, und auf Beobachtungen, die ich immer richtig befand, getraue ich mir dieſen würdigen Müttern feſte und beſtändige Anhänglichkeit ihrer Männer, wahrhaft kindliche Zärtlichkeit ihrer Kinder, Achtung und Verehrung des Publikums, eine glükliche Niederkunft ohne Zufälle und ſchlimme Folgen, eine feſte und dauerhafte Geſundheit, und endlich das Vergnügen, ſich einſt von ihren Töchtern nachgeahmt und andern zum Muſter aufgeſtellt zu ſehen, zuzuſichern.

Nicht zufrieden, daß ſie aufgehört haben, ihre Kinder zu ſäugen, wollen die Frauen jezt ſogar keine mehr bekommen, welches freilich eine natürliche Folge iſt, und ſobald man es beſchwerlich findet, Mutter zu werden, findet man bald Mittel, es gänzlich zu verhüten.

Cölibat.

Die Verbindlichkeit, ſich zu verheirathen iſt nicht für jedermann gleich groß, ſie hängt bei jedem

dem Menſchen von dem Stand ab, in den ihn das Schikſal geſezt hat. Unter dem gemeinen Volke, dem Künſtler, dem Bauer, kurz, unter den eigentlich nüzlichen Menſchen iſt der Cölibat nicht erlaubt; unter den Ständen, welche die andern beherrſchen, für welche die andern unaufhörlich arbeiten und die nur immer zu zahlreich ſind, iſt er erlaubt und ſelbſt zuträglich. — Der Staat wird ohnedieß durch die Vermehrung der Menſchen, die ihm zur Laſt ſind, nur entvölkert. Die Menſchen werden immer Herren genug haben, und in England z. B. wird gewiß eher an Akkerleuten als an Pairs Mangel ſeyn.

Uebrigens weiß ich nicht, ob dieſe Gründe, die für eine Politik, welche die gegenſeitigen Kräfte des Staates abwiegt, um ſie im Gleichgewicht zu erhalten, ziemliches Gewicht haben, ſtark genug ſind, um Privatperſonen von ihrer Pflicht gegen die Natur loszuſprechen. Man ſollte faſt glauben, das Leben ſey ein Gut, das man nur empfängt, um es fortzupflanzen, eine Art von Erbgut, das von Geſchlecht zu Geſchlecht kommen muß, ſo daß jeder, der einen Vater hatte, verbunden ſey, es auch zu werden. Es iſt nicht wohl möglich, daß ein Stand, der der Natur ſo ſehr zuwiderläuft, wie der eines Hageſtolzen, nicht einige öffentliche oder verborgene Unordnung bewirken

ken ſollte. Durch welche Mittel will man einem Feinde, den man unaufhörlich mit ſich herumträgt, immer entrinnen?

Bürgerliche Geſellſchaft.

Der erſte, der ein Stük Erde umzäunte, ſich beikommen ließ, zu ſagen: das iſt mein, und Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben, war der eigentliche Stifter der bürgerlichen Geſellſchaft.

So lange ſich die Menſchen nur mit ſolchen Arbeiten abgaben, die ein einzelner thun konnte, und auf ſolche Künſte legten, die nicht die Mitwirkung von mehrern Händen erfordern, lebten ſie frei, geſund, gut und ſo glüklich, als ſie es vermöge ihrer Natur ſeyn konnten, und genoſſen fortwährend unter einander die Annehmlichkeiten eines unabhängigen Umgangs; aber von dem Augenblikke an, wo ein Menſch die Hülfe des andern nöthig hatte, ſeit man bemerkte, daß es einem Einzigen nüzlich ſei, wenn er Unterhalt für zwei habe, verſchwand die Gleichheit, und es kam Eigenthum auf; man fand nun für nöthig zu arbeiten, und die ungeheuern Wälder verwandelten ſich in lachende Felder, welche mit Menſchenſchweis begoſſen werden mußten und in welchen man bald neben

neben den Früchten Sklaverei und Elend aufkeimen ſah.

Die Schwäche des Menſchen macht ihn geſellſchaftlich, unſer gemeinſchaftliches Elend macht uns menſchlich, wir wären der Menſchheit nichts ſchuldig, wenn wir nicht Menſchen wären. Jede Zuneigung iſt ein Beweis von Mangel an Selbſtgenügſamkeit, wenn keiner von uns den andern nöthig hätte, ſo würde er nicht ſo leicht an eine Vereinigung mit ihm denken. Hieraus ergiebt ſich, daß wir uns an andere nicht ſowohl wegen des Gedankens an ihre Freuden als vielmehr wegen des Gedankens an ihre Leiden anſchließen, denn dieſe ſind uns ein weit beſſerer Beweis für die Gleichheit unſerer Natur und beſſere Bürgen für ihre Anhänglichkeit an uns. Wenn uns gemeinſchaftliche Bedürfniſſe durch Eigennuz vereinigen, ſo vereinigt uns gemeinſchaftliches Unglük durch die Zuneigung, welche es uns gegen einander einflößt.

Die Regel, ſchade nie einem andern, begreift die unter ſich, ſezze dich ſo wenig als möglich mit der menſchlichen Geſellſchaft in Verbindung; denn in dem geſellſchaftlichen Zuſtand bewirkt der Nuzzen des einen nothwendig den Schaden des andern. Dieſes Verhältniß liegt in dem Weſen der Sache,

und kann durch nichts geändert werden. Man unterſuche nach dieſem Grundſaz, wer beſſer iſt, der geſellſchaftliche, oder der einſame Menſch. Ein berühmter Schriftſteller ſagt, nur der Böſe ſei einſam, aber ich behaupte, daß es nur der Gute iſt. Wenn der Böſe einſam wäre, was könnte er Uebels thun. Nur in der Geſellſchaft kann er ſeine Künſte anwenden, um andern zu ſchaden.

Es iſt offenbar, daß man die Veränderung unſers Geſchlechts auf Rechnung des Eigenthums und folglich auf Rechnung der Errichtung und Ausbildung der Geſellſchaften ſchreiben muß; was ſonſt iſt die Veranlaſſung zu Mord, Vergiftung, Straßenraub; zu jenen ſchändlichen Mitteln, die Entſtehung der Menſchen zu hindern und die Natur zu täuſchen, man mag ſich darunter jene thieriſchen und niedrigen Begierden denken, die das ſchönſte Werk der Natur misbrauchen, Begierden, die Wilden und Thieren nicht bekannt ſind, und die nur in gebildeten Ländern durch eine verdorbene Einbildungskraft erzeugt werden, oder jene heimlichen Abtreibungen, die würdigen Früchte der Ausſchweifungen und des falſchen Ehrgefühls, oder die Ausſezzung und Ermordung ſo vieler Kinder, die Opfer des Unglüks ihrer Väter oder der grauſamen Schaam ihrer Mütter werden, oder endlich die Verſtümmlung jener Unglüklichen, von denen ein Theil ihres Weſens und ihre ganze Nachkommen-

men-

menſchaft unnüzzen Geſängen oder was noch ſchändlicher iſt, der thieriſchen Eiferſucht einiger Männer geopfert wird; eine Verſtümmlung, durch welche im lezten Fall die Natur zweifach beleidiget wird, ſowohl durch die Behandlung dieſer Unglüklichen ſelbſt, als auch durch den Gebrauch, zu dem ſie beſtimmt ſind. Warum ſoll ich es nicht vollends ſagen, ſogar in ihrem erſten Urſprung wird die Menſchheit angegriffen, in dem heiligſten aller Bande, wo man nicht wagt, der Natur Gehör zu geben, bis man vorher ſeine Glüksumſtände überlegt hat, und wodurch die Vermengung der Tugenden und Laſter, die aus der bürgerlichen Verwirrung entſteht, Unterdrükkung der Naturtriebe eine ſtrafbare Klugheit, und die Weigerung ſeines gleichen das Leben zu geben, eine Handlung der Menſchlichkeit wird.

Eben die Laſter, wegen welcher geſellſchaftliche Einrichtungen nothwendig werden, machen auch ihren Misbrauch unvermeidlich; weil die Geſezze im allgemeinen nicht ſo ſtark ſind, als die Leidenſchaften, und die Menſchen nur im Zaum halten, ohne ſie zu ändern.

Die Menſchen ſind laſterhaft, und doch iſt der Menſch von Natur gut. Wodurch kann er ſo ſehr verderbt worden ſeyn, als durch die Veränderungen in ſeiner Lebensart, durch die Fortſchritte

te, die er gemacht und die Kenntniſſe, die er ſich erworben hat? Man preiſe die menſchliche Geſellſchaft, ſo viel man will, es wird deswegen nicht weniger wahr bleiben, daß ſie die Menſchen verleitet, einander mehr oder weniger zu haſſen, je nachdem ſich ihr Intereſſe mehr oder weniger durchkreuzt; ſich zum Scheine gegenſeitige Dienſte zu leiſten und in der That alle erſinnliche Uebel zuzufügen. Was muß man von einer Verbindung denken, wo die Vernunft jeder Privatperſon ihre Maaßregeln an die Hand giebt, die denen, welche die Vernunft des Staats allen Gliedern der Geſellſchaft vorſchreibt, geradewegs zuwider ſind, und wo jeder ſeine Rechnung bei dem Unglük des andern findet? Die Hoffnungen ſehr vieler Privatperſonen beruhen auf allgemeinen Unglüksfällen und ich habe abſcheuliche Menſchen über die Wahrſcheinlichkeit eines fruchtbaren Jahres, Thränen des Schmerzens vergießen ſehen.

Nach des Dichters Meinung iſt Gold und Silber, nach des Philoſophen Eiſen und Korn das, was den Menſchen verfeinert und das menſchliche Geſchlecht ins Verderben gebracht hat.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt für den Menſchen nur ſo lange vortheilhaft, als jeder etwas und keiner zu viel beſizt, denn eigentlich ſind die

Ge-

menſchaft unnüzzen Geſängen oder was noch ſchändlicher iſt, der thieriſchen Eiferſucht einiger Männer geopfert wird; eine Verſtümmlung, durch welche im lezten Fall die Natur zweifach beleidiget wird, ſowohl durch die Behandlung dieſer Unglüklichen ſelbſt, als auch durch den Gebrauch, zu dem ſie beſtimmt ſind. Warum ſoll ich es nicht vollends ſagen, ſogar in ihrem erſten Urſprung wird die Menſchheit angegriffen, in dem heiligſten aller Bande, wo man nicht wagt, der Natur Gehör zu geben, bis man vorher ſeine Glüksumſtände überlegt hat, und wodurch die Vermengung der Tugenden und Laſter, die aus der bürgerlichen Verwirrung entſteht, Unterdrükkung der Naturtriebe eine ſtrafbare Klugheit, und die Weigerung ſeines gleichen das Leben zu geben, eine Handlung der Menſchlichkeit wird.

Eben die Laſter, wegen welcher geſellſchaftliche Einrichtungen nothwendig werden, machen auch ihren Misbrauch unvermeidlich; weil die Geſezze im allgemeinen nicht ſo ſtark ſind, als die Leidenſchaften, und die Menſchen nur im Zaum halten, ohne ſie zu ändern.

Die Menſchen ſind laſterhaft, und doch iſt der Menſch von Natur gut. Wodurch kann er ſo ſehr verderbt worden ſeyn, als durch die Veränderungen in ſeiner Lebensart, durch die Fortſchritte

te, die er gemacht und die Kenntniſſe, die er ſich erworben hat? Man preiſe die menſchliche Geſellſchaft, ſo viel man will, es wird deswegen nicht weniger wahr bleiben, daß ſie die Menſchen verleitet, einander mehr oder weniger zu haſſen, je nachdem ſich ihr Intereſſe mehr oder weniger durchkreuzt; ſich zum Scheine gegenſeitige Dienſte zu leiſten und in der That alle erſinnliche Uebel zuzufügen. Was muß man von einer Verbindung denken, wo die Vernunft jeder Privatperſon ihre Maaßregeln an die Hand giebt, die denen, welche die Vernunft des Staats allen Gliedern der Geſellſchaft vorſchreibt, geradewegs zuwider ſind, und wo jeder ſeine Rechnung bei dem Unglük des andern findet? Die Hoffnungen ſehr vieler Privatperſonen beruhen auf allgemeinen Unglüksfällen und ich habe abſcheuliche Menſchen über die Wahrſcheinlichkeit eines fruchtbaren Jahres, Thränen des Schmerzens vergießen ſehen.

Nach des Dichters Meinung iſt Gold und Silber, nach des Philoſophen Eiſen und Korn das, was den Menſchen verfeinert und das menſchliche Geſchlecht ins Verderben gebracht hat.

Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt für den Menſchen nur ſo lange vortheilhaft, als jeder etwas und keiner zu viel beſizt, denn eigentlich ſind die

Ge-

Geſezze immer denen, die etwas beſizzen, nüzlich, und denen, die nichts haben, nachtheilig.

Wer in Unthätigkeit verzehrt, was er nicht ſelbſt erworben hat, ſtiehlt es, und in meinen Augen iſt zwiſchen einem Rentier, den der Staat für ſein Nichtsthun bezahlt, und einem Straßenräuber, der auf Koſten der Reiſenden lebt, kein groſſer Unterſchied.

Auſſer der Geſellſchaft hat der unabhängige Menſch, der niemanden etwas zu verdanken hat, das Recht zu leben, wie er mag, aber in der Geſellſchaft, wo er nothwendig auf Koſten anderer lebt, iſt er ihnen zum Lohn für ſeinen Unterhalt Arbeit ſchuldig; dieſes leidet keine Ausnahme. Arbeit — iſt alſo eine unerläßliche Pflicht des geſelligen Menſchen; jeder müßige Bürger, ſey er reich oder arm, vornehm oder gering, iſt ein Taugenichts.

Jede kleinere Geſellſchaft, die eng und feſt unter ſich verbunden iſt, wird dadurch der gröſſern abwendig gemacht. Jeder Patriot iſt gegen Fremde hart, ſie ſind nur Menſchen, das heiſt in ſeinen Augen — Nichts. Dieſe üble Folge iſt unvermeidlich, aber nicht von großer Bedeutung. Die Hauptſache iſt immer, daß man gegen die Leute gut iſt, mit welchen man lebt. Auswärts

wärts war der Spartaner ehrgeizig, habſüchtig, unbillig, aber in ſeinen Mauern herrſchte Uneigennüzzigkeit, Billigkeit, Eintracht. Man traue den Kosmopoliten nicht, welche Pflichten, die ſie nicht in ihrem Zirkel ausüben mögen, gern in der Ferne in ihren Büchern ſuchen. Ein ſolcher Philoſoph liebt die Tataren, um von der Liebe gegen ſeine Nachbarn befreit zu ſeyn.

Der Naturmenſch iſt ganz für ſich, er iſt die Einheit unter den Zahlen, das vollkommene Ganze, welches nur mit ſich oder ſeines gleichen in einem Verhältniſſe ſteht. Der bürgerliche Menſch iſt nur der Zähler im Bruch, der vom Nenner abhängt, und deſſen Werth auf ſeinem Verhältniſſe zum Ganzen beruht, welches der Staatskörper iſt. Die beſten bürgerlichen Einrichtungen ſind die, welche den Menſchen am weiteſten von ſeiner Natur entfernen, ihn am leichteſten ſeiner Selbſtſtändigkeit berauben, um ihn in einen abhängigen Zuſtand und ſein Ich unter die gemeinſchaftliche Einheit zu bringen, ſo daß jede Privatperſon ſich nicht mehr für ein Ganzes, ſondern nur für einen Theil der Einheit anſieht und nur im Ganzen fühlend iſt. Ein Römiſcher Bürger war nicht Cajus, nicht Lucius, er war ein Römer, er liebte ſein Vaterland ſogar mit Ausſchließung ſeiner ſelbſt. Regulus behauptete, er ſei ein

Car=

Carthaginenſer, da er das Eigenthum ſeiner Herren geworden ſei. Er weigerte ſich, als Fremder einen Siz im Römiſchen Senate einzunehmen, ein Carthaginenſer mußte es ihm befehlen Er wurde aufgebracht, wie man ihm das Leben retten wollte. Er erreichte ſeine Abſicht und kehrte triumphirend zurük, um einen martervollen Tod zu ſterben. Dieſe Handlung ſcheint mir den Menſchen unſerer Tage ſehr wenig gleich zu ſehen.

Der Lacedämonier Poderet wollte in den Rath der Dreihundert aufgenommen werden, und wurde abgewieſen. Er kehrte ganz vergnügt darüber zurük, daß es in Sparta dreihundert Männer gäbe, die mehr werth ſeyen, als er. Ich nehme an, daß dieſe Aeußerung aufrichtig war, welches wohl zu glauben iſt. Das heißt ein Bürger.

Eine Frau zu Sparta hatte fünf Söhne im Felde und erwartete Neuigkeiten von der Schlacht. Ein Helote kam davon her, zitternd erkundigt ſie ſich darnach — „Deine fünf Söhne ſind getödtet“ — Feiler Sklave, habe ich dich darum gefragt? — „Wir haben den Sieg davon getragen“ — Die Mutter läuft in den Tempel und dankt den Göttern. — Das heißt eine Bürgerin.

Wer bei der bürgerlichen Einrichtung ſeine urſprünglichen natürlichen Gefühle erhalten will,

weiß nicht, was er will. Immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, immer wankend zwiſchen Neigung und Pflicht wird er nie Menſch, nie Bürger, und weder ſich noch andern nüzlich ſeyn. Er wird ein gewöhnlicher Alltags-Menſch, das heißt, Nichts ſeyn.

Um ſelbſtſtändig und einer und derſelbe zu ſeyn, muß man immer entſchloſſen ſeyn, welche Maasregeln man nehmen will, ſie kühn ergreifen, und ihnen immer getreu bleiben. Ich möchte aber ein ſolches Wunder von einem Menſchen ſehen, um zu wiſſen, wenn man Menſch oder Bürger iſt, und wie man ſich benehmen muß, um beides zugleich zu ſeyn.

Im natürlichen Zuſtande, wo die Menſchen alle gleich ſind, iſt ihr gemeinſchaftlicher Beruf, daß ſie Menſchen ſind, und wer hiezu gut erzogen iſt, kann das, was ſich darauf bezieht, unmöglich ſchlecht erfüllen.

Der bürgerliche Menſch entſteht, lebt und ſtirbt in Sklaverei. Nach ſeiner Geburt näht man ihn in Windeln, nach ſeinem Tode nagelt man ihn in einen Sarg; ſo lange er die menſchliche Geſtalt behält, iſt er von unſern Einrichtungen gefeſſelt; denn alle unſere Weisheit beſteht in ſklaviſchen Vorurtheilen, alle unſere Gebräuche athmen Unterwürfigkeit, Einſchränkung und Zwang.

Der

Der Wilde lebt in ſich ſelbſt; der geſellige Menſch kann immer nur auſſer ſich, in der Meinung anderer leben, und er empfängt, ſo zu ſagen, das Gefühl ſeines Daſeyns nur von ihrem Urtheil. Indem wir daher immer von andern wiſſen wollen, was wir ſind, und nie uns ſelbſt über uns zu fragen wagen; ſo haben wir mitten unter ſo viel Philoſophie, Menſchlichkeit, Verfeinerung und erhabenen Grundſäzzen doch nur ein betrügeriſches und heilloſes Aeuſſeres, Ehre ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit, Vergnügen ohne Glük.

Geſellſchaften der großen Welt.

Man mag die Sache betrachten, wie man will, ſo findet man, daß in jeder Geſellſchaft nichts als leeres Geſchwäz herrſcht, lauter Vorſäzze ohne Nachſäzze. Man kann auf dem Theater, wie in der Welt wohl hören, was man ſagt, aber man erfährt deswegen nichts von dem, was man thut und wozu braucht man dieß auch? Bekümmert man ſich, wenn ein Menſch nur einmal geſprochen hat, jemals noch um ſeine Handlungen? Hat er da nicht alles gethan? Iſt ſein Urtheil denn nicht ſchon geſprochen? Heut zu Tage iſt nicht der ein rechtſchaffener Mann, welcher gute Handlungen verrichtet, ſondern welcher ſchöne Sachen ſagt; und

eine einzige unbedachtſame ohne Ueberlegung entfahrene Rede kann dem, der ſie ſagt, einen unerſezlichen Schaden zufügen, den vierzig Jahre des unſträflichſten Lebens nicht wieder gut machen würden. Kurz ich ſehe, daß, wenn ſchon die Handlungen der Menſchen ſehr ſelten ihren Reden gleichen, man ſie doch nur nach dieſen beurtheilt, ohne daß dabei auf ihre Handlungen Rükſicht zu nehmen; ich ſehe auch, daß der Umgang in einer großen Stadt angenehmer, leichter und ſogar ſicherer ſcheint, als unter Leuten, die ſich nicht ſo verſtellen; aber ſind dort die Menſchen auch wirklich menſchlicher, rechtſchaffener? verſtändiger? — Davon weiß ich nichts. Es iſt da alles nur Schein. Man giebt ſich alle Mühe, mich deutlich zu überzeugen, daß nur der Halbphiloſoph auf das Weſentliche der Dinge ſehe, und nur der wahre Weiſe ſie nach dem Schein betrachte, daß Vorurtheile unſere Grundſäzze und Schiklichkeit unſere Geſezze ſeyn müſſen, und daß es wie ein Thor zu leben, die höchſte Weisheit ſey.

In Privatgeſellſchaften, bei Mahlzeiten, wozu jeder Gaſt eingeladen, und die Thüre für jeden unvermuthet kommenden verſchloſſen iſt, nehmen ſich die Frauen am wenigſten in Acht und hier kann man anfangen, ſie zu ſtudiren. Da herrſchen ungeſtörter wizige und ſatyriſche Geſpräche, da

 geht

Der Wilde lebt in ſich ſelbſt; der geſellige Menſch kann immer nur auſſer ſich, in der Meinung anderer leben, und er empfängt, ſo zu ſagen, das Gefühl ſeines Daſeyns nur von ihrem Urtheil. Indem wir daher immer von andern wiſſen wollen, was wir ſind, und nie uns ſelbſt über uns zu fragen wagen; ſo haben wir mitten unter ſo viel Philoſophie, Menſchlichkeit, Verfeinerung und erhabenen Grundſäzzen doch nur ein betrügeriſches und heilloſes Aeuſſeres, Ehre ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit, Vergnügen ohne Glük.

Geſellſchaften der großen Welt.

Man mag die Sache betrachten, wie man will, ſo findet man, daß in jeder Geſellſchaft nichts als leeres Geſchwäz herrſcht, lauter Vorſäzze ohne Nachſäzze. Man kann auf dem Theater, wie in der Welt wohl hören, was man ſagt, aber man erfährt deswegen nichts von dem, was man thut und wozu braucht man dieß auch? Bekümmert man ſich, wenn ein Menſch nur einmal geſprochen hat, jemals noch um ſeine Handlungen? Hat er da nicht alles gethan? Iſt ſein Urtheil denn nicht ſchon geſprochen? Heut zu Tage iſt nicht der ein rechtſchaffener Mann, welcher gute Handlungen verrichtet, ſondern welcher ſchöne Sachen ſagt; und

eine

eine einzige unbedachtſame ohne Ueberlegung entfahrene Rede kann dem, der ſie ſagt, einen unerſezlichen Schaden zufügen, den vierzig Jahre des unſträflichſten Lebens nicht wieder gut machen würden. Kurz ich ſehe, daß, wenn ſchon die Handlungen der Menſchen ſehr ſelten ihren Reden gleichen, man ſie doch nur nach dieſen beurtheilt, ohne daß dabei auf ihre Handlungen Rükſicht zu nehmen; ich ſehe auch, daß der Umgang in einer großen Stadt angenehmer, leichter und ſogar ſicherer ſcheint, als unter Leuten, die ſich nicht ſo verſtellen; aber ſind dort die Menſchen auch wirklich menſchlicher, rechtſchaffener? verſtändiger? — Davon weiß ich nichts. Es iſt da alles nur Schein. Man giebt ſich alle Mühe, mich deutlich zu überzeugen, daß nur der Halbphiloſoph auf das Weſentliche der Dinge ſehe, und nur der wahre Weiſe ſie nach dem Schein betrachte, daß Vorurtheile unſere Grundſäzze und Schiklichkeit unſere Geſezze ſeyn müſſen, und daß es wie ein Thor zu leben, die höchſte Weisheit ſey.

In Privatgeſellſchaften, bei Mahlzeiten, wozu jeder Gaſt eingeladen, und die Thüre für jeden unvermuthet kommenden verſchloſſen iſt, nehmen ſich die Frauen am wenigſten in Acht und hier kann man anfangen, ſie zu ſtudiren. Da herrſchen ungeſtörter wizige und ſatyriſche Geſpräche, da

geht man die geheime Geſchichte genau durch und enthült alle verborgenen Begebenheiten, die in die Läſterchronik gehören, verſpottet und verlacht Gutes und Böſes ohne Unterſchied; hier mahlt man den Charakter von andern künſtlich und nach jedes Privatintereſſe, aber jeder Theilnehmer am Geſpräche mahlt hier, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den ſeinigen noch weit beſſer. Kurz, hier ſchleift man ſorgfältig Dolche, unter dem Vorwand, daß ſie nicht ſo weh thuen, eigentlich aber, um ſie tiefer hineinzuſtoßen.

Gleichwohl ſind dieſe Geſpräche mehr ſpöttiſch als beiſſend und treffen mehr die Lächerlichkeiten, als die Laſter. Im allgemeinen iſt Satyre in großen Städten wenig zu Hauße, weil da alles mögliche Böſe ſo gewöhnlich iſt, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, davon zu ſprechen. Was bleibt zu tadeln übrig, wo die Tugend nicht mehr geachtet wird? Und über was will man läſtern, wenn man nichts mehr für ſchlecht hält.

Artige Frauen erzürnen ſich nicht gern, alſo erzürnen ſie ſich über nichts, ſie lachen aber gern; weil nun ein Verbrechen kein Spaß iſt, ſo ſind bei ihnen Schurken ſo gut rechtliche Leute, als andere, aber wehe dem, welcher eine lächerliche Seite darbietet; es haftet ein unauslöſchliches Brandmal auf ihm; er hat nicht etwa nur die

Sitt=

Sittlichkeit oder die Tugend verlezt, ſein Verbrechen iſt ſtrafbarer, als das ärgſte Laſter, ſelbſt die ſchlechteſten Leute läſtern über ihn.

Es iſt ſehr auffallend, daß in den auserleſenſten Geſellſchaften ſechs Perſonen, die beſonders ausgeſucht, einander angenehm zu unterhalten, und oft noch durch geheime Bande an einander gefeſſelt ſind, keine Stunde beiſammen bleiben können, ohne die halbe Stadt unter ſich zu bringen, wie wenn ſich ihre Herzen nichts zu ſagen hätten, und niemand unter ihnen wäre, der verdiente, daß man ſich mit ihm beſchäftige.

Wenn die Unterhaltung von ungefähr auf die Gäſte kommt, geſchieht es gemeiniglich in einer gewiſſen jeder Geſellſchaft eigenen Sprache, die man ohne einen Schlüſſel nicht verſtehen kann. In ihr ſagt man einander nach dem herrſchenden Geſchmak tauſend ſchlechte Späſe, wobei der Einfältigſte oft am meiſten glänzt, während ein Dritter, der von der Sache nicht unterrichtet iſt, lange Weile hat und ſtill ſeyn, oder über etwas lachen muß, das er nicht verſteht.

Bringt mittler Weile ein angeſehener Mann einen wichtigen Saz vor, oder wirft er eine ernſthafte Frage auf, ſo heftet ſich alsbald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen neuen Gegen-

 ſtand,

ſtand, Männer und Frauen, Greiſe und junge Leute laſſen es ſich angelegen ſeyn, ihn von allen Seiten anzuſehen, und man erſtaunt über den Wiz und die Urtheile, die aus dieſen ſpaßhaften Köpfen hervorgehen, wobei man aber immer voraus ſezzen muß, daß nicht ein unvermutheter Scherz dieſen Ernſt ſtöre, denn einen ſolchen treibt dann immer einer weiter als der andere, alle Ernſthaftigkeit verſchwindet, und nichts kann den ernſthaften Ton wieder zurükbringen.

Ein Saz aus der Moral würde in einer Geſellſchaft von Philoſophen nicht viel beſſer abgehandelt werden, als bei einer artigen Frau zu Paris, dort wäre das Reſultat oft weniger ſtreng, denn der Philoſoph, der handeln will, wie er ſpricht, ſieht die Sache aus dieſem zweifachen Geſichtspunkt an; hier, wo die ganze Moral nur ein leeres Gewäſche iſt, kann man ohne Nachtheil ſtrenge ſeyn und man ließe ſich leicht gefallen, um den philoſophiſchen Stolz ein wenig zu demüthigen, die Tugend ſo hoch hinaufzuſezzen, daß ſelbſt der Weiſeſte ſie nicht erreichen könnte. Uebrigens denken Männer und Frauen, indem ſie nach ihrer Weltkenntniß und vorzüglich nach der Kenntniß ihrer ſelbſt urtheilen, von ihres gleichen ſo ſchlimm als möglich; philoſophiren immer menſchenfeindlich, ſezzen immer aus Eitelkeit die menſch

menſchliche Natur herab, ſuchen immer den Grund alles Guten, das geſchieht, in einem Laſter und läſtern immer das menſchliche Herz, indem ſie es nach dem ihrigen beurtheilen.

Man glaube ja nicht, daß man aus den angenehmen Unterhaltungen der vornehmen Geſellſchaften ein geſundes Urtheil über Angelegenheiten der Welt fällen, und aus dieſem Umgange Nuzzen ziehen und wenigſtens die Menſchen kennen lernen, mit denen man umgeht. Von allem dem lernt man nichts. Man lernt da, der Unwahrheit das Wort reden, alle tugendhaften Grundſäzze mit Hülfe der Philoſophie untergraben, ſeine Leidenſchaften und Vorurtheile mit feinen Sophismen beſchönigen, und dem Irrthum einen gewiſſen Anſtrich geben, wie ihn gerade die Mode und die herrſchende Meinung fodert. Man braucht nicht den Charakter der Leute zu kennen, ſondern nur ihr Intereſſe, um faſt ganz zu errathen, was ſie über jeden Gegenſtand urtheilen werden. Wenn ein Menſch ſpricht, ſo könnte man eigentlich ſagen, ſein Kleid, nicht er, habe den Gedanken, und ſeine Sprache wird ſich gewiß ſo oft als ſein Stand ändern. Man gebe ihm nacheinander eine Allongeperüke, eine Uniform und ein Kreuz auf die Bruſt, ſo wird man ihn mit dem nemlichen Eifer den Geſezzen, dem Deſpotismus

und

ſtand, Männer und Frauen, Greiſe und junge Leute laſſen es ſich angelegen ſeyn, ihn von allen Seiten anzuſehen, und man erſtaunt über den Wiz und die Urtheile, die aus dieſen ſpaßhaften Köpfen hervorgehen, wobei man aber immer vorausſezzen muß, daß nicht ein unvermutheter Scherz dieſen Ernſt ſtöre, denn einen ſolchen treibt dann immer einer weiter als der andere, alle Ernſthaftigkeit verſchwindet, und nichts kann den ernſthaften Ton wieder zurükbringen.

Ein Saz aus der Moral würde in einer Geſellſchaft von Philoſophen nicht viel beſſer abgehandelt werden, als bei einer artigen Frau zu Paris, dort wäre das Reſultat oft weniger ſtreng, denn der Philoſoph, der handeln will, wie er ſpricht, ſieht die Sache aus dieſem zweifachen Geſichtspunkt an; hier, wo die ganze Moral nur ein leeres Gewäſche iſt, kann man ohne Nachtheil ſtrenge ſeyn und man ließe ſich leicht gefallen, um den philoſophiſchen Stolz ein wenig zu demüthigen, die Tugend ſo hoch hinaufzuſezzen, daß ſelbſt der Weiſeſte ſie nicht erreichen könnte. Uebrigens denken Männer und Frauen, indem ſie nach ihrer Weltkenntniß und vorzüglich nach der Kenntniß ihrer ſelbſt urtheilen, von ihres gleichen ſo ſchlimm als möglich; philoſophiren immer menſchenfeindlich, ſezzen immer aus Eitelkeit die

menſch

menſchliche Natur herab, ſuchen immer den Grund alles Guten, das geſchieht, in einem Laſter und läſtern immer das menſchliche Herz, indem ſie es nach dem ihrigen beurtheilen.

Man glaube ja nicht, daß man aus den angenehmen Unterhaltungen der vornehmen Geſellſchaften ein geſundes Urtheil über Angelegenheiten der Welt fällen, und aus dieſem Umgange Nuzzen ziehen und wenigſtens die Menſchen kennen lernen, mit denen man umgeht. Von allem dem lernt man nichts. Man lernt da, der Unwahrheit das Wort reden, alle tugendhaften Grundſäzze mit Hülfe der Philoſophie untergraben, ſeine Leidenſchaften und Vorurtheile mit feinen Sophismen beſchönigen, und dem Irrthum einen gewiſſen Anſtrich geben, wie ihn gerade die Mode und die herrſchende Meinung fodert. Man braucht nicht den Charakter der Leute zu kennen, ſondern nur ihr Intereſſe, um faſt ganz zu errathen, was ſie über jeden Gegenſtand urtheilen werden. Wenn ein Menſch ſpricht, ſo könnte man eigentlich ſagen, ſein Kleid, nicht er, habe den Gedanken, und ſeine Sprache wird ſich gewiß ſo oft als ſein Stand ändern. Man gebe ihm nacheinander eine Allongeperüke, eine Uniform und ein Kreuz auf die Bruſt, ſo wird man ihn mit dem nemlichen Eifer den Geſezzen, dem Deſpotismus

und der Inquiſition das Wort reden hören: es giebt eine beſondere Vernunft für die Mönchskutte, eine andere für die Schazkammer und wieder eine andere für den Degen. Jede beweiſt ſehr gut, daß die beiden andern nichts taugen, woraus ſich leicht ein Schluß auf alle drei machen läßt. So ſagt einer nie, was er denkt, ſondern was ſein Interesſe fodert, das andere glauben und der ſcheinbare Wahrheitseifer iſt nur die Maske für den Eigennuz.

Man ſollte glauben, daß wenigſtens die freien in Unabhängigkeit lebenden Menſchen ihren eigenen Kopf hätten, aber keineswegs; es ſind eben ſolche Maſchinen, die nicht denken, ſondern die andere durch gewiſſe Triebfedern denken laſſen. Man darf ſich nur ihre Geſellſchaften, ihre Freunde, die Frauenzimmer, mit welchen ſie umgehen, die Schriftſteller, die ſie leſen, bekannt machen, und man kann auf dieſes hin ihre künftige Meinung über ein Buch, das erſt herauskömmt und das ſie noch nicht geleſen haben, über dieſes oder jenes Syſtem, von dem ſie keinen Begriff haben, vorausſagen; und ſo wie eine Wanduhr gemeiniglich nur auf vier und zwanzig Stunden aufgezogen werden kann, ſo gehen dieſe Leute jeden Abend in Geſellſchaft, um zu lernen, was ſie den andern Tag denken ſollen.

So giebt es eine kleine Anzahl von Männern und Frauen, die für alle andere denken, und durch welche alle anderen ſprechen und handeln; da nun jedermann auf ſeinen Nuzzen, niemand auf das gemeinſchaftliche Beſte denkt und das Intereſſe der einzelnen einander immer entgegengeſezt iſt, ſo entſteht ein immerwährendes Gegeneinanderſtoſſen der Parteien und ihrer Ränke, ein ſteter Kampf der Vorurtheile und entgegengeſezten Meinungen, wobei die hizzigſten, angefeuert von den andern, faſt nie wiſſen, wovon die Rede iſt. Jede Geſellſchaft hat ihre Grundſäzze, Urtheilsweiſe und Meinungen, die man anderswo nicht gelten läßt. Ein Mann, der in einem Hauſe rechtſchaffen iſt, iſt in einem andern ein Schurke. Güte, Bosheit, Schönheit, Häßlichkeit, Wahrheit, Jugend haben nur eine örtliche und beſchränkte Exiſtenz. Wer gerne mit vielen Leuten umgeht, und mehrere Geſellſchaften beſucht, muß geſchmeidiger als Alcibiades ſeyn, ſeine Meinungen ändern, wie ſeine Geſellſchaften, ſeinen Geiſt bei jedem Schritt anders formen und ſeine Grundſäzze nach der Elle abmeſſen. Bei jedem Beſuch muß er ſein Herz, wenn er eines hat, am Eingange zurüklaſſen und ein anderes annehmen, welches die Farbe des Hauſes hat, ſo wie ein Bedienter eine Livree anzieht, geht er weg, ſo muß er dieſes wieder ablegen

legen und kann, wenn er will, bis zu einer neüen Veränderung, das ſeinige wieder nehmen.

Noch mehr, jeder iſt beſtändig im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ohne daß man ſich beikommen läßt, es für unrecht zu halten. Man hat andere Grundſäzze für die Unterhaltung, andere für die Handlungen, ihr Widerſpruch befremdet niemanden, und er iſt einmal ſo angenommen, daß ſie ſich nicht gleich ſeyn dürfen. Einen Schriftſteller, vorzüglich einen, der über moraliſche Gegenſtände ſchreibt, muthet man weder zu, daß er wie ſeine Bücher ſpreche, noch daß er handle, wie er ſpricht. Seine Schriften, ſeine Reden und ſein Betragen ſind drei ganz verſchiedene Dinge, die er gar nicht mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen braucht. Kurz, alles iſt ungereimt, ohne daß es irgend jemanden auffällt, weil man es gewohnt iſt; dieſe Widerſprüche geben ſogar eine gewiſſe vornehme Miene, aus der ſich viele Leute eine Ehre machen. Obgleich alle eifrigſt die Grundſäzze ihres Standes verkündigen, ſo ſucht doch eigentlich jeder eine Ehre darinn, den Ton des andern zu haben. Die Magiſtratsperſon giebt ſich die Miene eines Edelmanns; der Financier macht den großen Herrn; der Biſchoff ſpricht wie ein Stuzzer, der Hofmann redet von Philoſophie, der Staatsmann von ſchönen Wiſſenſchaften, und bis zum niedrigſten Handwer-

werker herab, zieht jeder, wenn er auch keinen andern Ton annehmen kann, ſich des Sonntags ſchwarz an, um wie eine Gerichtsperſon auszuſehen. Nur die Soldaten, die auf alle andere Stände herabſehen, bleiben dem Tone ihres Standes getreu.

Auf dieſe Art ſind die Menſchen, mit denen man ſpricht, nicht diejenigen, mit welchen man umgeht, ihre Gefühle kommen nicht aus ihren Herzen, ihre Einſichten ſind nicht in ihrem Kopf, ihre Geſpräche ſtellen nicht ihre Gedanken dar, man ſieht nur ihre Geſtalt und man iſt in einer Geſellſchaft wie vor einem Puppentheater, wo der ruhige Zuſchauer das einzige Weſen iſt, das ſich ſelbſt bewegt.

Wie wäre es ſo herrlich unter uns zu leben, wenn die äuſſerlichen Gebärden immer das Bild des Herzens wären, wenn Wohlanſtändigkeit Tugend wäre, wenn uns die Grundſäzze, die wir äuſſern, zur Richtſchnur unſerer Handlungen dienten, wenn wahre Philoſophie unzertrennlich von dem Namen Philoſoph wäre. Aber die Eigenſchaften, welche hiezu erfodert werden, ſind ſelten beiſammen, und die Tugend geht nicht leicht mit groſsem Pomp einher.

Man kehre ſich nicht an die nichtsbedeutenden Verſicherungen unſers Wohlwollens, ſondern ſehe, was im Innern des Herzens vorgeht, und bedenke wie es da auſſehen muß, wo die Menſchen gezwungen ſind ſich liebkoſend zu Grunde zu richten, und aus Pflicht Feinde oder aus Eigennuz Schurken werden. Jeder Menſch, ſagt man gegewinnt, wenn er andern nůzt, aber er gewinnt noch viel mehr, wenn er andern ſchadet, man kann ſich auf eine unerlaubte Weiſe immer mehr erwerben, als auf eine erlaubte, und von einem ſeinen Nächſten zugefůgten Schaden hat man meiſtens mehr Vortheil als von einem Nuzzen, zu dem man ihm half. Man muß nur auf Mittel ſinnen, vor Strafe ſicher zu ſeyn, und dieſes zu bewirken, bieten die Mächtigen alle ihre Gewalt und die Schwachen alle ihre Liſt auf.

Die Sprache des wahren Intereſſe fůr die Menſchheit, einer aufrichtigen und rührenden Ergießung eines redlichen Herzens iſt von der Sprache der heuchleriſchen Höflichkeits-Bezeugungen und des betrůglichen Aeuſſern, das im Umgang Sitte iſt, ſehr verſchieden. Ich beſorge ſehr, der, welcher mich auf den erſten Anblik wie einen zwanzigjährigen Freund behandelt, möchte mich nach zwanzig Jahren wie einen Unbekannten behandeln, wenn ich einen wichtigen Dienſt von ihm begehre;

und

und wenn ich ſolche flatterhafte Menſchen an ſo vielen Leuten die zärtlichſte Theilnahme nehmen ſehe, ſo bin ich ſehr geneigt anzunehmen, daß ſie ſie eigentlich für Niemand fühlen.

Wahre Höflichkeit beſteht darinn, daß man den Menſchen zeigt, man hege Wohlwollen gegen ſie, und dieſes zeigt ſich, wenn es wirklich im Herzen iſt, von ſelbſt, nur der, welchem es fremd iſt, braucht erkünſtelte Worte dazu.

Wie verſchieden ſind doch die Reden, die Gedanken und die Handlungen der Leute vom guten Ton! Wenn ich ſehe, daß die nemlichen Menſchen ihre Meinungen nach ihrer Geſellſchaft ändern, daß ſie feile Hofleute bei einem Miniſter, aufrühreriſche Tadler bei einem Misvergnügten ſind, wenn ich höre, daß ein vergoldeter Mann wider den Luxus, ein Financier wider die Auflagen, ein Prälat gegen Ausſchweifungen predigt; wenn ich höre, daß eine Hofdame von Sittſamkeit, ein großer Herr von Tugend, ein Schriftſteller von Beſcheidenheit, ein Abbé von Religion ſpricht; und ſehe, daß dieſe Ungereimtheiten Niemanden auffallen; muß ich nicht ſogleich ſchließen, man frage eben ſo wenig darnach, daß man Wahrheit höre, als daß man Wahrheit ſage, und man bemühe ſich, weit entfernt, andere von dem, was man ſpricht, überzeugen zu wollen, nicht einmal, ſie

auf

Man kehre ſich nicht an die nichtsbedeutenden Verſicherungen unſers Wohlwollens, ſondern ſehe, was im Innern des Herzens vorgeht, und bedenke wie es da ausſehen muß, wo die Menſchen gezwungen ſind ſich liebkoſend zu Grunde zu richten, und aus Pflicht Feinde oder aus Eigennuz Schurken werden. Jeder Menſch, ſagt man gewinnt, wenn er andern nůzt, aber er gewinnt noch viel mehr, wenn er andern ſchadet, man kann ſich auf eine unerlaubte Weiſe immer mehr erwerben, als auf eine erlaubte, und von einem ſeinen Nächſten zugefůgten Schaden hat man meiſtens mehr Vortheil als von einem Nuzzen, zu dem man ihm half. Man muß nur auf Mittel ſinnen, vor Strafe ſicher zu ſeyn, und dieſes zu bewirken, bieten die Mächtigen alle ihre Gewalt und die Schwachen alle ihre Liſt auf.

Die Sprache des wahren Intereſſe fůr die Menſchheit, einer aufrichtigen und růhrenden Ergießung eines redlichen Herzens iſt von der Sprache der heuchleriſchen Hoflichkeits-Bezeugungen und des betrůglichen Aeuſſern, das im Umgang Sitte iſt, ſehr verſchieden. Ich beſorge ſehr, der, welcher mich auf den erſten Anblik wie einen zwanzigjährigen Freund behandelt, möchte mich nach zwanzig Jahren wie einen Unbekannten behandeln, wenn ich einen wichtigen Dienſt von ihm begehre;

und wenn ich ſolche flatterhafte Menſchen an ſo vielen Leuten die zärtlichſte Theilnahme nehmen ſehe, ſo bin ich ſehr geneigt anzunehmen, daß ſie ſie eigentlich für Niemand fühlen.

Wahre Höflichkeit beſteht darinn, daß man den Menſchen zeigt, man hege Wohlwollen gegen ſie, und dieſes zeigt ſich, wenn es wirklich im Herzen iſt, von ſelbſt, nur der, welchem es fremd iſt, braucht erkünſtelte Worte dazu.

Wie verſchieden ſind doch die Reden, die Gedanken und die Handlungen der Leute vom guten Ton! Wenn ich ſehe, daß die nemlichen Menſchen ihre Meinungen nach ihrer Geſellſchaft ändern, daß ſie feile Hofleute bei einem Miniſter, aufrühreriſche Tadler bei einem Misvergnügten ſind, wenn ich höre, daß ein vergoldeter Mann wider den Luxus, ein Financier wider die Auflagen, ein Prälat gegen Ausſchweifungen predigt; wenn ich höre, daß eine Hofdame von Sittſamkeit, ein großer Herr von Tugend, ein Schriftſteller von Beſcheidenheit, ein Abbé von Religion ſpricht; und ſehe, daß dieſe Ungereimtheiten Niemanden auffallen; muß ich nicht ſogleich ſchließen, man frage eben ſo wenig darnach, daß man Wahrheit höre, als daß man Wahrheit ſage, und man bemühe ſich, weit entfernt, andere von dem, was man ſpricht, überzeugen zu wollen, nicht einmal, ſie

auf den Gedanken zu bringen, daß man das ſelbſt glaube, was man ihnen ſagt.

Schriftſteller, Gelehrte, Philoſophen ſchreien unaufhörlich, um die Pflichten des Bürgers erfüllen, um ſeinem Nächſten nüzzen zu können, müſſe man in große Städte ziehen; das Landvolk iſt in ihren Augen nichts, wenn man ſie hört, ſollte man glauben, es ſeyen nur da Menſchen anzutreffen, wo es Penſionen, Academien und große Gaſtmahle gebe. Allmählig bemächtiget ſich dieſer Hang, in großen Städten zu leben, aller Stände; Erzählungen, Romane, Schauſpiele, alles ſchießt ſeine Pfeile auf die Provinzen, alles macht die einfachen ländlichen Sitten lächerlich, alles preiſet die Gewohnheiten und die Vergnügungen der großen Welt an; dieſe nicht kennen, iſt Schande, ſie nicht genießen, Unglük. So unterſtüzzen Vorurtheile und Meinungen die politiſchen Syſteme, häufen und preſſen die Bewohner jedes Landes auf einige Punkte ihres Gebiets zuſammen und laſſen alles übrige ungebaut und öde; ſo werden die Länder entvölkert, um ihren Hauptſtädten Glanz zu verſchaffen, und dieſer nichtswürdige Schimmer, der die Augen des Einfältigen blendet, bringt Europa ſeinem Untergang mit großen Schritten näher.

Für

Für den Denker verſchwinden alle bürgerlichen Unterſchiede, er ſieht beim Taglöhner, wie bei einer Durchlaucht die nemlichen Leidenſchaften, die nemlichen Neigungen, er findet blos in der Sprache und einer mehr oder minder künſtlichen Auſſenſeite eine Verſchiedenheit, und wenn ſie ſich je weſentlich von einander unterſcheiden, ſo iſt es nicht zum Vortheil derer, die ſich ſo ſehr verſtellen. Das gemeine Volk zeigt ſich, wie es iſt, und iſt nicht liebenswürdig, aber Leute von Welt müſſen ſich wohl verſtellen; wenn ſie ſich ſo zeigen würden, wie ſie ſind, ſo wären ſie abſcheulich.

Geſellſchaftliche Unterhaltung.

Der gute geſellſchaftliche Ton iſt weder ſchwerfällig noch flatterhaft, er iſt fließend und natürlich, verſtändig ohne pedantiſch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünſtelt, artig ohne abgeſchmakt, ſcherzhaft ohne zweideutig zu ſeyn. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme, man ſpricht vernünftig, ohne ſchulgerechte Schlüſſe zu machen, man ſcherzt ohne Wortſpiele und verbindet auf eine geſchikte Art, Wiz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, ſinnreiche Satyren, gutangebrachte Schmeicheleien und ſtrenge Moral; man ſpricht da von allem, damit jeder etwas ſagen kann, man vertieft ſich nicht in Unterſuchungen, um

um nicht Langeweile zu erregen; man wirft nur im Vorbeigehn Fragen auf und handelt ſie ſchnell ab, man ſpricht deutlich und alſo auch zierlich, jeder ſagt ſeine Meinung und unterſtüzt ſie mit wenigen Worten, keiner beſtreitet die eines andern mit Hizze, keiner vertheidiget hartnäkkig die ſeinige; man unterſucht um ſich zu belehren, man hört auf, ehe man in Streit geräth, jeder unterrichtet, jeder unterhält ſich, alle gehen vergnügt auseinander und ſelbſt der Weiſe kann würdigen Stoff zu ſtillen Betrachtungen mit ſich nehmen.

Die Gabe zu ſprechen hat in der Kunſt zu gefallen, den erſten Plaz, nur durch ſie, kann man dem Alltäglichen neuen Reiz geben; der Geiſt theilt dem Körper Leben mit, er verändert die Phyſiognomie nach der Folge der Gefühle und Gedanken, er giebt Geſpräche ein, welche die Aufmerkſamkeit immer geſpannt erhalten, und ſie lange mit gleicher Theilnahme auf den nähmlichen Gegenſtand heften.

Man macht ſich im Umgang nicht ſowohl dadurch geſucht und beliebt, wenn man glänzt, ſondern vielmehr dadurch, wenn man andern Gelegenheit zu glänzen giebt, indem man durch Beſcheidenheit ihrer Eitelkeit mehr Spielraum läßt. Man darf nicht fürchten, daß man einen Mann von Kopf, welcher nur aus Mangel an Anmaßlich-

keit

keit und aus Beſcheidenheit nicht ſpricht, deswegen für einen Dummkopf halte. Man kann, ſey man, wo man will, einen Menſchen nicht nach dem beurtheilen, was er nicht geſagt hat, und ihn verachten, weil er geſchwiegen hat. Im Gegentheil bemerkt man allgemein, daß Leute, die nicht viel ſprechen, dadurch eine gute Meinung für ſich erregen; daß man gern in ihrer Geſellſchaft ſpricht, und wenn ſie ſprechen, ihnen ſehr aufmerkſam zuhört, wodurch aller Vortheil auf ihre Seite kömmt, indem man ihnen die Wahl der Gelegenheit überläßt, und nichts von dem, was ſie ſagen, überhört. Es iſt auch für den klügſten Mann äuſſerſt ſchwer, bei einem langen Strom von Worten immer Gegenwart des Geiſtes zu behalten, es entſchlüpfen ihm ſo leicht Dinge, die er bei ruhigem Gemüthe nicht geſagt zu haben wünſcht, daß er lieber manches Gute bei ſich behalten, als Gefahr laufen will, etwas Schlechtes zu ſagen. Und wenn er nicht aus Mangel an Kopf nicht ſpricht, ſo ſchadet ſein Schweigen nur ſeinen Geſellſchaftern.

Vieles unnüzzes Geſchwäz hat ſeinen Grund nothwendig entweder in Anmaßlichkeit des Verſtandes oder darinn, daß man Kleinigkeiten zu großen Werth beilegt und einfältig genug iſt, zu glauben, ſie ſeyen andern eben ſo wichtig. Wer

hin-

hinlängliche Erfahrung hat, um jedem Dinge ſeinen wahren Werth beizulegen, ſpricht nie zu viel, denn er weiß auch die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkt und den Antheil, den man an ſeinem Geſpräche nimmt, zu ſchäzzen. Gemeiniglich ſprechen die Leute, die wenig wiſſen, viel, und ſolche, die viel wiſſen, wenig. Es iſt freilich natürlich, daß ein Unwiſſender alles, was er weiß, für wichtig hält, und es jedermann ſagt. Ein Menſch hingegen, der Kenntniſſe hat, öfnet ſeinen Vorrath nicht leicht, denn er hätte zu viel zu ſagen und weiß, daß man immer noch mehr hinzuſezzen könnte; da ſchweigt er.

Man bedenkt nicht genug, wie ſehr die Gewohnheit, ſein Leben mit Geſprächen über lauter Kleinigkeiten zuzubringen, den Verſtand ſchwächt. Freilich müſſen müßige Leute, die immer lange Weile haben, wenn ſie allein ſind, die Kunſt, ſie zu unterhalten, ſehr hoch ſchäzzen, und man könnte demnach denken, die Lebensart beſtehe nur darinn, daß man leere Worte ſage, aber die menſchliche Geſellſchaft hat einen erhabenern Zwek und ihre eigentlichen Vergnügungen beruhen auf einem beſſern Grund; das Wahrheitsgefühl, das ſchäzbarſte Gefühl des Menſchen, wurde ihm nicht verliehen, daß er ſo ſchlechten Nuzzen daraus ziehe, als ſie von ihrem Geplapper haben. Der Menſch

ſezt

ſezt ſich unter ſich ſelbſt herunter, wenn er redet, um nichts zu ſagen, und er ſoll ſelbſt in ſeinen Erholungen Menſch ſeyn.

Unterredungen mit Bauern haben ſelbſt für große Geiſter, aus deren Umgang auch der Weiſe Belehrung ſchöpfen konnte, Reize. Man findet bei der bäuriſchen Geradheit mehr ausgezeichnete Charaktere, mehr ſelbſtdenkende Menſchen, als unter der einförmigen Maske der Stadtbewohner, wo ſich jeder lieber zeigt, wie andere ſind, als wie er ſelbſt iſt. Unter ihnen findet man noch Herzen, auf welche die geringſten Liebkoſungen großen Eindruk machen und die ſich glüklich ſchäzzen, wenn man an ihren Angelegenheiten und an ihrem Glükke Antheil nimmt. Weder ihr Herz, noch ihr Kopf iſt künſtlich gebildet, ſie haben nicht gelernt, ſich nach unſern Muſtern zu formen, und man darf nicht beſorgen, unter ihnen ſtatt eines Naturmenſchen einen Menſchen des Menſchen anzutreffen.

Frauen.

Die Alten hatten im Allgemeinen große Achtung für die Frauen; ſie legten ſie aber dadurch an den Tag, daß ſie ſich hüteten, öffentlich über ſie zu urtheilen, und daß ſie ihre Sittſamkeit zu

ehren glaubten, wenn ſie von ihren andern Tugenden ſchwiegen. Sie hatten den Grundſaz, daß die Sitten in dem Lande die reinſten wären, wo am wenigſten von den Frauen geſprochen würde, und daß diejenige Frau die beſte wäre, von welcher man am wenigſten ſpräche. Nach dieſen Grundſäzzen unterbrach ein Spartaner einen Fremden, der einer Frau von ſeiner Bekanntſchaft die größten Lobſprüche machte, voll Unwillen mit den Worten: „Wirſt du nicht einmal aufhören, einer rechtſchaffenen Frau übel nachzureden?“ Daher kam es auch, daß bei ihren Schauſpielen die Stellen der Verliebten oder Bräute nur von Sklavinnen oder öffentlichen Dirnen geſpielt wurden. Sie hatten einen ſo hohen Begriff von der Sittſamkeit dieſes Geſchlechts, daß ſie die ihm ſchuldige Achtung zu verlezzen geglaubt hätten, wenn ſie ein ehrbares Frauenzimmer zur Schau auf das Theater ſtellen würden. Kurz, der Gedanke an ein offenbares Laſter beleidigte ſie nicht ſo ſehr, als die Vorſtellung der beleidigten Schamhaftigkeit.

Bei uns ſteht diejenige Frau in der größten Achtung, die am meiſten Aufſehen macht, von welcher am meiſten geſprochen wird, die man am häufigſten unter den Leuten ſieht, die am öfterſten Gaſtmale giebt, die am herrſchſüchtigſten den Ton angiebt, welche richtet, entſcheidet, aburtheilt, jedem

dem Talente, jedem Verdienſt und jeder Tugend ihren Rang und Plaz anweiſt, und die von kriechenden Gelehrten am meiſten um ihre Gunſt angefleht wird.

Die franzöſiſche Artigkeit hat den Frauen eine ſich über alles erſtrekkende Gewalt gegeben, die keine Zuneigung nöthig hat, um ſich zu erhalten. Alles hängt von ihnen ab, alles geſchieht nur durch ſie, oder für ſie, Olymp und Parnaß, Ruhm und Glük, ſind unter ihrer Botmäßigkeit, Bücher haben nur ſo viel Werth, Schriftſteller genießen nur ſo viel Achtung, als die Frauen ihnen zuzugeſtehen belieben; ſie entſcheiden über die erhabenſten Wiſſenſchaften ſo unumſchränkt, als über die ſchönen. Man ſieht es auch gleich am Style der Bücher, ſie mögen nun Dichtkunſt, Litteratur, Geſchichte, Philoſophie oder Politik betreffen, daß ſie nur zur Unterhaltung der ſchönen Frauen geſchrieben ſind und man wird vielleicht bald ſogar die Bibel in niedliche Anecdoten bringen. In Geſchäften haben ſie ſogar über ihre eignen Männer ein natürliches Uebergewicht, durch das ſie durchſezzen können, was ſie wollen; nicht weil ſie ihre Gatten, ſondern weil ſie Männer ſind, und ein Mann einmal keiner Frau etwas abſchlagen darf, wenn es auch ſogar ſeine eigene wäre.

Uebrigens ſezt dieſes Anſehen weder Zuneigung noch Achtung voraus, ſondern es hat ſeinen Grund blos in dem herrſchenden Tone und in der Höflichkeit; denn nebenbei iſt Verachtung der Frauen ein eben ſo weſentliches Stük der franzöſiſchen Galanterie, als Bewerbung um ihre Gunſt. Indem man ihnen dieſe Verachtung zu erkennen giebt, nimmt man ſie für ſich ein, es iſt ein Beweis, daß man ſchon ſo viel Umgang mit ihnen gehabt hat, daß man ſie kennen lernte. Wer ſie hochachten würde, wäre in ihren Augen ein Neuling, ein Romanenliebhaber, der die Frauen nur aus Büchern kennt. Sie beurtheilen ſich ſelbſt ſo gerecht, daß ſie den, der ſie ehren würde, ihrer Gunſt nicht würdig glaubten, und die erſte Eigenſchaft eines Mannes, der beim Frauenzimmer ſein Glük machen will, iſt eine bis aufs höchſte ſteigende Unbeſcheidenheit.

Cokketterie fodert eine weit feinere Beurtheilungskraft, als bloße Höflichkeit, denn wenn eine Frau gegen jedermann artig iſt, ſo iſt man mit ihr zufrieden, aber eine Cokette würde durch dieſe ungeſchikte Gleichachtung bald ihre ganze Herrſchaft verlieren. Gerade dadurch, wodurch ſie alle ihre Liebhaber feſſeln wollte, würde ſie ſie zurükſtoßen. Im geſellſchaftlichen Umgange iſt jeder zufrieden, wenn man ſich gegen ihn, wie gegen jeden

den andern beträgt, wenn man nur gut behandelt wird, ſieht man nicht ſo genau auf Auszeichnung, bei der Liebe aber iſt eine Gunſt, die nicht ausſchließlich erzeigt wird, Beleidigung. Ein Verliebter würde ſich hundertmal lieber allein mishandeln, als mit allen andern Liebkoſungen erweiſen laſſen, es kann ihm nichts ſchlimmeres begegnen, als wenn er nicht ausgezeichnet wird. Eine Frau, die mehrere Liebhaber behalten will, muß alſo jeden bereden, ſie gebe ihm den Vorzug, und von dem, was ſie ihn allein verſichert, muß ſie ihn vor jedermanns Augen überzeugen.

Wenn man einen Menſchen recht in Verlegenheit ſehen will, ſo darf man nur einen Mann zwiſchen zwei Frauenzimmer ſezzen, mit deren jeder er in einer geheimen Verbindung ſteht, dann gebe man Achtung, welche alberne Figur er ſpielt. Man ſezze dagegen im nämlichen Fall ein Frauenzimmer zwiſchen zwei Männer, welches wohl eben ſo oft geſchehen mag, und man wird über die Geſchiklichkeit erſtaunen, mit welcher ſie beide überliſtet und macht, daß jeder den andern auslacht. Wenn ſie jedem gleiches Zutrauen bezeugte, mit einem ſo bekannt als mit dem andern thun würde, könnte ſie ſie dann wohl einen Augenblik hintergehen? Würde ſie durch die gleiche Behandlung nicht zeigen, daß jeder gleiche Rechte auf ſie habe? Wie

ganz

Uebrigens ſezt dieſes Anſehen weder Zuneigung noch Achtung voraus, ſondern es hat ſeinen Grund blos in dem herrſchenden Tone und in der Höflichkeit; denn nebenbei iſt Verachtung der Frauen ein eben ſo weſentliches Stük der franzöſiſchen Galanterie, als Bewerbung um ihre Gunſt. Indem man ihnen dieſe Verachtung zu erkennen giebt, nimmt man ſie für ſich ein, es iſt ein Beweis, daß man ſchon ſo viel Umgang mit ihnen gehabt hat, daß man ſie kennen lernte. Wer ſie hochachten würde, wäre in ihren Augen ein Neuling, ein Romanenliebhaber, der die Frauen nur aus Büchern kennt. Sie beurtheilen ſich ſelbſt ſo gerecht, daß ſie den, der ſie ehren würde, ihrer Gunſt nicht würdig glaubten, und die erſte Eigenſchaft eines Mannes, der beim Frauenzimmer ſein Glük machen will, iſt eine bis aufs höchſte ſteigende Unbeſcheidenheit.

Cokketterie fodert eine weit feinere Beurtheilungskraft, als bloße Höflichkeit, denn wenn eine Frau gegen jedermann artig iſt, ſo iſt man mit ihr zufrieden, aber eine Cokette würde durch dieſe ungeſchikte Gleichachtung bald ihre ganze Herrſchaft verlieren. Gerade dadurch, wodurch ſie alle ihre Liebhaber feſſeln wollte, würde ſie ſie zurükſtoßen. Im geſellſchaftlichen Umgange iſt jeder zufrieden, wenn man ſich gegen ihn, wie gegen jeden

den andern beträgt, wenn man nur gut behandelt wird, ſieht man nicht ſo genau auf Auszeichnung, bei der Liebe aber iſt eine Gunſt, die nicht ausſchließlich erzeigt wird, Beleidigung. Ein Verliebter würde ſich hundertmal lieber allein mishandeln, als mit allen andern Liebkoſungen erweiſen laſſen, es kann ihm nichts ſchlimmeres begegnen, als wenn er nicht ausgezeichnet wird. Eine Frau, die mehrere Liebhaber behalten will, muß alſo jeden bereden, ſie gebe ihm den Vorzug, und von dem, was ſie ihn allein verſichert, muß ſie ihn vor jedermanns Augen überzeugen.

Wenn man einen Menſchen recht in Verlegenheit ſehen will, ſo darf man nur einen Mann zwiſchen zwei Frauenzimmer ſezzen, mit deren jeder er in einer geheimen Verbindung ſteht, dann gebe man Achtung, welche alberne Figur er ſpielt. Man ſezze dagegen im nämlichen Fall ein Frauenzimmer zwiſchen zwei Männer, welches wohl eben ſo oft geſchehen mag, und man wird über die Geſchiklichkeit erſtaunen, mit welcher ſie beide überliſtet und macht, daß jeder den andern auslacht. Wenn ſie jedem gleiches Zutrauen bezeugte, mit einem ſo bekannt als mit dem andern thun würde, könnte ſie ſie dann wohl einen Augenblik hintergehen? Würde ſie durch die gleiche Behandlung nicht zeigen, daß jeder gleiche Rechte auf ſie habe? Wie

ganz anders und geſchikter wird ſie ſich aber da benehmen. Weit entfernt, ſie auf gleiche Art zu behandeln, wird ſie ſich vielmehr ſtellen, als wenn ſie ganz verſchiedenen Werth auf ſie ſezte, und ſie wird es ſo gut machen, daß der, dem ſie ſchmeichelt, glaubt, es geſchehe aus Zärtlichkeit, und der, welchem ſie übel begegnet, ſie thue es aus verliebter Laune. So denkt jeder, voll Zufriedenheit mit ſeinem Loos, ſie beſchäftige ſich mit ihm, während ſie ſich eigentlich nur mit ſich ſelbſt beſchäftiget.

Aehnlicher Mittel bedient ſich die Cokette, die jedem zu gefallen ſucht. Wenn ſie ihre Launen nicht mit weiſer Sparſamkeit gebrauchte, ſo würde ſie ihre Anbeter nur zurükſchrekken, durch geſchikte Anwendung kann ſie ſelbige aber zu den ſtärkſten Feſſeln ihrer Sklaven machen.

Und worauf beruht dieſe Geſchiklichkeit anders als auf den beſtändigen feinen Beobachtungen, die ihr zeigen, was jeden Augenblik in dem Herzen des Mannes vorgeht, und nach denen ſie jede geheime Bewegung, welche ſie in ihm bemerkt, unterdrüken oder verſtärken kann? — Kann man dieſe Kunſt lernen? — Nein, ſie wird den Frauen angebohren, ſie beſizzen ſie alle, und die Männer haben ſie nie in einem ſo hohen Grade. Sie

iſt

iſt eins von den unterſcheidendſten Merkmalen dieſes Geſchlechts.

Gegenwart des Geiſtes, ein durchdringender Verſtand und feine Beobachtungen ſind die Wiſſenſchaften der Weiber, die Fertigkeit ſie anzuwenden, ihre Kunſt.

Man ſagt, die Frauen ſeyen falſch; ſie werden es aber erſt. Die ihnen eigene Gabe iſt feine Vorſichtigkeit, nicht Falſchheit. Bei den Neigungen ihres Geſchlechts ſind ſie, ſelbſt wenn ſie lügen, nicht falſch. Warum fragt man ihren Mund, wenn er nicht ſprechen darf? Man frage ihre Augen, ihre Farbe, ihren Athem, ihre ſchüchterne Miene, ihren ſchwachen Widerſtand, dieß iſt die Sprache, die ihnen die Natur uns zu antworten gab. Der Mund ſagt immer Nein, und muß ſo ſagen, aber der Accent, mit dem dieſes Nein ausgeſprochen wird, iſt nicht immer derſelbe, und dieſer kann nicht trügen. Fühlt nicht die Frau die nämlichen Triebe, wie der Mann, ohne daß ſie Recht hat, ſie zu äuſſern? Ihr Schikſal würde zu grauſam ſeyn, wenn ſie ſelbſt für ihre rechtmäßigen Wünſche keine Sprache hätte, welche die Stelle derjenigen vertritt, die ſie nicht zu führen wagt. Muß ſie nicht die Geſchiklichkeit haben, ihre Neigungen zu zeigen, ohne ſie blos zu geben. Wie viel liegt ihr nicht daran, daß ſie das

Herz

Herz eines Mannes erobern lernt, ohne daß es ſcheint, als denke ſie nur daran. Welche reizende Sprache iſt nicht der Apfel der Galathee und ihre ungeſchikte Flucht? Was hätte ſie da noch mehr thun ſollen? Hätte ſie dem Hirten, den ſie unter die Weiden verfolgte, ſagen ſollen, ſie fliehe nur hin, damit er ihr nachkomme? Sie würde die Unwahrheit ſagen, weil ſie ihn ſo nicht an ſich lokken würde. — Je mehr Geheimniſſe eine Frau hat, deſto mehr Geſchiklichkeit muß ſie, ſelbſt gegen ihren Mann anwenden. Ja ich behaupte, daß eine Coketterie, die in den gehörigen Schranken bleibt, ſittſam und aufrichtig macht, und zu Beobachtung des Wohlſtands antreibt.

Wie viele Reize verliert nicht eine Frau in dem Augenblikke, da ſie der ſanften Schamhaftigkeit, dem höchſten Vergnügen der Liebe, entſagt! Wie ſorgfältig würde ſie ſie, wenn ihr ihre ganze Macht bekannt wäre, wenn nicht aus Sittſamkeit, doch wenigſtens aus Coketterie zu erhalten ſuchen? Aber die Schamhaftigkeit läßt nicht mit ſich ſpaſſen. Sie nachahmen zu wollen, iſt der lächerlichſte Kunſtgriff.

Frechheit iſt bei einer Frau ein ſicheres Zeichen ihrer Schande; weil ſie zu oft roth werden müßte, wird ſie es gar nicht mehr, und welchen Begriff muß man ſich, da die Schamhaftigkeit doch

manch-

manchmal die Keuſchheit überlebt, von dieſer machen, wenn ſogar die Schamhaftigkeit erloſchen iſt.

Die Schamhaftigkeit reizt die Begierden, indem ſie ihnen Zwang anthut; ihre Scheu, ihre Ausweichungen, ihre Behutſamkeit, ihre ſchüchternen Bekenntniſſe, ihre ſanfte und herzliche Artigkeit ſagen, was ſie zu verſchweigen glaubt, deutlicher, als es je die Leidenſchaft ohne ſie geſagt hätte, ſie erhöht den Werth der Gunſtbezeugungen, und verſüßt die Verſagungen. Wahre Liebe genießt das, was ihr die Schaam ſtreitig macht, eigentlich doch; dieſe Miſchung von Schwachheit und Sittſamkeit macht ſie herzlicher und zärtlicher, je weniger ihr geſtattet wird, deſto höher ſteigt der Werth deſſen, was ſie erlangt, und ſo verſchaffen ihr Entbehrungen und Vergnügungen Genuß.

Wenn die Schamhaftigkeit ein durch Umgang und Erziehung eingepflanztes Vorurtheil wäre. ſo müßte ſie da, wo man auf die Erziehung die meiſte Sorgfalt wendet, und wo man unaufhörlich auf Beobachtung der Regeln des Umgangs denkt, am größten, und allenthalben, wo man dem urſprünglichen Stande näher geblieben iſt, am geringſten ſeyn. Aber man findet gerade das Gegentheil. In den Schweizer-Gebürgen ſind die Frauen ſchüchtern und ſittſam, ein Wort macht

ſie

ſie roth, ſie haben nicht das Herz einen Mann anzuſehen oder in ſeiner Gegenwart zu ſprechen. In großen Städten iſt Schamhaftigkeit gemein und niedrig; ihrer allein würde ſich eine Frau von guter Erziehung ſchämen, und die Ehre, einem geſitteten Mann Röthe ins Geſicht zu zeigen, wird nur den Frauen vom beſten Ton zu Theil.

Die Frauen, welche die Schamhaftigkeit am meiſten verloren haben, geben ſich die Mine, als ſeyen ſie nur aufrichtiger als andere, und thun ſich auf dieſe Offenheit etwas zu gut; aber dieß können ſie nur Thoren weiß machen. Was wird ſie weiter in Schranken halten, wenn ſie ſich vom ſtärkſten Zügel ihres Geſchlechts losgemacht haben; und welche Ehre wird ihnen heilig ſeyn, nachdem ſie ihrer eigenen entſagt haben? Auf dieſen Grad der Verdorbenheit kommt man nur dadurch, wenn man allen Laſtern fröhnt, die zu Ränken und Lügen verleiten. Diejenigen hingegen, welche noch Schamhaftigkeit beſizzen, ſich nicht mit ihren Fehlern brüſten, ihre Begierden ſelbſt dem, der ſie erregt, verbergen und nur mit äuſſerſter Mühe zum Geſtändniſſe gebracht werden können, ſind auſſerdem am offenſten, aufrichtigſten und beſtändigſten in allen ihren Verbindungen, ſo daß man auf ihre Treue ſich am meiſten verlaſſen kann. Ich kenne nur die Mademoiſelle de L' Enclos, die

man

man als eine bekannte Ausnahme von dieſen Bemerkungen anführen könnte. Aber ſie wurde auch für ein Wunder gehalten, ſie verſchmähte, wie man ſagt, die Tugenden ihres Geſchlechts und beobachtete die des unſrigen, man rühmt ihre Offenheit, ihre Geradheit, die Zuverläßigkeit in ihrem Umgang, ihre Treue in der Freundſchaft. Man ſagt, um das Gemälde ihres Ruhms zu vollenden, mit einem Worte, ſie ſey ganz Mann geweſen; gut, aber bei allem dieſem Ruhm hätte ich dieſen Mann doch lieber zu meiner Geliebten als zu meinem Freunde haben mögen.

Wie köſtlich muß die Tugend der Keuſchheit einer ſchönen Frau ſeyn, die einige Seelengröße beſizt. Indem ſie die ganze Welt zu ihren Füſſen ſieht, triumphirt ſie über alles und über ſich ſelbſt, ſie errichtet ſich in ihrem eigenen Herzen einen Thron, dem alles huldigt; ſie wird durch zärtliche oder eiferſüchtige, aber immer achtungsvolle Geſinnungen beider Geſchlechter, durch die Achtung aller andern und ihre eigene für den Kampf einiger Augenblikke mit ewigem Ruhm belohnt. Die Aufopferungen gehen vorüber, aber ihr Ruhm iſt dauernd; für ein edles Herz iſt erhabene Tugend mit Schönheit geſchmükt, der ſüſſeſte Genuß.

Einem frechen, unverſchämten, ränkevollen Weibe, die ihre Liebhaber nur durch Buhlkünſte

ero-

erobern und durch Gunſtbezeugungen erhalten kann, müſſen dieſe in unbedeutenden und gemeinen Dingen wie Bedienten gehorchen; in wichtigen und ernſthaften Angelegenheiten aber hat ſie keine Gewalt über ſie, wogegen die Frau, welche Sittſamkeit, Liebenswürdigkeit und Klugheit in ſich vereint, welche ihre Anbeter zur Hochachtung gegen ſie nöthigt und vorſichtig und züchtig iſt, dieſelben durch einen Wink bis ans Ende der Welt in den Kampf zum Ruhm, in den Tod, wohin es ihr beliebt, ſchikken kann; — dieſe Herrſchaft iſt ſchön und verdient wohl einige Aufopferung.

Was für große Dinge könnte man durch den Wunſch, ſich bei den Frauen in Achtung zu ſezzen, bewirken, wenn man dieſen Trieb gehörig zu benuzzen verſtünde. Das Zeitalter, in dem die Frauen ihr Anſehen verlieren, und in dem ihr Urtheil keinen Einfluß mehr auf den Mann hat, iſt unglüklich, es hat die höchſte Stuffe der Verderbniß erreicht. Alle geſittete Völker ehrten die Frauen. Man nehme Sparta, die alten Deutſchen, Rom, das gewiß die Wohnung des Ruhms und der Tugend war, wenn ſie je eine auf Erden hatten. Da ehrten die Frauen die Heldenthaten großer Feldherrn, da beweinten ſie öffentlich die Väter des Vaterlandes, da wurden ihre Seegnungen oder Verwünſchungen für den feierlichſten

Aus=

ſpruch des Staats angeſehen. Alle großen Staats-umwälzungen wurden durch die Frauen bewirkt, durch ein Weib errang Rom ſeine Freiheit, durch ein Weib erhielten die Plebejer die conſulariſche Würde, wegen eines Weibes erreichte die Tyrannei der Decemvire ihr Ende, durch Weiber wurde das belagerte Rom von der Gewalt ſeines verbannten Bürgers gerettet.

Weiber! Weiber! liebe verderbliche Geſchöpfe, ihr ſeyd von der Natur zu unſerer Marter geſchaffen, ihr ſtraft, wenn man euch trozt, ihr verfolgt, wenn man euch fürchtet, euer Haß und eure Liebe ſind gleich verderblich; man kann euch nicht ungeſtraft ſuchen, nicht ungeſtraft fliehen, Schönheit, Anmuth, Reiz, Sympathie! — unbegreifliches Weſen oder Hirngeſpenſt, Uebermaaß der Pein und des Entzükkens! — Schönheit, — ſchreklicher für die Sterblichen, als das Element, aus dem man dich hervorgehen ließ, wer ſich deiner trüglichen Windſtille überläßt, iſt unglüklich. Du bringſt Stürme hervor, die die größte Plage des Menſchengeſchlechts ſind.

Die Gewalt, welche die Frauen über die Männer haben, iſt an ſich kein Uebel, es iſt ein Geſchenk, welches ihnen die Natur zum Glük des menſchlichen Geſchlechts machte; wenn es beſſer angewendet würde, ſo würde es ſo viel Gutes

her-

hervorbringen, als es jezt Uebel bewirkt. Man ſieht nicht genug ein, welche Vortheile der Geſellſchaft durch eine beſſere Erziehung dieſer Hälfte des Menſchengeſchlechts, von der die andere beherrſcht wird, erwachſen würden. Die Männer werden immer ſo ſeyn, wie ſie den Frauen gefallen; will man nun, daß ſie groß und tugendhaft werden, ſo darf man nur die Frauen lehren, was Seelengröße und Tugend iſt.

Die Frauen haben ihre Herrſchaft über die Männer nicht von dem Willen der Männer, ſondern von dem Willen der Natur; ſie waren ſchon in ihrem Beſiz, ehe man es glaubte. Eben der Herkules, welcher die funfzig Töchter des Theſpitius bezwungen zu haben glaubte, wurde doch genöthigt, bei der Amphala zu ſpinnen und Simſon war bei aller ſeiner Stärke doch nicht ſo ſtark, als Delila. Dieſe Herrſchaft kann man den Frauen nicht einmal entreißen, wenn ſie ſie auch misbrauchen; wenn es möglich wäre, daß ſie ſie je verlieren könnten, ſo hätten ſie ſie ſchon lange nicht mehr.

Nicht alle Fähigkeiten, die beide Geſchlechter mit einander gemein haben, ſind ihnen in gleichem Grade zugetheilt; aber alle zuſammengerechnet gehen ſie gegen einander auf. Die Frau iſt als Frau mit den nemlichen Fähigkeiten mehr werth, als

als ſie als Mann werth wäre, allenthalben wo ſie ihre Rechte geltend macht, hat ſie das Uebergewicht; aber allenthalben, wo ſie ſich die unſerigen anmaßen will, bleibt ſie hinter uns zurük. Glaube mir dieſes, verſtändige Mutter und mache aus deiner Tochter nicht, um die Natur Lügen zu ſtrafen, einen rechtſchaffenen Mann, ſondern bilde ſie zu einer rechtſchaffenen Frau und ſei verſichert, daß ſie dann für ſich ſelbſt und für uns mehr taugen wird.

Die erſte und wichtigſte Eigenſchaft einer Frau iſt Sanftmuth. Geſchaffen um einem ſo unvollkommenen Weſen, wie dem Manne, der oft ſo voller Laſter und immer voller Fehler iſt, zu gehorchen, muß ſie lernen, zu rechter Zeit ſogar Unrecht zu leiden, und die Gewaltthätigkeiten eines Mannes ohne Murren zu ertragen; ſie muß um ihrer ſelbſt willen, nicht ſeinetwillen, ſanftmüthig ſeyn. Bitterkeit und Eigenſinn der Frauen, machen jedesmal ihre Leiden, und das ſchlimme Betragen der Männer nur ärger; dieſe fühlen, daß ſie nicht mit ſolchen Waffen überwunden werden müſſen. Der Himmel ſchuf die Frauen nicht einſchmeichelnd und einnehmend, damit ſie widerſpenſtig werden ſollten, er ſchuf ſie nicht ſchwach, damit ſie herrſchſüchtig ſeyn ſollten, er gab ihre ſanfte Stimme nicht, um Beleidigungen damit aus-

zuſtoſſen, er verlieh ihnen nicht ſo niedliche Geſichtszüge, damit ſie ſie durch Gram entſtellen ſollten. Wenn ſie ſich erzürnen, ſo vergeſſen ſie ſich; ſie haben oft Recht ſich zu beſchweren, aber nie zu keifen. Jedes muß den Ton ſeines Geſchlechts beobachten, ein zu ſanfter Mann, kann eine Frau grob machen, aber die Sanftmuth einer Frau beſänftiget einen Mann, der nicht ein Ungeheuer iſt, jederzeit, und überwindet ihn frühe oder ſpät.

In der Regel ſind die Männer nicht ſo beſtändig als die Frauen, und werden einer begünſtigten Liebe bälder müde, als dieſe. Die Frau befürchtet die Unbeſtändigkeit des Mannes mit Kummer lange voraus, dieſes macht ſie eiferſüchtiger. Wenn er anfängt laulicht zu werden, ſo muß nun ſie alle die Bemühungen, die er ſonſt anwendete, um ihr zu gefallen, anwenden, um ſich ihn zu erhalten, ſie weint, ſie demüthigt ſich nun, aber ſelten mit dem nämlichen Erfolg. Durch Anhänglichkeit und Gefälligkeit können wohl Herzen gewonnen, aber ſelten wieder erobert werden.

Ihr Frauen, die ihr einem ſo eiteln und vergänglichen Gefühl, als die Liebe iſt, Beſtändigkeit geben wollt, ſeyd recht thöricht; alles in der Natur verändert ſich; alles iſt in beſtändiger Bewegung, und ihr wollt daurendes Feuer einflößen! Und mit welchem Rechte verlangt ihr heute geliebt

zu

zu werden, weil ihr es geſtern wurdet? Behaltet nur das nämliche Geſicht, das nämliche Alter, die nämliche Laune, ſeyd immer dieſelbe, und man wird euch immer lieben, wenn man kann. Aber wenn ihr euch beſtändig verändert und doch immer geliebt ſeyn wollt, ſo heißt das nicht beſtändige, ſondern eben ſo wunderliche Herzen, als ihr ſeyd, ſuchen.

Bei Völkern, unter denen Sittlichkeit herrſcht, ſind die Mädchen leichtſinnig, und die Frauen geſezt; bei andern findet ſich gerade das Gegentheil. Jene ſcheuen nur das Verbrechen, dieſe nur das Aergerniß; das Verbrechen wird für nichts gerechnet, wenn man es nur nicht beweiſen kann.

Weit entfernt, ſich ihrer Schwäche zu ſchämen, prahlen die Frauen vielmehr damit, ſie ſtellen ſich, als könnten ſie nicht die geringſte Laſt aufheben, ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie ſtark wären, und warum das? Es geſchieht nicht blos, um zart zu ſcheinen, ſie denken weiter dabei; ſie ſorgen ſchon zum Voraus für Entſchuldigungen und für das Recht, ſchwach zu ſeyn, wenn ſie es für gut finden.

Eine der erſten Pflichten der Frauen iſt Reinlichkeit, eine beſondere unerläßliche, ihnen von der Natur ſelbſt auferlegte Pflicht. Es giebt nichts

ekelhafteres in der Welt, als eine unreinliche Frau, und es iſt ihrem Manne nicht zu verdenken, wenn er Widerwillen gegen ſie bekömmt, daher muß es erſt die zweite Sorge einer Frau ſeyn, das, was ſie thut, gut zu thun, und die erſte, es reinlich zu thun.

Daß man ſo lange am Puztiſche ſizt, hat einen andern Grund, als man gewöhnlich glaubt, es geſchieht mehr aus langer Weile als aus Eitelkeit. Eine Frau, die ſechs Stunden an ihrem Puztiſche ſizt, weiß wohl, daß ſie nicht beſſer gepuzt weggeht, als eine, die nur eine halbe Stunde daran zubrachte, aber ſie hat nun ſo viel von der drükkenden Länge der Zeit überwunden, und es iſt beſſer, ſich mit ſich ſelbſt zu unterhalten, als lange Weile zu haben. Indem man ſeine Kammerfrauen um ſich verſammelt, unterhält man ſich damit, daß man ſie plagt, das iſt ſchon etwas; man vermeidet das Alleinſeyn mit dem Gatten, den man nur zu dieſer Zeit ſieht, das iſt noch viel mehr; hernach kommen die Kaufleute, die Galanteriehändler, die niedlichen Herren, die artigen Schriftſteller, Verſe, Gedichte, Flugſchriften; ohne den Puztiſch würde man das alles nie ſo hübſch beiſammen haben.

Man ſollte glauben, die Ehe habe zu Paris eine andere Natur, als anderswo. Wie man ſagt, iſt

iſt es ein Sacrament, aber dieſes Sacrament hat nicht die Kraft der unbedeutendſten bürgerlichen Verträge; es ſcheint nur eine Uebereinkunft von zwei freien Perſonen zu ſeyn, beiſammen zu wohnen, einerlei Namen zu führen, die nämlichen Kinder für die ihrigen anzuerkennen, übrigens aber kein Recht von irgend einer Art gegen einander zu haben; und ein Mann, der ſich da einfallen ließe, die üble Aufführung ſeiner Frau zu tadeln, würde nicht weniger Murren erregen, als anderswo einer, der die öffentlichen Ausſchweifungen der ſeinigen dulden würde, die Frauen ſind daher ihrer Seits auch nicht ſtrenge gegen die Männer, und laſſen ſie ungeahndet ihre Untreue wettmachen. Man kann aber freilich von keiner Seite eine beſſere Wirkung von einem Bande erwarten, bei deſſen Schlieſſung man das Herz nicht um Rath fragte. Wer nur das Vermögen oder den Stand heirathete, hat keine Verbindlichkeiten gegen die Perſon.

Bei dem größten Theile der Frauen iſt der Liebhaber immer vom Hausgeſinde. Wenn er ſeine Pflicht nicht mehr thut, ſo verabſchiedet man ihn, und nimmt ſtatt ſeiner einen andern an; wenn er es anders vor beſſer findet, oder ihm dieſes Geſchäft entleidet, ſo bleibt er weg und man nimmt einen andern für ihn an. Es ſoll ſogar ſo

ekelhafteres in der Welt, als eine unreinliche Frau, und es iſt ihrem Manne nicht zu verdenken, wenn er Widerwillen gegen ſie bekömmt, daher muß es erſt die zweite Sorge einer Frau ſeyn, das, was ſie thut, gut zu thun, und die erſte, es reinlich zu thun.

Daß man ſo lange am Puztiſche ſizt, hat einen andern Grund, als man gewöhnlich glaubt, es geſchieht mehr aus langer Weile als aus Eitelkeit. Eine Frau, die ſechs Stunden an ihrem Puztiſche ſizt, weiß wohl, daß ſie nicht beſſer geputzt weggeht, als eine, die nur eine halbe Stunde daran zubrachte, aber ſie hat nun ſo viel von der drükkenden Länge der Zeit überwunden, und es iſt beſſer, ſich mit ſich ſelbſt zu unterhalten, als lange Weile zu haben. Indem man ſeine Kammerfrauen um ſich verſammelt, unterhält man ſich damit, daß man ſie plagt, das iſt ſchon etwas; man vermeidet das Alleinſeyn mit dem Gatten, den man nur zu dieſer Zeit ſieht, das iſt noch viel mehr; hernach kommen die Kaufleute, die Galanteriehändler, die niedlichen Herren, die artigen Schriftſteller, Verſe, Gedichte, Flugſchriften; ohne den Puztiſch würde man das alles nie ſo hübſch beiſammen haben.

Man ſollte glauben, die Ehe habe zu Paris eine andere Natur, als anderswo. Wie man ſagt,

iſt

iſt es ein Sacrament, aber dieſes Sacrament hat nicht die Kraft der unbedeutendſten bürgerlichen Verträge; es ſcheint nur eine Uebereinkunft von zwei freien Perſonen zu ſeyn, beiſammen zu wohnen, einerlei Namen zu führen, die nämlichen Kinder für die ihrigen anzuerkennen, übrigens aber kein Recht von irgend einer Art gegen einander zu haben; und ein Mann, der ſich da einfallen ließe, die üble Aufführung ſeiner Frau zu tadeln, würde nicht weniger Murren erregen, als anderswo einer, der die öffentlichen Ausſchweifungen der ſeinigen dulden würde, die Frauen ſind daher ihrer Seits auch nicht ſtrenge gegen die Männer, und laſſen ſie ungeahndet ihre Untreue wettmachen. Man kann aber freilich von keiner Seite eine beſſere Wirkung von einem Bande erwarten, bei deſſen Schlieſſung man das Herz nicht um Rath fragte. Wer nur das Vermögen oder den Stand heirathete, hat keine Verbindlichkeiten gegen die Perſon.

Bei dem größten Theile der Frauen iſt der Liebhaber immer vom Hausgeſinde. Wenn er ſeine Pflicht nicht mehr thut, ſo verabſchiedet man ihn, und nimmt ſtatt ſeiner einen andern an; wenn er es anders vor beſſer findet, oder ihm dieſes Geſchäft entleidet, ſo bleibt er weg und man nimmt einen andern für ihn an. Es ſoll ſogar ſo

launiſche Frauen geben, die es mit dem Hausherrn verſuchen, denn am Ende iſt es doch auch eine Art von Mann. Dieſe Laune dauert aber nicht lange; wenn ſie vorüber iſt, ſo ſchaft man ihn ab und nimmt einen andern an, oder wenn er beſtändig bleibt, behält man ihn bei und hat immer noch einen daneben.

Und auf welchen Fuß lebt eine Frau nachher mit allen denen, die auf dieſe Art ihren Abſchied erhalten, oder genommen haben? — Auf gar keinen. Man ſieht ſich nicht mehr, man kennt ſich nicht mehr. Bekömmt man ja Luſt, wieder anzuknüpfen, ſo hat man eine ganz neue Bekanntſchaft zu machen, und es iſt ſchon viel, wenn man ſich nur erinnert, einander ſchon geſehen zu haben. Anderswo könnte man ſich nach einer ſo engen Verbindung nicht mit kaltem Blute wieder ſehen, das Herz würde beim Namen deſſen, den man einmal geliebt hat, pochen; man würde zurükſchaudern, wenn man ihm begegnete; aber zu Paris iſt davon keine Rede, es würden die Frauen doch wohl nur in Ohnmacht fallen.

Uebrigens muß man zugeben, daß, wenn man mit den Pariſer Frauen nur ein wenig fleißig umgehet, und ſie von der beſtändigen Verſtellung, in der ſie leben, abbringt, man ſie bald ſo ſieht, wie ſie ſind, und daß ſich dann alle die Abneigung,

die

die ſie durch ihre Schminke, ihre Miene, ihre Blikke, ihre Geſpräche und Gebärden eingeflößt haben, in Achtung und Freundſchaft verwandelt. Es giebt kein Land, wo die Frauen gebildeter ſind, im Durchſchnitt vernünftiger und klüger ſprechen, und in Verlegenheiten beſſern Rath geben können. Sie dienen ihren Freunden aufs eifrigſte, und ob ſie gleich gewöhnlich nur ſich ſelbſt lieben, ſo vertritt ein langer Umgang, wenn ſie Beſtändigkeit genug haben, einen ſolchen auszuhalten, die Stelle einer ziemlich ſtarken Liebe; diejenigen, welchen eine zehnjährige Anhänglichkeit nicht zu lange iſt, bleiben derſelben gewöhnlich ihr ganzes Leben hindurch treu, und lieben ihre alten Freunde zärtlicher oder wenigſtens beſtändiger, als ihre jungen Liebhaber. Sie wiſſen mitten unter ihrem leichtſinnigen Leben, ihren Vergnügungen manchen Augenblik zu entziehen, um ihn ihren guten natürlichen Gefühlen gemäß anzuwenden; ſie helfen den Armen mit ihrer Börſe und den Unterdrükten mit ihrem Einfluß. Sie haben Neigung zum Guten und verrichten viele vom ganzem Herzen gehende gute Handlungen.

Die Damen zu Paris haben einen äußerlichen Charakter wie ein äußerliches Geſicht, und da beyde oft eben nicht vortheilhaft für ſie ſind, ſo würde man ihnen Unrecht thun, wenn man ſie darnach be-

beurtheilen wollte. Sie kleiden ſich gut, oder ſtehen wenigſtens ſo ſehr in dieſem Rufe, daß ſie dem ganzen übrigen Europa darinn zum Muſter dienen. In der That kann man einen ſo ſeltſamen Anzug nicht mit mehr Geſchmak anlegen. Sie ſind unter allen Frauenzimmern am wenigſten durch ihre eigenen Moden gebunden. Die Damen in den Provinzen beherrſcht die Mode, die Pariſerinnen aber beherrſchen die Moden, und jede von ihnen weiß ſie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Jene gleichen den unwiſſenden ſclaviſchen Abſchreibern, welche ſogar Schreibfehler nachmachen. Dieſe ſind Schriftſteller, die meiſterhaft abſchreiben, und ſchlechte Lesarten zu verbeſſern verſtehen.

Die ſchönen Frauen ſind gemeiniglich ſittſamer und betragen ſich anſtändiger. Aber übrigens iſt ihr Betragen und ihre Gebärden auſſerordentlich gezwungen, ſie ſind immer ſichtbarlich mit ſich ſelbſt beſchäftiget, ſo daß man in Frankreich nie in die Verſuchung kömmt, die Herr von Muralt einigemal bei Engländerinnen hatte, einer Frau zu ſagen, ſie ſeye ſchön, um das Vergnügen zu haben, es ihr bekannt zu machen.

Bei den Frauenzimmern wird der Verſtand bälder ausgebildet, als bei den Männern; da ſie beinahe von ihrer Kindheit an auf der Hut ſeyn müſſen, ein nicht leicht zu bewahrendes Pfand zu bewachen, und

und ſo nothwendig bälder Gutes und Böſes unterſcheiden lernen.

Die Frauen haben eine geläufige Zunge, ſie ſprechen eher leichter und angenehmer als die Männer; man beſchuldigt ſie auch, daß ſie mehr ſprechen; dieſes gehört ſich aber und ich bin ſehr geneigt, dieſen Vorwurf in ein Lob zu verwandeln. Mund und Augen ſind bei ihnen gleich thätig, und daher ſagt auch die Frau was gefällt, während der Mann ſagt, was er weiß; der Mann hat Kenntniſſe nöthig, wenn er ſprechen will, die Frau Geſchmak; er muß von nüzlichen, ſie von angenehmen Dingen ſprechen. Ihre Geſpräche müſſen nichts mit einander gemein haben, als die Wahrheit.

Männer werden über das menſchliche Herz beſſer philoſophiren, als eine Frau, aber ſie wird beſſer in den Herzen der Männer leſen. Die Frauen müſſen den empiriſchen Theil der Sittenlehre erfinden, wir müſſen ihn in ein Syſtem bringen. Die Frau hat mehr Geiſt, der Mann mehr Kraft, die Frau beobachtet, der Mann überlegt. Durch dieſe Vereinigung bekömmt der menſchliche Geiſt die höchſte Klarheit und die vollkommenſte Kenntniß ſeiner ſelbſt, deren er fähig iſt, und ſo können wir unſere natürlichen Anlagen beſtändig vervollkommen und ausbilden.

Eine

Eine Frau, die ein Schöngeiſt iſt, iſt für ihren Mann, ihre Kinder, ihre Freunde, ihre Diener, für jedermann eine Geiſel. Auf der erhabenen Höhe ihres ſchönen Geiſtes verachtet ſie alle weiblichen Pflichten, und ihr Erſtes iſt immer, ſich wie Ninon de l'Enclos zum Manne zu machen. Sie wird auſſer ihrem Hauſe billig verlacht und getadelt, — die nothwendige Folge, wenn man über ſeinen Stand hinausgeht, ohne zu der Rolle, welche man ſpielen will, geſchaffen zu ſeyn. Alle jene Frauen von großen Fähigkeiten können nur Dummköpfe in Erſtaunen ſezzen. Man ſieht immer, welcher Künſtler oder Freund ihnen den Pinſel oder die Feder führt, wenn ſie arbeiten. Man weiß, welcher verſchwiegene Gelehrte ihnen ihre Orakelſprüche heimlich eingibt. Eine ſolche Prahlerei iſt unter der Würde einer rechtlichen Frau. Wenn ſie auch wirklich Fähigkeiten hätte, ſo würden ſie durch dieſe Anmaßung ihren Werth verlieren. Die Frau muß ihre Würde in Anſpruchloſigkeit, ihren Ruhm in der Hochachtung ihres Mannes und ihre Freuden in dem Glükke ihrer Familie ſuchen. Jede gelehrte Jungfer würde ihr Leben hindurch Jungfer bleiben, wenn es lauter vernünftige Männer in der Welt gäbe.

Quaeris, cur nolim de ducere, Galla? diserta es. *)

Er=

*) Du fragſt, warum ich dich nicht heirathen will, o Gallierin? — Du biſt mir zu gelehrt.

Erziehung.

Wir fangen mit dem Leben an zu lernen, unſere Erziehung geht mit unſerm erſten Athemzug an, unſere Amme iſt unſer erſter Lehrer, Auferziehung, der erſte Unterricht und Belehrung in den Wiſſenſchaften ſind in Rükſicht auf den Gegenſtand, dem man ſie giebt, ſo verſchieden, als Kinderfrau, Lehrer und Hofmeiſter.

Wer von uns das Glük und Unglük dieſes Lebens am beſten ertragen kann, iſt meiner Meinung nach am beſten erzogen. Daraus folgt, daß wahre Erziehung nicht ſowohl in Lehren, als vielmehr in Uebungen beſteht.

Wenn die Menſchen an dem Boden eines Landes angewachſen wären, wenn das ganze Jahr hindurch dieſelbe Jahrszeit herrſchte, und jede Glüksumſtände unveränderlich wären, ſo würde die gegenwärtige Erziehungsart in gewiſſer Rükſicht gut ſeyn. Das für ſeinen Stand erzogene Kind könnte nie aus demſelben treten, und nie den Unannehmlichkeiten eines andern ausgeſezt ſeyn; wenn man aber die Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge betrachtet, wenn man auf den unruhigen und gährenden Geiſt unſers Zeitalters ſieht, der bey jeder neuen Generation alles durchaus umkehrt, kann man ſich dann etwas tolleres

den=

denken, als ein Kind ſo zu erziehen, wie wenn es nie aus ſeinem Zimmer kåme und beſtåndig von ſeinen Leuten umgeben ſeyn můßte? — Thut dann der Unglůkliche einen einzigen Schritt auf der Erde, ſteigt er nur eine einzige Stuffe herab, ſo iſt er verloren. So lehrt man ihn nicht Můhſeelichkeiten ertragen, ſo ůbt man ihn, daß er ſie recht fůhlt. Man denkt nur darauf, ihn in ſeiner Kindheit zu erhalten; dieß iſt aber nicht genug; man muß ihn lehren, daß er ſich als Mann erhalten, die Schlåge des Schikſals ertragen, den Ueberfluß wie den Mangel trozzen und wenn es ſeyn muß, auf Islands Eisbergen oder auf Maltas glůhenden Felſen leben kann.

Wir werden ſchwach gebohren, wir haben Kraft, wir kommen von allen Bedůrfniſſen entblößt auf die Welt, wir haben Beiſtand, wir werden unvernůnftig gebohren, wir haben Verſtand nöthig. Alles, was uns bei unſerer Geburt fehlt und was wir nöthig haben, wenn wir groß werden, bekommen wir durch die Erziehung. Dieſe giebt uns die Natur, Menſchen oder Begebenheiten. Die innere Entwikkelung unſerer Fåhigkeiten und Organe iſt die Erziehung der Natur, der Gebrauch, den man uns von dieſer Entwiklung machen lehrt, die Erziehung des Menſchen, und die Erwerbung unſerer eigenen Erfahrung von

Ge=

Gegenſtänden, die auf uns wirken, die Erziehung der Begebenheiten. Jeder von uns wird alſo von drei Arten von Lehrern gebildet. Der Schüler, bei dem ſich ihre verſchiedenen Lehren widerſprechen, iſt ſchlecht erzogen, und wird nie in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſeyn; nur der, bei welchem alle auf ein Ziel hinweiſen und leiten, kommt zu ſeinem Zwekke und lebt nicht mit ſich ſelbſt im Widerſpruch; nur dieſer iſt gut erzogen.

Die erſte Erziehung der Kinder hat den größten Einfluß, und ſie gehört ohne Zweifel den Frauen zu. Wenn der Urheber der Natur gewollt hätte, daß ſie die Männer haben ſollten, ſo hätte er ihnen die Milch zum Säugen der Kinder gegeben. Auſſerdem daß die Frauen mehr Gelegenheit als die Männer haben, dieſe Erziehung gehörig abzuwarten, und daß ſie immer mehr Einfluß darauf haben, intereßirt ſie auch der Erfolg derſelben mehr, weil faſt der gröſte Theil der Wittwen der Gnade ihrer Kinder leben muß, und weil dieſelbe ſie dann auf eine ſehr fühlbare Art, durch Gutes oder Böſes, die Wirkung ihrer Erziehungsart empfinden laſſen. Die Mütter, ſagt man, verzärteln ihre Kinder, daran thun ſie ohne Zweifel Unrecht, aber vielleicht nicht ſo Unrecht, als ihr Männer, die ihr ſie verderbt. Die Mutter will, daß ihr Kind glüklich ſey, daß es vom gegenwärtigen

tigen Augenblik an glüklich ſey, hierinn hat ſie recht, wenn ſie ſich in den Mitteln irrt, ſo muß man ſie belehren. Der Ehrgeiz, der Geiz, die herrſchſüchtige Behandlung, das übertriebene Mistrauen der Väter, ihre Nachläßigkeit, ihre hartherzige Unempfindlichkeit ſind den Kindern hundertmal ſchädlicher, als die blinde Zärtlichkeit der Mütter.

Es gibt Charaktere, welche ſich faſt ſchon bei der Geburt ankündigen, und Kinder, die man ſchon an der Bruſt ihrer Mutter kennen lernen kann. Dieſe machen eine beſondere Claſſe aus, ihre Erziehung fängt mit dem Leben an. Will man aber den Geiſt der andern, die ſich nicht ſo geſchwinde entwikkeln, bilden, ehe man ſie kennt, ſo läuft man Gefahr, das Gute, das ſie von Natur haben, zu zerſtören und etwas viel Schlimmeres an ſeine Stelle zu bringen.

Um einen Kopf zu verändern, müßte man ſeinen innern Bau anders machen, um einen Charakter zu ändern, müßte man das Temperament, von dem er abhängt, anders machen, und das zu verſuchen wäre vergebliche Mühe. Man muß alſo nicht den Charakter eines Kindes zu verändern, und ſeine angebohrnen Eigenſchaften zu unterdrükken ſuchen, ſondern ſie vielmehr ſo viel als möglich unterſtüzzen und auszubilden ſuchen,

und

und ſich bemühen zu verhüten, daß ſie nicht aus-arten; denn auf dieſe Art wird ein Menſch, was er werden kann, und das Werk der Natur in ihm durch Erziehung vollendet.

Man muß den Charakter erforſchen, ehe man ihn bilden will, ruhig warten, bis er ſich zeigt, ihm Gelegenheit hiezu verſchaffen, und lieber gar nichts, als etwas zur unrechten Zeit thun. Dem einen Kopf muß man Flügel geben, dem andern Feſſeln anlegen; der eine will angetrieben, der an-dere aufgehalten ſeyn, dem einen muß man ſchmei-cheln, den andern muß man ſchrekken, der eine hat nöthig vernünftig, der andere dumm gemacht zu werden. Der eine iſt geſchaffen das menſchli-che Wiſſen auf den höchſten Gipfel zu bringen; dem andern iſt es ſchädlich; wenn er nur leſen kann. Man muß nur den erſten Funken der Ver-nunft erwarten, ſie bringt den Charakter hervor und giebt ihm ſeine wahre Geſtalt; durch ſie muß man ihn auch bilden, und ehe ſich die Vernunft zeigt, giebt es eigentlich keine Erziehung für den Menſchen.

Was kömmt bei einer Erziehung heraus, die in der Wiege immer nach dem nähmlichen Schlen-drian, ohne Rükſicht auf die erſtaunliche Ver-ſchiedenheit der Köpfe anfängt? Man giebt dem größten Theile Lehren, die ſchädlich oder an der

un-

unrechten Stelle ſind, und die, welche für die Kinder taugen würden, erhalten ſie nicht, man hindert die Natur von allen Seiten, unterdrükt große Fähigkeiten und Anlagen, um kleinlichte und ſchimmernde ohne wahren Werth, an ihre Stelle zu ſezzen; indem man Kinder von ſo verſchiedenen Anlagen ohne Unterſchied mit einerlei Dingen beſchäftiget, hält man die einen durch die andern auf und verwirrt alle; man ſieht nach vielen vergeblichen Bemühungen in den Kindern die wahren Geſchenke der Natur zu zerſtören, bald den vergänglichen und unnüzzen Glanz, den man an ihnen ſchäzt, verbleichen, und kömmt auf einmal um das, was man zerſtört und um das, was man hervorgebracht hat, und zur Belohnung aller der ohne Ueberlegung angewendeten Mühe werden endlich alle die kleinen Wunderthiere Geiſter ohne Kraft, Menſchen ohne Verdienſt die blos wegen ihrer Schwachheit und Unnüzlichkeit merkwürdig ſind.

Die erſte Erziehung muß ganz negativ ſeyn. Sie beſteht nicht darinn, daß man Tugend oder Wahrheit lehrt, ſondern darinn, daß man das Herz vor Laſtern und den Verſtand vor Irrthum bewahrt. Wenn man ſelbſt nichts thun und zugleich machen könnte, daß der Zögling nichts thun würde, wenn man ihn geſund und ſtark bis auf ein Alter von zwölf Jahren bringen könnte, ohne

daß

daß er ſeine rechte Hand von ſeiner Linken zu unterſcheiden wüßte, und ſich erſt bei den erſten Lehren die Augen ſeines Verſtandes öfnen würden, ſo würde den auf ihn zu wendenden Bemühungen nichts entgegenarbeiten, da er ohne Vorurtheile und Gewohnheiten wäre. Er würde bei dieſer Behandlung bald der weiſeſte Menſch werden, und dadurch, daß man anfänglich nichts gethan hätte, würde man ein Wunder der Erziehung hervorbringen.

Alles kömmt gut aus den Händen des Schöpfers, alles artet unter den Händen der Menſchen aus. Er zwingt ein Land, die Produkte eines andern hervorzubringen, einen Baum, die Früchte eines andern zu tragen; er vermengt und vermiſcht Himmelsſtriche, Elemente und Jahreszeiten; er verſtümmelt ſeinen Hund, ſein Pferd, ſeinen Sklaven, kehrt alles um, entſtellt alles, und findet an Misgeſtalten und Ungeheuern Wohlgefallen; er mag nicht das, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menſchen, man muß dieſen, wie das Pferd auf der Reitbahn, für ihn abrichten, ihn nach ſeiner Art zuſchneiden, wie den Baum in ſeinem Garten. Ohne dieſes gienge alles noch ſchlimmer; halbe Bildung iſt für uns nicht genug. In dem Zuſtand, in dem wir jezt ſind, würde ein Menſch, den man von ſeiner Geburt an ſich

ſelbſt

ſelbſt überlaſſen hätte, die allerſchlechteſte Figur machen. Die Natur würde in ihm durch Vorurtheile, Anſehen, Noth, Beiſpiele und alle die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in die wir verflochten ſind, erſtikt werden, ohne daß etwas an ihren Plaz geſezt würde. Sie würde einem Geſträuche gleichen, welches das Ungefähr mitten auf einer Straße wachſen ließ, und welches die Vorübergehenden bald zerſtören, indem ſie von allen Seiten daran ſtoſſen und es nach allen Richtungen biegen.

Man muß daß Leben von dem erſten Augenblikke an verdienen lernen, und da wir mit der Geburt die Rechte der Bürger bekommen, ſo müſſen wir auch in der Minute unſerer Geburt die Ausübung unſeret Pflichten anfangen. Wie es Vorſchriften für das reife Alter giebt, ſo muß man auch welche für die Kinder haben, die ihnen Gehorſam gegen andere befehlen, und wie die Vernunft eines Menſchen nicht der einzige Richter ſeiner Pflichten ſeyn darf, ſo muß man noch viel weniger die Erziehung der Kinder den Einſichten und Vorurtheilen ihrer Väter überlaſſen, weil dem Staate noch mehr daran liegt, als ihnen.

Das Vaterland kann nicht ohne Freiheit beſtehen, Freiheit nicht ohne Tugend und Tugend nicht ohne Bürger, man wird alſo alles haben, wenn

man

man Bürger bildet, thut man dieſes nicht, ſo wird man von den Höchſten im Staate bis zu den Niedrigſten nur heilloſe Sklaven haben. Da aber die Kinder, wenn ſie Bürger und Menſchen werden ſollen, ſchon als Kinder unterrichtet werden müſſen, ſo muß die Regierung hiezu beſtimmte Vorſchriften geben. Wenn man die Menſchen nicht gar nichts lieben lehrt, ſo kann man ſie ohne Zweifel einen Gegenſtand mehr, als den andern und das wahrhaft Schöne eher als das Häßliche lieben lehren. Wenn nun die Kinder gemeinſchaftlich in dem Schooße der Gleichheit erzogen werden, wenn man ſie frühzeitig genug gewöhnt, ſich ſelbſt nur in ihrem Verhältniſſe gegen den Staatskörper zu betrachten und ihr Daſeyn nur für einen Theil des ſeinigen anzuſehen; wenn ihnen die Geſezze des Staats und die Vorſchriften des allgemeinen Willens eingeprägt ſind, wenn ſie dieſelben über alles haben achten lernen; wenn ſie beſtändig von Beiſpielen und Gegenſtänden umgeben ſind, die ihnen unaufhörlich von dem Vaterlande als ihrer zärtlichen Mutter, welche ſie ernährt, von der Liebe, die ſie ihnen erweiſt, und von der Vergeltung, welche ſie ihr ſchuldig ſind, vorſprechen; ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß ſie zu demſelben die innige Liebe bekommen, welche unabhängige Menſchen nur für ſich fühlen und daß man ſo dieſe gefährliche Anlage, aus der ſo viele Laſter

entſtehen, zu einer erhabenen Tugend machen kann. Sie werden gelernt haben, ſich als Brüder zu lieben, immer nur zu wollen, was die Geſellſchaft will, ſtatt ſich an ſeichtem und leerem ſophiſtiſchen Geſchwäzze genügen zu laſſen, wie Männer und Bürger zu handeln, und werden ſo einſt die Vertheidiger und Väter des Vaterlandes werden, deſſen Kinder ſie ſo lange geweſen waren.

Wenn unſere natürlichen Meinungen einmal ihren Gang genommen haben, und Gewohnheit ſich mit der Eigenliebe verbunden hat, ſo iſt es zu ſpät, wenn man ſie ändern will, es iſt zu ſpät, uns aus uns ſelbſt herauszuziehen, wenn einmal die Liebe zu unſerm Ich ſich unſeres Herzens bemächtiget und jene verächtliche Macht erlangt hat, welche jede Tugend tödtet und die kleinen Seelen beherrſcht. Wie könnte aber Vaterlandsliebe neben ſo vielen andern Leidenſchaften erwachen, die ſie erſtikken? Und was bleibt einem Herzen, das ſchon unter Habſucht, Liebe und Eitelkeit getheilt iſt, für ſeine Mitbürger übrig?

Es iſt recht ſeltſam, daß man, ſeit man ſich mit Erziehung der Kinder beſchäftiget, noch keine andern Mittel, ſie zu leiten, erdachte, als Nacheiferung, Eiferſucht, Neid, Eitelkeit, Habſucht und knechtiſche Furcht, gerade die gefährlichſten Leidenſchaften, die am leichteſten entſtehen, und

das

das Herz ſchon verderben, ehe noch der Körper ausgebildet iſt. Mit jeder zu frühzeitigen Lehre, die man ihnen in den Kopf bringen will, pflanzt man ihnen ein Laſter ins Herz; thörichte Lehrer denken Wunder zu thun, wenn ſie ſie laſterhaft machen, um ſie zu lehren, was Rechtſchaffenheit iſt, und ſagen uns nachher mit wichtiger Miene, ſo ſeye der Menſch. Freilich ſo iſt der Menſch, den ihr ſo gemacht habt.

Man ſpricht viel über die Eigenſchaften eines guten Hofmeiſters. Die erſte, welche ich von ihm fodern würde — und dieſe ſezt viele andere voraus — iſt, daß er kein Mann ums Geld iſt. Es gibt Geſchäfte, die ſo edel ſind, daß man ſie gar nicht ums Geld thun kann, ohne ſich unwürdig zu zeigen, ſie zu verrichten, ſo wie die eines Kriegers, eines Lehrers ꝛc. Welch ein erhabener Mann iſt ein Hofmeiſter! Wirklich, um Menſchen zu bilden, muß man Vater oder ſelbſt mehr als Menſch ſeyn. Und ein ſolches Amt überläßt man ruhig Miethlingen!

Der ehrwürdige Stand eines Lehrers fodert ſo viele Talente, die man unmöglich bezahlen kann, ſo viele Tugenden, die keinen Preiß haben, daß es vergebliche Mühe iſt, einen, der ſie beſizt, mit Geld zu ſuchen. Nur bei einem Mann von Kopf kann man die zu einem Lehrer nöthigen Einſichten

zu finden hoffen; nur ein ſehr zärtlicher Freund kann die Anhänglichkeit eines Vaters haben, und Talente ſind ſelten feil und noch ſeltener Zuneigung.

Durch die Erziehung und Ernährung der Kinder vollbringt ein Vater erſt den dritten Theil ſeines Tagewerks. Er iſt ſeinem Geſchlechte Menſchen, der Geſellſchaft gute Glieder und dem Staate Bürger ſchuldig. Jeder Menſch, der dieſe dreifache Schuld bezahlen kann, iſt ſtrafbar, wenn er es nicht thut, und noch ſtrafbarer vielleicht, wenn er ſie nur halb bezahlt. Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat nicht das Recht, es zu werden. Weder Armuth, noch Arbeit, noch irgend eine Rükſicht auf andere kann ihn von der Ernährung und der eigenen Erziehung ſeiner Kinder losſprechen. Ich prophezeie jedem, der ein Herz hat, und ſo heilige Pflichten vernachläßigt, daß er über ſeinen Fehler lange bittere Thränen vergieſſen, aber nie getröſtet werden wird.

Aber die Geſchäfte, die Unterrichtungen, die Pflichten! — Ja die Pflichten ohne Zweifel; iſt die eines Vaters die lezte? Wir dürfen uns freilich nicht wundern, daß ein Mann, deſſen Frau die Frucht ihrer Verbindung zu ſäugen verſchmähte, ſich nicht die Mühe nimmt, ſie zu erziehen. Aber was thut der reiche Mann, der mit ſo vielen Geſchäften überhäufte Hausvater, der, wie

er

er verſichert, gezwungen iſt, ſeine Kinder zu ver=ſäumen. Er bezahlt einen andern Menſchen, daß er die Mühe über ſich nimmt, welche ihm zur Laſt iſt. Feile Seele, meinſt du, du könneſt mit dei=nem Golde deinem Sohn einen andern Vater kau=fen? Irre dich ja nicht, du gibſt ihm keinen Herrn, du gibſt ihm einen Sklaven, welcher bald auch aus ihm einen machen wird. Wenn man im Plut=arch lieſt, daß der Cenſor Cato, der mit ſo vie=lem Ruhm das Sittenrichteramt in Rom bekleidete, ſeinen Sohn von der Wiege an ſelbſt und ſo ſorg=fältig erzog, daß er alles verſäumte, um dabei zu ſeyn, wenn die Amme, das heißt die Mutter, ihn aufwikkelte und wuſch; wenn man im Sue=ton ließt, daß Auguſt, der Herr der Welt, die er erobert hatte, und ſelbſt regierte, in eigener Perſon ſeine kleinen Söhnchen ſchreiben und ſchwimmen lehrte, ihnen die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften beibrachte und ſie beſtändig um ſich hatte; ſo kann man ſich des Lächelns über dieſe guten Leutchen jener Zeit kaum enthalten, die ihr Vergnügen an ſolchen Albernheiten fanden und ohne Zweifel zu beſchränkt waren, um ſich mit den wichtigen Geſchäften der großen Männer unſerer Tage abgeben zu können.

Man predige den jungen Leuten, wenn ſie auch ſchon das Alter zum Verſtande haben, nie

Ver=

Vernunft, bevor man ſie in den Stand geſezt hat zu verſtehen, was man ſagt. Es iſt mehr die Schuld der Lehrer als der Schüler, daß jene ſo viel in den Wind reden. Der Pedant und der vernünftige Lehrer ſagen beinahe einerlei; aber der erſte, ſagt es bei jedem Anlaß, der andere nur, wenn er ſicher iſt, daß es ſeine Wirkung thut. Wie ein Nachtwandler im Schlafe am Rande eines Abgrunds gehen kann, in welchen er ſtürzen würde, wenn er plözlich erwachte, gerade ſo entgeht ein junger Menſch im Schlafe der Unwiſſenheit Gefahren, die er nicht bemerkt; wird er plözlich aufgewekt, ſo iſt er verlohren. Wir müſſen ihn erſt vom Abgrunde zurükzuziehen trachten, dann erſt aufwekken und ihm denſelben von weiten zeigen.

Man vernünftle nie trokken mit der Jugend; man gebe der Vernunft ein angenehmes Gewand, wenn man ſie empfänglich machen will. Man laſſe die Sprache des Verſtandes durch das Herz gehen, damit ſie Eindruk mache. Kalte Gründe können unſere Meinungen, aber nicht unſere Handlungen beſtimmen; ſie verändern nur unſern Glauben, nicht unſer Thun, man kann beweiſen, was man denken, nicht was man thun muß. Wenn dieſes überhaupt für die Menſchen gilt, ſo gilt es noch weit mehr bei den jungen Leuten, die noch zu ſinnlich

lich ſind, und die nur denken, wenn ihre Einbildungs-kraft beſchäftiget wird.

Man bildet ſich gemeiniglich ein, daß die Kinder nicht zu bald und zu viel plaudern könnten, und mißt den Verſtand, den ſie nicht groß haben werden, nach den Grobheiten, die ſie in ihrer Jugend austheilen. Und was macht dieſe Freiheit zu plaudern, ehe ſie noch das Alter zum Sprechen haben und das Recht, das man ihnen läßt, andere Leute unverſchämt in ihr Verhör zu nehmen, aus den Kindern? Kleine geſchwäzzige Ausfrager, die nicht ſowohl fragen, um ſich zu belehren, als um beſchwerlich zu fallen und jedermann mit ſich zu beſchäftigen, und die noch mehr Geſchmak an dieſem Plaudern durch die Verlegenheit gewinnen, in welche ſie die Leute durch ihre unverſchämten Fragen manchmal kommen ſehen; ſo daß jedermann unruhig iſt, ſobald ſie nur den Mund aufthun. Hiedurch werden die Kinder nicht belehrt, ſondern unbeſonnen und eitel, welches wie mir dünkt, viel mehr Nachtheil als Vortheil iſt, denn die Unwiſſenheit nimmt immer ab und die Eitelkeit immer zu.

Durch unſere Erziehung werden wir nur in Sachen unterrichtet, die uns nichts nüzzen können; wir erziehen unſere Kinder, wie ſonſt die Fechter bei den öffentlichen Spielen erzogen wurden, welche, da ihre ſtarken Glieder einmal zu einer unnüz-

zen

zen und überflüßigen Uebung beſtimmt waren, ſich ſehr hüteten, ſie je zu einer nüzlichen Arbeit zu gebrauchen.

Man muß die Kinder beſchäftigen; Müſſiggang iſt ihnen am allergefährlichſten. Was muß man ſie aber lehren? — In der That eine artige Frage! ſie müſſen lernen, was ſie als Männer thun, nicht was ſie als ſolche vergeſſen müſſen.

Von allen Anlagen des Menſchen entwikkelt ſich das Gedächtniß zuerſt, und läßt ſich bei den Kindern am beſten ausbilden; allein was iſt wohl beſſer für ſie, das, was ſie leicht lernen, oder das, deſſen Kenntniß ihnen am meiſten Nuzzen bringt? Wenn man an den Gebrauch denkt, den man von dieſem Vermögen bei ihnen macht, wo die Gewalt, die man ihnen anthun, an den ewigen Zwang, dem man ſie unterwerfen muß, um ihr Gedächtniß zur Schau ausſtellen zu können, ſo kann man den Nuzzen, den ſie davon haben, leicht mit dem Uebel, das ſie dafür ertragen müſſen, vergleichen. Wenn man ein Kind zwingt, Sprachen, die es nie ſprechen wird, ſogar noch ehe es ſeine Mutterſprache recht verſteht, zu lernen, wenn man es beſtändig Verſe machen und lernen läßt, die es nicht verſteht und an den es keinen Wohllaut findet, als den es an den Fingern herzählt, wenn man ſeinen Kopf mit Himmelskugeln und Zirkeln verwirrt, von denen

nen es nicht den mindeſten Begriff hat — wenn man es mit tauſend Namen von Städten und Flüſſen anfüllt, die es unaufhörlich verwechſelt und alle Tage von neuem lernt, heißt das ſein Gedächtniß zum Vortheil ſeines Verſtandes bilden?

Wenn alles das unnüz wäre, ſo würde ich mich nicht ſo ſehr darüber beklagen; aber iſt es nicht ſchädlich, wenn man das Kind mit Worten zufrieden ſeyn lehrt, und es glauben macht, es verſtehe Sachen, die es gar nicht begreifen kann? Muß nicht ein ſolcher Wuſt den erſten Begriffen nachtheilig ſeyn, die man dem Menſchen beibringen ſollte, und wäre es nicht beſſer kein Gedächtniß zu haben, als es mit Hintanſezzung der nöthigen Kenntniſſe mit lauter Wortkram anzufüllen? Nein, die Natur verlieh dem Gehöre der Kinder die Geſchwindigkeit, die es fähig macht, jede Art von Eindruk einzunehmen, nicht, damit man ihm Namen von Königen, Jahrszahlen, Kunſtwörter der Heraldik, der Aſtronomie, der Erdbeſchreibung und alle die Wörter, welche für dieſes Alter gar keinen Sinn und für kein Alter Nuzzen haben, und mit welchen man ihre traurige und unfruchtbare Kindheit belehrt, eingießen ſoll, ſondern damit ſich ihnen von allen Begriffen, welche ſich auf den Zuſtand des Menſchen beziehen, diejenigen, welche zu ihrem Glük beitragen, und ſie über ihre

Pflich-

Pflichten belehren, frühzeitig unauslöſchlicher einprägen und lehren, ſich ihr ganzes Leben hindurch auf eine ihrer Natur und ihren Kräften angemeſſene Art zu betragen.

Das Gedächtniß des Kindes bleibt nicht müßig, wenn daſſelbe auch nicht in Büchern ſtudirt; alles, was es ſieht und hört, macht auf daſſelbe Eindruk, und bleibt ihm erinnerlich; es führt bei ſich ſelbſt ein Verzeichniß über die Handlungen und Geſpräche der Menſchen, und alles, womit es umgeben iſt, wird zum Buche, woraus es beſtändig, ohne daran zu denken, ſein Gedächtniß bereichert, und das Erhaltene aufbewahrt, bis ſein Verſtand Nuzzen daraus ziehen kann. In der Wahl dieſer Gegenſtände, in der Sorge ihm immer die, welche es kennen muß, darzuſtellen und die, welche es nicht wiſſen ſoll, zu verbergen, beſteht die wahre Kunſt, ſeine erſte Fähigkeit auszubilden und hiedurch muß man ihm einen Vorrath von Kenntniſſen zu verſchaffen ſuchen, welche ihm während ſeiner Jugend zu ſeiner Erziehung, und zu jeder Zeit zu einem vernünftigen Betragen helfen. Dieſe Methode bringt zwar keine kleinen Wunder hervor und läßt die Lehrer und Lehrerinnen nicht glänzen, aber ſie bildet vernünftige und ſtarke Männer, welche geſund an Körper und Geiſt, wenn ſie ſchon in ihrer Jugend nicht Bewunderung erregt haben, dafür,

dafür, wenn ſie erwachſen ſind, Ehrfurcht für ſich einflößen.

Einer Mutter, welche nur ein wenig aufmerkſam iſt, und über die Neigungen ihrer Kinder wacht, fehlt es übrigens nicht an Mitteln, den Wunſch, dieſes oder jenes zu lernen, in ihnen rege zu machen, und ſie muß dieſe Mittel gern anwenden, ſo lange ſie ſich mit der völligen Freiheit der Kinder vertragen, ſie aber nicht hartnäkkig fortſezzen, wenn ſie die gewünſchte Wirkung nicht hervorbringen, denn zum Lernen iſt es noch immer Zeit, aber gute Anlagen einzupflanzen, muß man keinen Augenblik verlieren. Ich habe die Meinung von der Entwiklung der Vernunft, daß ich behaupte, daß, wenn ein Kind im zwölften Jahre noch gar nichts wüßte, es im funfzehnten doch die nemlichen Kenntniſſe hätte, abgeſehen davon, daß nichts entbehrlicher iſt, als Gelehrſamkeit und nichts nöthiger als Weisheit und Tugend.

Es iſt auſſerordentlich, welchen Einfluß die Wahl der Kleider und die Beweggründe dieſer Wahl auf die Kinder haben. Es verſprechen nicht allein blinde Mütter ihren Kindern ſchöne Kleider zur Belohnung, man hört ſogar thörichte Lehrer ihren Zöglingen mit einem gröbern und einfachern Anzug, wie mit einer Strafe drohen. — Wenn du nicht

nicht beſſer lernſt, nicht beſſer auf deine Sachen Achtung giebſt, ſo wird man dich wie dieſen Bauerjungen anziehen. — Das iſt gerade, wie wenn man ihnen ſagte: „Wiſſe daß der Menſch nur durch „ſeine Kleider etwas iſt, und daß dein ganzer Werth „in deinen Kleidern beſteht.“ Darf man ſich wundern, wenn ſolche vernünftige Lehren der Jugend einleuchten; wenn ſie nur ſchöne Kleider achtet, und das Verdienſt blos nach dem Aeuſſerlichen beurtheilt.

Durch ſchöne Kleider kann man glänzen, aber nur durch die Perſon gefallen. Unſer Puz iſt nicht wir ſelbſt und wenn er zu geſucht iſt, benimmt er oft die natürliche Anmuth und meiſtens fällt der, welcher aller Augen auf die Perſon zieht, die ihn trägt, am wenigſten in die Augen. Die Erziehung der jungen Mädchen iſt in dieſem Punkte ganz widerſinniſch. Man verſpricht ihnen Schmuk zur Belohnung, man flößt ihnen Liebe zu ausgeſuchtem Puz ein; „wie ſie ſo ſchön iſt“, ſagt man, wenn ſie gepuzt iſt, und man ſollte ſie vielmehr einſehen lehren, daß ſo viel Puz nur zum Bedekken der Fehler da iſt, und daß der wahre Tri umph der Schönheit iſt, durch ſich ſelbſt zu glänzen.

Von der Sorge der Frauen hängt die erſte Erziehung der Männer ab, von den Frauen hängen ihre Sitten, ihre Leidenſchaften, ihr Geſchmak, ihre

ihre Luſtbarkeiten, ſelbſt ihr Glük ab. Daher muß man bei der ganzen Erziehung der Mädchen auch auf die Männer Rükſicht nehmen. Ihnen gefallen, ihnen nüzlich ſeyn, ſich ihre Liebe und Achtung erwerben, ſie in der Jugend erziehen, für ſie Sorge tragen, wenn ſie groß ſind, ihnen rathen, ſie tröſten, ihnen das Leben verſüſſen, und angenehm machen, war von jeher Pflicht der Frauen, und dieſes muß man ſie von Jugend auf lehren. So lange man nicht nach dieſem Grundſaz handelt, handelt man zwekwidrig und alle Lehren, die man ihnen giebt, werden weder zu unſerm noch zu ihrem Glükke dienen.

Man muß jungen Mädchen nicht Furcht vor ihren Pflichten einflößen und das Joch erſchweren, welches ihnen die Natur auferlegt hat. Wenn man ihnen ihre Pflichten auseinander ſezt, muß man beſtimmt und verſtändlich ſeyn, ihnen nicht die Meinung beibringen, daß man Verdruß von ihrer Ausübung habe, und keine verdrießliche und grämliche Miene dazu machen. Ihr moraliſcher Unterricht muß ſo kurz als deutlich ſeyn, als ihr religiöſer, aber nicht ſo ernſthaft. Man zeige ihnen in dieſen nämlichen Pflichten die Quelle ihres Vergnügens und den Grund ihrer Rechte. Iſt es denn ſo mühſam zu lieben, um wieder geliebt zu werden, ſich liebenswürdig zu machen, um glüklich

zu

zu ſeyn, ſich in Achtung zu ſezzen, um Gehorſam zu finden, ſich ſelbſt zu ehren, um von andern geehrt zu werden? Wie ſchön, wie ehrwürdig, wie theuer dem Herzen des Mannes ſind dieſe Rechte, wenn die Frau ſie geltend zu machen verſteht? Man muß nicht Jahre, nicht Alter erwarten, um ihrer froh zu werden, ihre Herrſchaft fängt mit ihren Tugenden an, kaum enthüllen ſich ihre Reize ſo herrſcht ſie ſchon durch die Anmuth ihres Charakters und macht durch ihre Sittſamkeit Eindruk.

Man übertäubt oft die Ohren der Mädchen in Anſehung der wichtigſten Gegenſtände durch eine gewiſſe andächtelnde Sprache, aber ohne ſie zu überzeugen. Dieſe ihren Begriffen ganz unangemeſſene Sprache und das geringe Gewicht, das ſie ihr bei ſich ſelbſt beilegen, macht, daß ſie ihren Meinungen leicht nachgeben, weil ſie keine von der Sache ſelbſt hergenommene Beweggründe dagegen haben. Ein vernünftig und gottesfürchtig erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel ſtarke Waffen gegen Anfechtungen, hingegen die, der man das Herz oder vielmehr die Ohren mit einem myſtiſchen Geſchwäzze angefüllt hat, wird unfehlbar eine Beute des erſten geſchikten Verführers, der ſich an ſie macht. Nie wird eine junge ſchöne Perſon ihren Körper gering ſchäzzen, nie wird ſie ſich

auf-

aufrichtig über die groſsen Sünden betrüben, welche ihre Schönheit veranlaßt, nie wird ſie aufrichtig und vor Gott beweinen, daß ſie ein Gegenſtand böſer Begierden ſey, nie wird ſie bei ſich ſelbſt glauben können, daß das ſüßeſte Gefühl ihres Herzens eine Erfindung des Satans ſey. Man muß ihr andere innere Gründe geben, die es auch für ſie ſind, denn jene werden nichts ausrichten. Noch ſchlimmer wird es ſeyn, wenn man, wie meiſtens geſchieht, ihre Begriffe in Widerſpruch miteinander bringt, und nachdem man ſie erniedrigt hat, indem man ihren Körper und ihre Reize als von Sünden beſudelt, herabſezt, ſie wieder den nämlichen Körper, den man ihr ſo verächtlich gemacht hat, als den Tempel Chriſti ehren heißt. Zu erhabene und zu niedrige Gedanken ſind gleich unbefriedigend, und können nicht neben einander beſtehen; die Gründe müſſen dem Faſſungsvermögen des Alters und Geſchlechts angemeſſen ſeyn. Die Achtung für die Pflicht hat nur Kraft, wenn man Beweggründe zu ihrer Erfüllung damit verbindet.

Will man daher jungen Mädchen Liebe zu guten Sitten beibringen, ſo predige man ihnen nicht unaufhörlich vor, ſey weiſe, ſondern bringe ihnen Intereſſe bei, es zu ſeyn; man lehre ſie den ganzen Werth der Weisheit fühlen und ſie werden

ſie

zu ſeyn, ſich in Achtung zu ſezzen, um Gehorſam zu finden, ſich ſelbſt zu ehren, um von andern geehrt zu werden? Wie ſchön, wie ehrwürdig, wie theuer dem Herzen des Mannes ſind dieſe Rechte, wenn die Frau ſie geltend zu machen verſteht? Man muß nicht Jahre, nicht Alter erwarten, um ihrer froh zu werden, ihre Herrſchaft fängt mit ihren Tugenden an, kaum enthüllen ſich ihre Reize ſo herrſcht ſie ſchon durch die Anmuth ihres Charakters und macht durch ihre Sittſamkeit Eindruk.

Man übertäubt oft die Ohren der Mädchen in Anſehung der wichtigſten Gegenſtände durch eine gewiſſe andächtelnde Sprache, aber ohne ſie zu überzeugen. Dieſe ihren Begriffen ganz unangemeſſene Sprache und das geringe Gewicht, das ſie ihr bei ſich ſelbſt beilegen, macht, daß ſie ihren Meinungen leicht nachgeben, weil ſie keine von der Sache ſelbſt hergenommene Beweggründe dagegen haben. Ein vernünftig und gottesfürchtig erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel ſtarke Waffen gegen Anfechtungen, hingegen die, der man das Herz oder vielmehr die Ohren mit einem myſtiſchen Geſchwäzze angefüllt hat, wird unfehlbar eine Beute des erſten geſchikten Verführers, der ſich an ſie macht. Nie wird eine junge ſchöne Perſon ihren Körper gering ſchäzzen, nie wird ſie ſich

auf-

aufrichtig über die groſsen Sünden betrüben, welche ihre Schönheit veranlaßt, nie wird ſie aufrichtig und vor Gott beweinen, daß ſie ein Gegenſtand böſer Begierden ſey, nie wird ſie bei ſich ſelbſt glauben können, daß das ſüßeſte Gefühl ihres Herzens eine Erfindung des Satans ſey. Man muß ihr andere innere Gründe geben, die es auch für ſie ſind, denn jene werden nichts ausrichten. Noch ſchlimmer wird es ſeyn, wenn man, wie meiſtens geſchieht, ihre Begriffe in Widerſpruch miteinander bringt, und nachdem man ſie erniedrigt hat, indem man ihren Körper und ihre Reize als von Sünden beſudelt, herabſezt, ſie wieder den nämlichen Körper, den man ihr ſo verächtlich gemacht hat, als den Tempel Chriſti ehren heißt. Zu erhabene und zu niedrige Gedanken ſind gleich unbefriedigend, und können nicht neben einander beſtehen; die Gründe müſſen dem Faſſungsvermögen des Alters und Geſchlechts angemeſſen ſeyn. Die Achtung für die Pflicht hat nur Kraft, wenn man Beweggründe zu ihrer Erfüllung damit verbindet.

Will man daher jungen Mädchen Liebe zu guten Sitten beibringen, ſo predige man ihnen nicht unaufhörlich vor, ſey weiſe, ſondern bringe ihnen Intereſſe bei, es zu ſeyn; man lehre ſie den ganzen Werth der Weisheit fühlen und ſie werden

ſie

ſie lieben; es iſt nicht genug, wenn ſie dieſes Intereſſe nur für die Zukunft bekommen, man zeige ihnen, daß der jezzige Augenblik, die Verhältniſſe ihres Alters, der Charakter ihrer Liebhaber es ihnen nöthig macht. Man entwerfe das Bild des rechtſchaffenen verdienſtvollen Mannes, lehre ſie ihn erkennen, lieben und um ihrer ſelbſt willen lieben, und beweiſe ihnen, daß nur er Freundinnen, Gattinnen oder Geliebte glüklich machen kann. Man leite die Tugend aus der Vernunft ab, man laſſe ſie fühlen, daß die Herrſchaft ihres Geſchlechts und ihr ganzes Uebergewicht nicht allein von ihrer guten Aufführung, von ihrer Sittlichkeit, ſondern auch von der der Männer abhängt, daß ſie wenig Gewalt über feile niedrige Seelen haben, und daß man ſeiner Geliebten nur dienen kann, wenn man die Tugend ehrt. Man darf gewiß ſeyn, daß man ihnen dann durch eine Schilderung der Sitten unſerer Tage eine aufrichtige Abneigung gegen dieſelben einflößt, daß ſie Leute nach der Mode verachten, ſobald man ſie ihnen zeigt, daß ſie Abſcheu gegen die Grundſäzze derſelben, Abneigung gegen ihre Gefühle und Verachtung gegen ihre leeren Schmeicheleien bekommen, und daß man ihnen einen edleren Ehrgeiz beibringt, den Ehrgeiz, über große und erhabene Seelen zu herrſchen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, die über Männer herrſchen wollten.

Die

Sitten unſerer Zeit.

In einem gelehrten Jahrhundert herrſcht ein ſolcher Geſchmak, daß ſich nur Gelehrſamkeit, Kopf und Muth unſere Bewunderung erwerben, ſtille beſcheidene Tugend aber immer nicht geehrt wird. Wie blind ſind wir nicht mitten unter ſo vielem Licht! Opfer unſers thörichten Beifalls, werden wir nie lernen, welchen Haß und welche Verachtung jeder Menſch verdient, der den Kopf und die Anlagen, die ihm die Natur verlieh, zum Unglük des Menſchengeſchlechts misbraucht.

Die Alten hatten Helden und auf ihrer Schaubühne wurden Menſchen vorgeſtellt, wir hingegen ſehen nichts als Helden auf dem Theater und haben kaum Menſchen in der Wirklichkeit. Die Alten ſprachen nicht mit ſo ſchönen Worten von Menſchlichkeit, aber ſie verſtunden ſie beſſer auszuüben. Man könnte eine Anecdote, die Plutarch erzählt und die ich mich nicht enthalten kann, abzuſchreiben, auf ſie und uns anwenden. Ein Greis in Athen ſuchte beim Schauſpiel einen Plaz und fand keinen; junge Leute, die ihn in Verlegenheit ſehen, winken ihn, er kömmt; ſie aber ſchlieſſen ſich an einander an und ſpotten über ihn. Der gute Mann kömmt ſo verlegen und unter ſtetem Spottgelächter der ſaubern Jugend im Theater

herum. Die Geſandten von Sparta bemerken es, ſtehen ſogleich auf und laſſen den alten Mann auf eine ehrenvolle Art unter ſich ſezzen. Dieſe Handlung bemerkte das ganze Haus, und klatſchte ihr allgemeinen Beifall zu. „Ach wie ſchlimm!“ rief der Greis mit ſchmerzlichem Tone aus, „die Athenienſer wiſſen was recht iſt, aber die Lacedämonier thun es.‘ — So iſt es mit der Philoſophie der Neuern und den Sitten der Alten.

Ich habe bemerkt, daß die Leute, welche öffentliche Ungerechtigkeiten am ruhigſten anſehen, bei dem mindeſten Unrechte, das ihnen widerfährt, immer den größten Lärm machen, und daß ſie ihre Philoſophie nur anwenden, wenn ſie ſie für ſich ſelbſt brauchen. Sie gleichen jenem Irrländer, der nicht aufſtehen wollte, ob es gleich im Hauſe brannte. „Es iſt Feuer im Hauſe,“ rief man ihm zu — Was kümmert es mich, erwiederte er, ich bin nur Miethsmann. — Endlich drang das Feuer bis zu ihm. Sogleich ſpringt er auf, rennt, ſchreit, iſt in der größten Unruhe, und fängt nun an zu begreifen, daß man ſich manchmal um ein Haus, worinn man wohnt, bekümmern müſſe, wenn es auch nicht uns gehört.

In großen Städten iſt die Geſellſchaft ſo allgemein und vermiſcht, daß kein Zufluchtsort für die Einſamkeit übrig bleibt, und daß man in ſeinem

nem eigenen Hauſe unter den Leuten iſt. Indem man mit jedermann lebt, hat man keine Familie, kennt kaum ſeine nächſten Verwandten, und ſieht ſie wie Fremde an. Die Einfachheit der häußlichen Sitten erlöſcht mit der lieblichen Vertraulichkeit, welche ſie hauptſächlich angenehm machte.

Die franzöſiſche Artigkeit iſt vorſichtig und behutſam, und richtet ſich dem Grade nach blos nach dem Aeuſſern; die der Menſchlichkeit iſt über die kleinen Gefälligkeiten hinweg, und ſucht ihren Ruhm nicht darinn, auf den erſten Anblik Rang und Stand zu unterſcheiden, ſondern achtet überhaupt jeden, der Menſch iſt.

Ich ſehe, daß man keine anſtändigere Sprache einführen könnte, als die unſeres Zeitalters, und dieſe fällt mir auf; aber ich ſehe auch, daß man keine verderbteren Sitten haben könnte und dieß ärgert mich. Denken wir nun rechtſchaffene Leute geworden zu ſeyn, weil wir dadurch, daß wir unſern Laſtern wohlanſtändige Namen geben, gelernt haben, nicht mehr darüber zu erröthen?

Ein Bewohner ferner Gegenden, der ſich nach dem Zuſtande unſerer Wiſſenſchaften, der Vollkommenheit unſerer Künſte, der Anſtändigkeit in unſern Schauſpielen, der Artigkeit unſers Betragens, der Freundlichkeit in unſern Reden, den be-

ſtändigen Verſicherungen des Wohlwollens und dem lärmenden Zuſammenlaufen von Menſchen jedes Alters und Standes, die vom Morgen bis in die Nacht eifrig bemüht ſcheinen, einander Dienſte zu leiſten, einen Begriff von den Europäiſchen Sitten machen wollte, dieſer Fremde, ſage ich, würde uns Sitten zuſchreiben, die denen, die wir haben, gerade entgegengeſezt wären.

Heutzutage, da ſpizfündigere Unterſuchungen und ein verfeinerter Geſchmak die Kunſt zu gefallen auf Grundſäzze zurükgeführt haben, herrſcht eine leere und trügeriſche Einförmigkeit in unſern Sitten, und alle Köpfe ſcheinen in eine Form gegoſſen zu ſeyn; bald fodert die Höflichkeit dieſes, der Wohlſtand jenes, unaufhörlich folgt man Gebräuchen, nie ſeinem eigenen Kopf; man wagt nicht mehr zu ſcheinen, was man iſt, man muß, um ſeinen Freund kennen zu lernen, auf wichtige Gelegenheiten warten, das heißt, bis es zu ſpät iſt.

Ein Lehrer zu Lacädemon, den man ſpottend fragte, was er ſeinem Schüler lehre, erwiederte, „ich lehre ihn lieben, was recht iſt". Wenn ich bei uns einen ſolchen Mann anträfe, ſo würde ich ihm ins Ohr ſagen: hüte dich wohl, dies zu ſagen, ſonſt bekömmſt du keine Schüler, ſage lieber, du lehreſt ſie angenehm ſchwazzen, und ich ſtehe dafür, du machſt dein Glük.

Statt

Statt der Wappen die man ſonſt an die Kutſchen mahlte, ſchmükt man ſie jezt mit großen Koſten, mit unzüchtigen Malereien, wie wenn es ſchöner wäre, ſich den Vorübergehenden für einen Menſchen von ſchlechten Sitten als für einen Mann von Stande anzukündigen. Empörend iſt es, daß Frauen dieſe Gewohnheit eingeführt haben und ſie erhalten. Ein weiſer Mann, dem man eine Chaiſe der Art zeigen würde, verließe den, der ſie ihm anböte, ſobald er nur die Augen auf die Schläge geworfen hätte, mit den Worten: „du mußt dieſe „Chaiſe Hofdamen zeigen, ein ehrbarer Mann „würde es nicht wagen, ſich ihrer zu bedienen.

In der großen Welt giebt es keine Tugend, alles iſt nur leerer Schein; es giebt keine Verbrechen, weil man ſie nicht leicht beweiſen kann, ſogar der Beweis würde verlacht werden, weil ihnen die Gewohnheit ein Anſehen giebt; daher iſt die Schwachheit einer jungen Liebenden ein unverzeihliches Verbrechen, während der Ehebruch einer Frau mit dem gelinden Namen einer Galanterie belegt wird. Wenn man verheirathet iſt, entſchädigt man ſich ohne Scheu für den kurzen Zwang, unter dem man als Mädchen lebte.

Da das Menſchengeſchlecht eines Zeitalters nicht das eines andern iſt, ſo iſt der Grund, warum Diogenes keinen Menſchen fand, der, weil er

er unter ſeinen Zeitgenoſſen einen Menſchen aus einer Zeit ſuchte, die nicht mehr war; ſo ſtarb Cato mit Rom und der Freiheit, weil er nicht in ſein Jahrhundert gehörte, und ſo brachte der größte Mann die Welt nur zur Bewunderung, da er ſie fünfhundert Jahre vorher beherrſcht hätte.

Einer der beliebteſten Gegenſtände der Unterhaltung in der großen Welt iſt das Mitgefühl, aber unter dieſem Wort darf man nicht eine liebreiche Ergießung am Buſen der Liebe oder der Freundſchaft verſtehen. Es iſt ein unter erhabene allgemeine Regeln gebrachte und durch die ausgeſuchteſten Feinheiten der Metaphyſik zur Quinteſſenz gemachtes Gefühl; es ſind unbegreifliche Spizfindigkeiten. Es geht hier mit dem Mitleiden, wie den Pedanten mit dem Homer, welche ihm tauſend eingebildete Schönheiten andichten, weil ſie die wahren nicht fühlen. Auf dieſe Art verſchwendet man alles Mitleiden nur im Geiſt und giebt ſo viel im Geſpräch weg, daß man keines mehr zu den Handlungen übrig behält. Das, was fehlt, erſezt der Wohlſtand, und man thut aus Gewohnheit faſt das nämliche, was man aus Mitgefühl thun würde; wenigſtens ſo lange es nur Worte und einen kurzen Zwang koſtet, den man ſich anthut, um ſich in einen guten Ruf zu bringen, denn wenn die Aufopferungen ſo weit gehen, daß ſie lan-

ihre Luſtbarkeiten, ſelbſt ihr Glük ab. Daher muß man bei der ganzen Erziehung der Mädchen auch auf die Männer Rükſicht nehmen. Ihnen gefallen, ihnen nüzlich ſeyn, ſich ihre Liebe und Achtung erwerben, ſie in der Jugend erziehen, für ſie Sorge tragen, wenn ſie groß ſind, ihnen rathen, ſie tröſten, ihnen das Leben verſüſſen, und angenehm machen, war von jeher Pflicht der Frauen, und dieſes muß man ſie von Jugend auf lehren. So lange man nicht nach dieſem Grundſaz handelt, handelt man zwekwidrig und alle Lehren, die man ihnen giebt, werden weder zu unſerm noch zu ihrem Glükke dienen.

Man muß jungen Mädchen nicht Furcht vor ihren Pflichten einflößen und das Joch erſchweren, welches ihnen die Natur auferlegt hat. Wenn man ihnen ihre Pflichten auseinander ſezt, muß man beſtimmt und verſtändlich ſeyn, ihnen nicht die Meinung beibringen, daß man Verdruß von ihrer Ausübung habe, und keine verdrießliche und grämliche Miene dazu machen. Ihr moraliſcher Unterricht muß ſo kurz als deutlich ſeyn, als ihr religiöſer, aber nicht ſo ernſthaft. Man zeige ihnen in dieſen nämlichen Pflichten die Quelle ihres Vergnügens und den Grund ihrer Rechte. Iſt es denn ſo mühſam zu lieben, um wieder geliebt zu werden, ſich liebenswürdig zu machen, um glüklich

zu

zu ſeyn, ſich in Achtung zu ſezzen, um Gehorſam zu finden, ſich ſelbſt zu ehren, um von andern geehrt zu werden? Wie ſchön, wie ehrwürdig, wie theuer dem Herzen des Mannes ſind dieſe Rechte, wenn die Frau ſie geltend zu machen verſteht? Man muß nicht Jahre, nicht Alter erwarten, um ihrer froh zu werden, ihre Herrſchaft fängt mit ihren Tugenden an, kaum enthüllen ſich ihre Reize ſo herrſcht ſie ſchon durch die Anmuth ihres Charakters und macht durch ihre Sittſamkeit Eindruk.

Man übertäubt oft die Ohren der Mädchen in Anſehung der wichtigſten Gegenſtände durch eine gewiſſe andächtelnde Sprache, aber ohne ſie zu überzeugen. Dieſe ihren Begriffen ganz unangemeſſene Sprache und das geringe Gewicht, das ſie ihr bei ſich ſelbſt beilegen, macht, daß ſie ihren Meinungen leicht nachgeben, weil ſie keine von der Sache ſelbſt hergenommene Beweggründe dagegen haben. Ein vernünftig und gottesfürchtig erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel ſtarke Waffen gegen Anfechtungen, hingegen die, der man das Herz oder vielmehr die Ohren mit einem myſtiſchen Geſchwäzze angefüllt hat, wird unfehlbar eine Beute des erſten geſchikten Verführers, der ſich an ſie macht. Nie wird eine junge ſchöne Perſon ihren Körper gering ſchäzzen, nie wird ſie ſich auf-

In dem Verhältniß, in welchem Betriebſamkeit in Künſten des Luxus zunimmt und in Flor kommt, muß Vernachläßigung der nothwendigſten Künſte, des Akkerbaus und dergleichen entſtehen; daher kömmt es, daß der Bauer, verachtet, mit Auflagen, die zur Unterhaltung des Luxus nöthig ſind, belaſtet, und verdammt, ſein Leben unter Arbeit und Hunger hinzubringen, ſeine Felder verläßt, um in den Städten das Brod zu ſuchen, das er dahin bringen ſollte; ſo bleiben die Aekker brach liegen, die Landſtraßen werden mit unglüklichen Bürgern angefüllt, die Bettler oder Räuber wurden und deren Loos iſt, eines Tags ihr elendes Leben auf dem Rad oder ſonſt in den erbärmlichſten Umſtänden zu enden. Dieß iſt die wahre Wirkung, welche aus den Fortſchritten der Künſte und des Luxus entſpringt, dieß ſind die traurigen Urſachen alles Unglüks, worein die geprieſenſten Nationen endlich durch Schwelgerei geſtürzt werden; ſo ſchwächt und entvölkert ſich der Staat auf einer Seite, indem er ſich auf der andern bereichert, und ſo werden endlich die mächtigſten Reiche, nachdem ſie ſich viele Mühe gegeben haben, ſich reich und unbebaut zu machen, ein Raub armer Völker, die der gefährlichen Verſuchung, ſich ihrer zu bemächtigen, nicht mehr widerſtehen können.

Der

ſie lieben; es iſt nicht genug, wenn ſie dieſes Intereſſe nur für die Zukunft bekommen, man zeige ihnen, daß der jezzige Augenblik, die Verhältniſſe ihres Alters, der Charakter ihrer Liebhaber es ihnen nöthig macht. Man entwerfe das Bild des rechtſchaffenen verdienſtvollen Mannes, lehre ſie ihn erkennen, lieben und um ihrer ſelbſt willen lieben, und beweiſe ihnen, daß nur er Freundinnen, Gattinnen oder Geliebte glüklich machen kann. Man leite die Tugend aus der Vernunft ab, man laſſe ſie fühlen, daß die Herrſchaft ihres Geſchlechts und ihr ganzes Uebergewicht nicht allein von ihrer guten Aufführung, von ihrer Sittlichkeit, ſondern auch von der der Männer abhängt; daß ſie wenig Gewalt über feile niedrige Seelen haben, und daß man ſeiner Geliebten nur dienen kann, wenn man die Tugend ehrt. Man darf gewiß ſeyn, daß man ihnen dann durch eine Schilderung der Sitten unſerer Tage eine aufrichtige Abneigung gegen dieſelben einflößt, daß ſie Leute nach der Mode verachten, ſobald man ſie ihnen zeigt, daß ſie Abſcheu gegen die Grundſäzze derſelben, Abneigung gegen ihre Gefühle und Verachtung gegen ihre leeren Schmeicheleien bekommen, und daß man ihnen einen edleren Ehrgeiz beibringt, den Ehrgeiz, über große und erhabene Seelen zu herrſchen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, die über Männer herrſchen wollten.

Sitten unſerer Zeit.

In einem gelehrten Jahrhundert herrſcht ein ſolcher Geſchmak, daß ſich nur Gelehrſamkeit, Kopf und Muth unſere Bewunderung erwerben, ſtille beſcheidene Tugend aber immer nicht geehrt wird. Wie blind ſind wir nicht mitten unter ſo vielem Licht! Opfer unſers thörichten Beifalls, werden wir nie lernen, welchen Haß und welche Verachtung jeder Menſch verdient, der den Kopf und die Anlagen, die ihm die Natur verlieh, zum Unglük des Menſchengeſchlechts misbraucht.

Die Alten hatten Helden und auf ihrer Schaubühne wurden Menſchen vorgeſtellt, wir hingegen ſehen nichts als Helden auf dem Theater und haben kaum Menſchen in der Wirklichkeit. Die Alten ſprachen nicht mit ſo ſchönen Worten von Menſchlichkeit, aber ſie verſtunden ſie beſſer auszuüben. Man könnte eine Anecdote, die Plutarch erzählt und die ich mich nicht enthalten kann, abzuſchreiben, auf ſie und uns anwenden. Ein Greis in Athen ſuchte beim Schauſpiel einen Plaz und fand keinen; junge Leute, die ihn in Verlegenheit ſehen, winken ihn, er kömmt; ſie aber ſchlieſſen ſich an einander an und ſpotten über ihn. Der gute Mann kömmt ſo verlegen und unter ſtetem Spottgelächter der ſaubern Jugend im Theater

 her=

und lieber feine Wolluſt, als Prahlerei zeigen. Ich würde aus dem ungeheuern Ueberfluß von Gütern, welche die Erde bedekken, herausſuchen, was mir am angenehmſten wäre und am beſten für mich taugte. Deßwegen würde ich mir mit meinem Reichthum zuerſt Muße und Freiheit kaufen, ſo wie Geſundheit, — wenn man dieſe kaufen könnte; da man ſie aber nur durch Mäßigkeit erhalten kann, und es ohne Geſundheit kein wahres Vergnügen auf der Welt giebt, ſo wäre ich aus Hang zur Wolluſt mäßig.

Ich würde immer ſo nah als möglich bei der Natur bleiben, wenn ich die Summe, die ſie mir verlieh, küzelte in der feſten Ueberzeugung, daß ich deſto mehr eigentlichen Genuß hätte, je mehr ich ihn von ihr empfienge. In der Wahl der nachzuahmenden Gegenſtände würde ich immer ſie mir zum Muſter nehmen, in meinen Begierden würde ich ihr den Vorzug geben, bei Sachen des Geſchmaks würde ich immer ſie zu Rath ziehen, zu meinen Speiſen, möchte ich immer die am liebſten, welche ſie zum größten Theil zubereitet und die durch die wenigſten Hände gehen, ehe ſie auf unſere Tafeln kommen; auf dieſe Art würde ich den Verfälſchungen des Betrugs entgehen und ſtets dem Vergnügen entgegen kommen.

Um

Um gut bedient zu werden, würde ich wenige Bediente halten. Ein Bürger wird von ſeinem einzigen Diener beſſer bedient, als ein Herzog von zehn Herren, die ihn umgeben.

Ich würde nicht zu den Kaufleuten ſchikken, ich gienge ſelbſt hin. Ich gienge zu ihnen, daß meine Leute nicht vor mir handelten, daß ich beſſer wählen und wohlfeiler kaufen könnte; ich gienge hin, um mir jene angenehme Beſchäftigung zu machen, um ein wenig zu ſehen, was auſſer mir vorgeht, welches Erhohlung und manchmal wohl Belehrung gewährt; endlich gienge ich hin, um zu gehen; ſchon dieß iſt etwas; bei einem Leben, wobei man zu viel ſizt, bekömmt man leicht lange Weile; wenn man viel geht, hat man ſelten lange Weile.

Ein Thorhüter und ein Kammerdiener ſind ſchlechte Dollmetſcher, ich möchte nicht immer dieſe Leute zwiſchen mir und der übrigen Welt haben, noch immer mit dem Geraſſel eines Wagens einher kommen, wie wenn ich angepakt zu werden fürchtete. Die Pferde eines Menſchen, der ſeine Füſſe gebraucht, ſind immer angeſpannt, wenn ſie müde oder krank ſind, fühlt er es wie alle andere, und hat nicht nöthig, wegen dieſes Vorwands zu Hauſe zu bleiben, wenn ſich ſein Kutſcher einen guten Tag machen will. Kurz da uns, wir möch-

möchten auch wichtiger als Alexander und reicher als Crösus seyn, niemand so gut bedient, als wir selbſt, ſo müſſen wir uns von andern nur ſolche Dienſte leiſten laſſen, die wir nicht ſelbſt thun können.

Ich möchte keinen Pallaſt zur Wohnung haben, denn ich würde doch nur ein Zimmer in demſelben bewohnen, und alles, was gemeinſchaftlich iſt, gehört niemand. Die Welt iſt ein Pallaſt, der ſchön genug iſt; und ſteht dem Reichen nicht alles zu Dienſte, was er haben will? Sein Land iſt allenthalben, wohin er ſeinen Geldkaſten bringen kann, wie Philipp jede Feſtung für sein hielt, wohin ein mit Geld beladener Mauleſel kommen konnte. Warum ſoll man ſich denn zwiſchen Mauern und Thüren einſchlieſſen, wie wenn man ewig eingekerkert bleiben müßte? Vertreibt mich eine anſtekkende Krankheit, ein Krieg von einem Ort, ſo gehe ich an einen andern und finde immer meine Wohnung vor mir da. Warum ſoll ich mir die Mühe geben, mir ſelbſt eine bauen zu laſſen, während man in der ganzen Welt für mich baut. Warum ſoll ich, da mein Leben ſo ſchnell dahin eilt, mir Genüſſe, die ich heute gleich haben kann, erſt für eine ferne Zukunft zubereiten? So lange man immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt iſt, kann man ſich das Leben nie angenehm machen.

Das

Das einzige Band meiner Geſellſchaften wäre gegenſeitige Zuneigung, Uebereinſtimmung des Geſchmaks, Gleichheit des Charakters; ich würde mich ihnen als Menſch nicht als Reicher hingeben und nie dulden, daß ihre Annehmlichkeiten durch Eigennuz vergiftet würden. Meine Dienſtleiſtungen und Wohlthaten würden ſich weit verbreiten, aber um mich her wollte ich eine Geſellſchaft, — keinen Hof, Freunde — nicht Clienten haben; ich wäre nicht der Patron meiner Gäſte, ſondern ihr Wirth. Unabhängigkeit und Gleichheit würde in meinen Verbindungen das aufrichtigſte Wohlwollen geſtatten, und wo Pflicht und Eigennuz keine Stimme hätte, würde nur Vergnügen und Freundſchaft herrſchen.

So wie ich Bürger unter Bürgern wäre, ſo wäre ich Landmann auf dem Lande, und wenn ich vom Akkerbau ſpräche, ſollte ſich der Bauer nicht luſtig über mich machen. Ich würde mir keine Stadt auf dem Lande bauen, und nicht mitten in einer Provinz die Thuillerien vor mein Zimmer bringen. Auf dem Abhange eines angenehmen ſchattigten Hügels würde ich ein kleines Landhaus haben, weiß mit grünen Läden, ein Hünerhof immer mein Hof, ein Küchengarten mein Garten, ein artiger Baumgarten mein Park; meine karge Prachtliebe würde nicht ſtolze Spaliere, die man kaum zu berühren wagt, zur Schau ausſtellen.

Ich würde hier eine mehr ausgeſuchte als zahlreiche Geſellſchaft verſammeln, Freunde, die das Vergnügen liebten und ſich darinn verſtänden; Frauen, die aus ihrem Lehnſtuhl herausgehen und ländliche Spiele mitmachen, den Strikbeutel und die Karten mit der Leimruthe, der Angel, dem Rechen oder Winzerkorb vertauſchen könnten. Da wäre jeder ſtädtiſche Ton verbannt, die Bewegung eines thätigen Lebens würde uns einen ganz andern Magen und Geſchmak verſchaffen; alle unſere Mahlzeiten wären Feſte; Ueberfluß wäre angenehmer als Lekkerbiſſen, keine beſchwerlichen Bedienten würden unſere Geſpräche behorchen, unſere Gebährden bekritteln, uns jeden Biſſen mit gierigen Blikken in den Mund zählen, ſich ein Vergnügen daraus machen, uns aufs Trinken warten zu laſſen und über die lange Dauer der Mahlzeit murren; wir wären ſelbſt unſere Bedienten, um unſere Herren zu ſeyn.

Bis hieher, wird man ſagen, iſt alles allerliebſt, aber die Jagd! — Iſt man auch auf dem Lande, wenn man nicht jagt? — Ich verſtehe, ich wollte nur einen Meierhof und darinn fehlte ich. Ich nehme an, ich ſey reich, ich muß alſo ausſchlieſſende verderbliche Vergnügungen haben, da iſt es freilich etwas anders. Ich muß Landgüter, Waldungen, Leibwachen, Gülten, herrſchaftliche

liche Ehrenbezeugungen, vorzüglich Weihrauch und Weihwaſſer haben. Recht gut — aber dieſes Gut wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte halten, und fremde ſich anzumaßen wünſchen; unſere Leute werden ſich zanken, vielleicht auch die Herren ſelbſt; da haben wir Streit, Zank, Haß, allerwenigſtens Proceſſe, das iſt ſchon nicht recht angenehm. Meine Unterthanen werden nicht gern ihr Korn von meinen Haaſen und ihre Bohnen von meinen Schweinen umwühlen laſſen, und jeder wird ſeinen Feind, da er ihn nicht zu tödten wagt, wenigſtens von ſeinem Felde zu verjagen ſuchen; nachdem ſie den Tag über ihre Felder gebaut haben, werden ſie dieſelben bei Nacht bewachen müſſen; ſie werden große Hunde, Trommeln, Hörner, Schellen dazu nehmen und mit allen dieſem Getöſe meinen Schlaf ſtören; ich werde, ich mag wollen oder nicht, an das Unglük der armen Leute denken und mich nicht enthalten können, es mir vorzuwerfen. Daher würde ich alles Ausſchließende von meinen Vergnügungen verbannen, um ſie ohne Unannehmlichkeiten zu genießen. Ich werde alſo meinen Aufenthalt in einem Lande aufſchlagen, wo die Jagd jedermann frei ſteht, und wo ich dieſes Vergnügen ohne Schwierigkeiten haben kann. Das Wildpret wird ſeltener ſeyn, aber es wird mehr Geſchiklichkeit erfodern, es aufzuſuchen und mehr Vergnügen gewähren, es zu bekommen. Ich werde

Ich würde hier eine mehr ausgeſuchte als zahlreiche Geſellſchaft verſammeln, Freunde, die das Vergnügen liebten und ſich darinn verſtänden; Frauen, die aus ihrem Lehnſtuhl herausgehen und ländliche Spiele mitmachen, den Strikbeutel und die Karten mit der Leimruthe, der Angel, dem Rechen oder Winzerkorb vertauſchen könnten. Da wäre jeder ſtädtiſche Ton verbannt, die Bewegung eines thätigen Lebens würde uns einen ganz andern Magen und Geſchmak verſchaffen; alle unſere Mahlzeiten wären Feſte; Ueberfluß wäre angenehmer als Lekkerbiſſen, keine beſchwerlichen Bedienten würden unſere Geſpräche behorchen, unſere Gebährden bekritteln, uns jeden Biſſen mit gierigen Blikken in den Mund zählen, ſich ein Vergnügen daraus machen, uns aufs Trinken warten zu laſſen und über die lange Dauer der Mahlzeit murren; wir wären ſelbſt unſere Bedienten, um unſere Herren zu ſeyn.

Bis hieher, wird man ſagen, iſt alles allerliebſt, aber die Jagd! — Iſt man auch auf dem Lande, wenn man nicht jagt? — Ich verſtehe, ich wollte nur einen Meierhof und darinn fehlte ich. Ich nehme an, ich ſey reich, ich muß alſo ausſchlieſſende verderbliche Vergnügungen haben, da iſt es freilich etwas anders. Ich muß Landgüter, Waldungen, Leibwachen, Gülten, herrſchaftliche

liche Ehrenbezeugungen, vorzüglich Weihrauch und Weihwaſſer haben. Recht gut — aber dieſes Gut wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte halten, und fremde ſich anzumaßen wünſchen; unſere Leute werden ſich zanken, vielleicht auch die Herren ſelbſt; da haben wir Streit, Zank, Haß, allerwenigſtens Proceſſe, das iſt ſchon nicht recht angenehm. Meine Unterthanen werden nicht gern ihr Korn von meinen Haaſen und ihre Bohnen von meinen Schweinen umwühlen laſſen, und jeder wird ſeinen Feind, da er ihn nicht zu tödten wagt, wenigſtens von ſeinem Felde zu verjagen ſuchen; nachdem ſie den Tag über ihre Felder gebaut haben, werden ſie dieſelben bei Nacht bewachen müſſen; ſie werden große Hunde, Trommeln, Hörner, Schellen dazu nehmen und mit allen dieſem Getöſe meinen Schlaf ſtören; ich werde, ich mag wollen oder nicht, an das Unglük der armen Leute denken und mich nicht enthalten können, es mir vorzuwerfen. Daher würde ich alles Ausſchließende von meinen Vergnügungen verbannen, um ſie ohne Unannehmlichkeiten zu genießen. Ich werde alſo meinen Aufenthalt in einem Lande aufſchlagen, wo die Jagd jedermann frei ſteht, und wo ich dieſes Vergnügen ohne Schwierigkeiten haben kann. Das Wildpret wird ſeltener ſeyn, aber es wird mehr Geſchiklichkeit erfodern, es aufzuſuchen und mehr Vergnügen gewähren, es zu bekommen. Ich wer-

de mich an das Herzklopfen meines Vaters beim Auffliegen des erſten Rebhuhns und an ſein auſſerordentliches Vergnügen erinnern, als er den erſten Haaſen fand, welchen er den ganzen Tag geſucht hatte. Ja ich behaupte, daß er, wenn er blos von ſeinem Hunde begleitet, ſeine Flinte, Jagdtaſche und Pulverhorn nebſt der kleinen Beute auf dem Rükken, des Abends matt, müde und von Dornen zerſtochen zurükkam, vergnügter über ſein Tagewerk war, als alle die weibiſchen Jäger, die auf einem guten Pferd, von zwanzig geladenen Flinten begleitet, dieſe immer nur wechſeln und ſchieſſen, und ſo ohne Kunſt, ohne Ruhm und faſt ohne Leibesbewegung um ſich her morden. — Das Vergnügen iſt alſo nicht geringer, und die Unannehmlichkeiten, ſich bei ſeinen Rechten zu erhalten, Wilddiebe zu ſtrafen, Unglükliche zu quälen, werden vermieden. Gewiß ein wichtiger Vorzug. — Man mag Menſchen auf eine Art quälen, auf welche man will, ſo empfindet man immer üble Folgen davon; und das Wildpret wird über kurz oder lang durch die dauernden Verwünſchungen des Volks verbittert.

Noch einmal, ausſchlieſſende Vergnügungen ſind der Tod des Vergnügens. Die wahren Ergözlichkeiten ſind die, welche man mit dem Volke theilt, derer, die man allein haben will, wird man

nicht

nicht froh. Da die Mauern, welche ich um meinen Park herum aufgeführt habe, denſelben zu einem traurigen Verſchlag machen, ſo habe ich mich mit vielen Koſten nur um das Vergnügen des Spazierengehens gebracht und mich genöthiget es weiter weg zu ſuchen.

Der böſe Geiſt des Eigenthums vergiftet alles, was er berührt. Ein Reicher will allenthalben Herr ſeyn, und doch iſt es ihm nur wohl, wo er es nicht iſt. Daher iſt er gezwungen beſtändig zu fliehen. Ich würde im höchſten Stande thun, was ich ir meiner Armuth thue, Jezt reicher durch Güter anderer, als ich es je durch die meinigen wäre, bemächtige ich mich alles deſſen, was mir in der Nachbarſchaft taugt, ich bin der ausgemachteſte Eroberer, ich thue ſogar den Fürſten Eingriffe, ich bediene mich ohne Unterſchied aller offenen Ländereien, die mir gefallen, ich gebe ihnen Namen, ich mache aus der einen meinen Park, aus der andern meinen Raſenſiz, und bin ſo ihr Herr; ich gehe von nun an ungeſtraft darinn ſpazieren, komme immer hin, um meinen Beſiz zu behaupten, bediene mich des Bodens nach Gefallen zum Gehen und man wird mich nie überzeugen, daß dem, welcher den Titel eines Eigenthümers des Grundſtüks hat, das ich mir zu eigen mache, das Geld, das es ihm einbringt, mehr Nuzzen ſchaffe, als mir

N 2 ſein

ſein Gut verſchaft. Nekt man mich mit Gräben oder Zäunen, ſo kümmere ich mich wenig darum, ich nehme meinen Park auf die Schultern und verſezze ihn anderswohin; in den umliegenden Gegenden fehlt es nicht an Plaz und ich werde meine Nachbarn lange plündern können, ehe es mir an einem Zufluchtsort mangelt. So verſucht ſich der wahre Geſchmak angenehme Muße auszuſuchen; in dieſem Geiſte nur genießt man; alles andere iſt Täuſchung, Einbildung, thörichte Eitelkeit. Wer ſich von dieſen Regeln entfernt, wendet ſeinen Reichthum ſchlecht an, und wird nie den Werth ſeines Lebens zu ſchäzzen wiſſen.

Sind nicht alle geſellſchaftliche Vortheile nur für die Reichen und Mächtigen? Sind nicht alle einträglichen Aemter nur mit ihnen beſezt? Werden nicht alle Gnaden, alle Freiheiten ihnen vorbehalten? Iſt die Staatsgewalt nicht ihnen ganz günſtig? Wenn ein Mann von Anſehen ſeine Gläubiger betrügt, oder andere ſchlechte Streiche macht, darf er nicht immer ſicher auf Ungeſtraftheit rechnen? Sind nicht die Stokſchläge, die er austheilt, die Gewaltthätigkeiten, die er verübt, ſelbſt die Mordthaten, deren er ſich ſchuldig macht, lauter Dinge, die man verſchlafen läßt, und von denen man nach ſechs Monaten nicht mehr ſpricht? Wenn aber der nämliche Mann beſtohlen wird, ſo iſt die gan-

ganze Polizei in Bewegung und wehe den Unſchuldigen, die er im Verdacht hat. Reiſet er an gefährlichen Orten, ſo erhält er Bedekkung. Bricht die Achſe an ſeinem Wagen, ſo fliegt alles zu ſeiner Hülfe herbei. Macht man vor ſeiner Thüre Lärm, ſo ſpricht er ein Wort, und alles wird ſtill. Fällt ihm die Menge beſchwerlich, ſo winkt er, und alles wird ordentlich. Befindet ſich ein Fuhrmann auf ſeinem Wege, ſo ſind ſeine Leute ſogleich bei der Hand, ihn wegzuprügeln und lieber würden funfzig ehrliche Fußgänger, die ihren Geſchäften nachgehen, zertreten, als ein müßiger Taugenichts in ſeiner Equipage aufgehalten. Alle dieſe Rükſichten koſten ihn keinen Kreuzer, ſie ſind das Recht des reichen Mannes und dürfen nicht erſt durch den Reichthum erkauft werden. Wie ganz anders iſt die Lage des Armen! Je mehr ihm die Menſchheit ſchuldig iſt, deſto mehr verſagt ihm die Geſellſchaft, alle Thüren ſind ihm verſchloſſen, ſelbſt wenn er das Recht hat ſie aufzumachen; und wenn er manchmal Gerechtigkeit erhält, ſo koſtet es ihm mehr Mühe, als einem andern eine Gnade koſtet. Giebt es Frohndienſte zu verrichten, Soldaten auszuheben, ſo giebt man ihm den Vorzug, er trägt auſſer ſeinen eigenen Laſten, immer noch die ſeines reichen Nachbars mit, der ſo viel Einfluß hat, daß er ſich davon los machen kann; beim mindeſten Unglük, das ihm begegnet, verläßt ihn jeder,

wenn

ſein Gut verſchaft. Nekt man mich mit Gräben oder Zäunen, ſo kümmere ich mich wenig darum, ich nehme meinen Park auf die Schultern und verſezze ihn anderswohin; in den umliegenden Gegenden fehlt es nicht an Plaz und ich werde meine Nachbarn lange plündern können, ehe es mir an einem Zufluchtsort mangelt. So verſucht ſich der wahre Geſchmak angenehme Muße auszuſuchen; in dieſem Geiſte nur genießt man; alles andere iſt Täuſchung, Einbildung, thörichte Eitelkeit. Wer ſich von dieſen Regeln entfernt, wendet ſeinen Reichthum ſchlecht an, und wird nie den Werth ſeines Lebens zu ſchäzzen wiſſen.

Sind nicht alle geſellſchaftliche Vortheile nur für die Reichen und Mächtigen? Sind nicht alle einträglichen Aemter nur mit ihnen beſezt? Werden nicht alle Gnaden, alle Freiheiten ihnen vorbehalten? Iſt die Staatsgewalt nicht ihnen ganz günſtig? Wenn ein Mann von Anſehen ſeine Gläubiger betrügt, oder andere ſchlechte Streiche macht, darf er nicht immer ſicher auf Ungeſtraftheit rechnen? Sind nicht die Stokſchläge, die er austheilt, die Gewaltthätigkeiten, die er verübt, ſelbſt die Mordthaten, deren er ſich ſchuldig macht, lauter Dinge, die man verſchlafen läßt, und von denen man nach ſechs Monaten nicht mehr ſpricht? Wenn aber der nämliche Mann beſtohlen wird, ſo iſt die gan-

ganze Polizei in Bewegung und wehe den Unſchuldigen, die er im Verdacht hat. Reiſet er an gefährlichen Orten, ſo erhält er Bedekkung. Bricht die Achſe an ſeinem Wagen, ſo fliegt alles zu ſeiner Hülfe herbei. Macht man vor ſeiner Thüre Lärm, ſo ſpricht er ein Wort, und alles wird ſtill. Fällt ihm die Menge beſchwerlich, ſo winkt er, und alles wird ordentlich. Befindet ſich ein Fuhrmann auf ſeinem Wege, ſo ſind ſeine Leute ſogleich bei der Hand, ihn wegzuprügeln und lieber würden funfzig ehrliche Fußgänger, die ihren Geſchäften nachgehen, zertreten, als ein müßiger Taugenichts in ſeiner Equipage aufgehalten. Alle dieſe Rükſichten koſten ihn keinen Kreuzer, ſie ſind das Recht des reichen Mannes und dürfen nicht erſt durch den Reichthum erkauft werden. Wie ganz anders iſt die Lage des Armen! Je mehr ihm die Menſchheit ſchuldig iſt, deſto mehr verſagt ihm die Geſellſchaft, alle Thüren ſind ihm verſchloſſen, ſelbſt wenn er das Recht hat ſie aufzumachen; und wenn er manchmal Gerechtigkeit erhält, ſo koſtet es ihm mehr Mühe, als einem andern eine Gnade koſtet. Giebt es Frohndienſte zu verrichten, Soldaten auszuheben, ſo giebt man ihm den Vorzug, er trägt auſſer ſeinen eigenen Laſten, immer noch die ſeines reichen Nachbars mit, der ſo viel Einfluß hat, daß er ſich davon los machen kann; beim mindeſten Unglük, das ihm begegnet, verläßt ihn jeder,

wenn

wenn ſein armer Wagen umfällt, denkt niemand daran, ihm zu helfen; und er darf ſich glüklich ſchäzzen, wenn er dem Muthwillen der gepuzten Leute eines vorbeifahrenden jungen Vornehmen entgeht; kurz, er muß in der Noth jede freiwillige Hülfe entbehren, weil er ſie nicht bezahlen kann, und ich halte ihn für verloren, wenn er das Unglük hat, Rechtſchaffenheit, eine liebenswürdige Tochter und einen mächtigen Nachbar zu haben.

Der geſellſchaftliche Vertrag der beiden Stände iſt mit wenigen Worten folgender: Du haſt mich nöthig, denn ich bin reich und du biſt arm; wir wollen einen Vertrag mit einander machen, ich vergönne dir die Ehre, mich zu bedienen, unter der Bedingung, daß du mir das Wenige, was dir übrig iſt, für die Mühe giebſt, die es mir macht, daß ich dir befehle.

Sparſamkeit und Verwaltung des Hausweſens.

Ueberfluß an bloßen Nothwendigkeiten kann nicht in Misbrauch ausarten, weil das Nothwendige ſein natürliches Maaß hat, und man wahre Bedürfniſſe nie im Uebermaaß empfindet. Man kann den Preiß von zwanzig Kleidern auf eines wenden, und in einer Mahlzeit die Einkünfte eines

Um gut bedient zu werden, würde ich weni≈ ge Bediente halten. Ein Bürger wird von ſeinem einzigen Diener beſſer bedient, als ein Herzog von zehn Herren, die ihn umgeben.

Ich würde nicht zu den Kaufleuten ſchikken, ich gienge ſelbſt hin. Ich gienge zu ihnen, daß meine Leute nicht vor mir handelten, daß ich beſ≈ ſer wählen und wohlfeiler kaufen könnte; ich gien≈ ge hin, um mir jene angenehme Beſchäftigung zu machen, um ein wenig zu ſehen, was auſſer mir vorgeht, welches Erhohlung und manchmal wohl Belehrung gewährt; endlich gienge ich hin, um zu gehen; ſchon dieß iſt etwas; bei einem Le≈ ben, wobei man zu viel ſizt, bekömmt man leicht lange Weile; wenn man viel geht, hat man ſelten lange Weile.

Ein Thorhüter und ein Kammerdiener ſind ſchlechte Dollmetſcher, ich möchte nicht immer die≈ ſe Leute zwiſchen mir und der übrigen Welt haben, noch immer mit dem Geraſſel eines Wagens ein≈ her kommen, wie wenn ich angepakt zu werden fürchtete. Die Pferde eines Menſchen, der ſeine Füſſe gebraucht, ſind immer angeſpannt, wenn ſie müde oder krank ſind, fühlt er es wie alle andere, und hat nicht nöthig, wegen dieſes Vorwands zu Hauſe zu bleiben, wenn ſich ſein Kutſcher ei≈ nen guten Tag machen will. Kurz da uns, wir

möch≈

möchten auch wichtiger als Alexander und reicher als Crösus seyn, niemand so gut bedient, als wir selbſt, ſo müſſen wir uns von andern nur ſolche Dienſte leiſten laſſen, die wir nicht ſelbſt thun können.

Ich möchte keinen Pallaſt zur Wohnung haben, denn ich würde doch nur ein Zimmer in demſelben bewohnen, und alles, was gemeinſchaftlich iſt, gehört niemand. Die Welt iſt ein Pallaſt, der ſchön genug iſt; und ſteht dem Reichen nicht alles zu Dienſte, was er haben will? Sein Land iſt allenthalben, wohin er ſeinen Geldkaſten bringen kann, wie Philipp jede Feſtung für ſein hielt, wohin ein mit Geld beladener Mauleſel kommen konnte. Warum ſoll man ſich denn zwiſchen Mauern und Thüren einſchlieſſen, wie wenn man ewig eingekerkert bleiben müßte? Vertreibt mich eine anſtekkende Krankheit, ein Krieg von einem Ort, ſo gehe ich an einen andern und finde immer meine Wohnung vor mir da. Warum ſoll ich mir die Mühe geben, mir ſelbſt eine bauen zu laſſen, während man in der ganzen Welt für mich baut. Warum ſoll ich, da mein Leben ſo ſchnell dahin eilt, mir Genüſſe, die ich heute gleich haben kann, erſt für eine ferne Zukunft zubereiten? So lange man immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt iſt, kann man ſich das Leben nie angenehm machen.

Das

Das einzige Band meiner Geſellſchaften wäre gegenſeitige Zuneigung, Uebereinſtimmung des Geſchmaks, Gleichheit des Charakters; ich würde mich ihnen als Menſch nicht als Reicher hingeben und nie dulden, daß ihre Annehmlichkeiten durch Eigennuz vergiftet würden. Meine Dienſtleiſtungen und Wohlthaten würden ſich weit verbreiten, aber um mich her wollte ich eine Geſellſchaft, — keinen Hof, Freunde — nicht Clienten haben; ich wäre nicht der Patron meiner Gäſte, ſondern ihr Wirth. Unabhängigkeit und Gleichheit würde in meinen Verbindungen das aufrichtigſte Wohlwollen geſtatten, und wo Pflicht und Eigennuz keine Stimme hätte, würde nur Vergnügen und Freundſchaft herrſchen.

So wie ich Bürger unter Bürgern wäre, ſo wäre ich Landmann auf dem Lande, und wenn ich vom Akkerbau ſpräche, ſollte ſich der Bauer nicht luſtig über mich machen. Ich würde mir keine Stadt auf dem Lande bauen, und nicht mitten in einer Provinz die Thuillerien vor mein Zimmer bringen. Auf dem Abhange eines angenehmen ſchattigten Hügels würde ich ein kleines Landhaus haben, weiß mit grünen Läden, ein Hünerhof immer mein Hof, ein Küchengarten mein Garten, ein artiger Baumgarten mein Park; meine karge Prachtliebe würde nicht ſtolze Spaliere, die man kaum zu berühren wagt, zur Schau ausſtellen.

Ich

Ich würde hier eine mehr ausgeſuchte als zahlreiche Geſellſchaft verſammeln, Freunde, die das Vergnügen liebten und ſich darinn verſtünden; Frauen, die aus ihrem Lehnſtuhl herausgehen und ländliche Spiele mitmachen, den Strikbeutel und die Karten mit der Leimruthe, der Angel, dem Rechen oder Winzerkorb vertauſchen könnten. Da wäre jeder ſtädtiſche Ton verbannt, die Bewegung eines thätigen Lebens würde uns einen ganz andern Magen und Geſchmak verſchaffen; alle unſere Mahlzeiten wären Feſte; Ueberfluß wäre angenehmer als Lekkerbiſſen, keine beſchwerlichen Bedienten würden unſere Geſpräche behorchen, unſere Gebährden bekritteln, uns jeden Biſſen mit gierigen Blikken in den Mund zählen, ſich ein Vergnügen daraus machen, uns aufs Trinken warten zu laſſen und über die lange Dauer der Mahlzeit murren; wir wären ſelbſt unſere Bedienten, um unſere Herren zu ſeyn.

Bis hieher, wird man ſagen, iſt alles allerliebſt, aber die Jagd! — Iſt man auch auf dem Lande, wenn man nicht jagt? — Ich verſtehe, ich wollte nur einen Meierhof und darinn fehlte ich. Ich nehme an, ich ſey reich, ich muß alſo ausſchlieſſende verderbliche Vergnügungen haben, da iſt es freilich etwas anders. Ich muß Landgüter, Waldungen, Leibwachen, Gülten, herrſchaftliche

liche Ehrenbezeugungen, vorzüglich Weihrauch und Weihwaſſer haben. Recht gut — aber dieſes Gut wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte halten, und fremde ſich anzumaßen wünſchen; unſere Leute werden ſich zanken, vielleicht auch die Herren ſelbſt; da haben wir Streit, Zank, Haß, allerwenigſtens Proceſſe, das iſt ſchon nicht recht angenehm. Meine Unterthanen werden nicht gern ihr Korn von meinen Haaſen und ihre Bohnen von meinen Schweinen umwühlen laſſen, und jeder wird ſeinen Feind, da er ihn nicht zu tödten wagt, wenigſtens von ſeinem Felde zu verjagen ſuchen; nachdem ſie den Tag über ihre Felder gebaut haben, werden ſie dieſelben bei Nacht bewachen müſſen; ſie werden große Hunde, Trommeln, Hörner, Schellen dazu nehmen und mit allen dieſem Getöſe meinen Schlaf ſtören; ich werde, ich mag wollen oder nicht, an das Unglük der armen Leute denken und mich nicht enthalten können, es mir vorzuwerfen. Daher würde ich alles Ausſchließende von meinen Vergnügungen verbannen, um ſie ohne Unannehmlichkeiten zu genießen. Ich werde alſo meinen Aufenthalt in einem Lande aufſchlagen, wo die Jagd jedermann frei ſteht, und wo ich dieſes Vergnügen ohne Schwierigkeiten haben kann. Das Wildpret wird ſeltener ſeyn, aber es wird mehr Geſchiklichkeit erfodern, es aufzuſuchen und mehr Vergnügen gewähren, es zu bekommen. Ich werde

de mich an das Herzklopfen meines Vaters beim Auffliegen des erſten Rebhuhns und an ſein auſſerordentliches Vergnügen erinnern, als er den erſten Haaſen fand, welchen er den ganzen Tag geſucht hatte. Ja ich behaupte, daß er, wenn er blos von ſeinem Hunde begleitet, ſeine Flinte, Jagdtaſche und Pulverhorn nebſt der kleinen Beute auf dem Rükken, des Abends matt, müde und von Dornen zerſtochen zurükkam, vergnügter über ſein Tagewerk war, als alle die weibiſchen Jäger, die auf einem guten Pferd, von zwanzig geladenen Flinten begleitet, dieſe immer nur wechſeln und ſchieſſen, und ſo ohne Kunſt, ohne Ruhm und faſt ohne Leibesbewegung um ſich her morden. — Das Vergnügen iſt alſo nicht geringer, und die Unannehmlichkeiten, ſich bei ſeinen Rechten zu erhalten, Wilddiebe zu ſtrafen, Unglükliche zu quälen, werden vermieden. Gewiß ein wichtiger Vorzug. — Man mag Menſchen auf eine Art quälen, auf welche man will, ſo empfindet man immer üble Folgen davon; und das Wildpret wird über kurz oder lang durch die dauernden Verwünſchungen des Volks verbittert.

Noch einmal, ausſchlieſſende Vergnügungen ſind der Tod des Vergnügens. Die wahren Ergözlichkeiten ſind die, welche man mit dem Volke theilt, derer, die man allein haben will, wird man

nicht

nicht froh. Da die Mauern, welche ich um meinen Park herum aufgeführt habe, denſelben zu einem traurigen Verſchlag machen, ſo habe ich mich mit vielen Koſten nur um das Vergnügen des Spazierengehens gebracht und mich genöthiget es weiter weg zu ſuchen.

Der böſe Geiſt des Eigenthums vergiftet alles, was er berührt. Ein Reicher will allenthalben Herr ſeyn, und doch iſt es ihm nur wohl, wo er es nicht iſt. Daher iſt er gezwungen beſtändig zu fliehen. Ich würde im höchſten Stande thun, was ich in meiner Armuth thue. Jezt reicher durch Güter anderer, als ich es je durch die meinigen wäre, bemächtige ich mich alles deſſen, was mir in der Nachbarſchaft taugt, ich bin der ausgemachteſte Eroberer, ich thue ſogar den Fürſten Eingriffe, ich bediene mich ohne Unterſchied aller offenen Ländereien, die mir gefallen, ich gebe ihnen Namen, ich mache aus der einen meinen Park, aus der andern meinen Raſenſiz, und bin ſo ihr Herr; ich gehe von nun an ungeſtraft darinn ſpazieren, komme immer hin, um meinen Beſiz zu behaupten, bediene mich des Bodens nach Gefallen zum Gehen und man wird mich nie überzeugen, daß dem, welcher den Titel eines Eigenthümers des Grundſtüks hat, das ich mir zu eigen mache, das Geld, das es ihm einbringt, mehr Nuzzen ſchaffe, als mir

Stand ſezzen würden, einen treuen Diener zu belohnen, ſelbſt Nachtheil zu haben glauben, ſind ſie auch unfähig, einen Nachtheil, welchen ihm einer von ihnen zufügen will, anzuſehen, ohne ihn zu verhindern. Es iſt eine erhabene Polizei, welche das Handwerk dieſer feilen Seelen in ein Geſchäft voll Eifers, Redlichkeit und Muths verwandelt, daß es ſo edel, oder wenigſtens ſo löblich wird, als es bei den Römern war.

Nicht Herablaſſung der Herren, ſondern ihre Fehler machen ſie in den Augen der Diener verächtlich und übermüthige Bedienten laſſen eher auf einen laſterhaften als ſchwachen Herren ſchlieſſen, denn nichts macht ſie kühner, als wenn ſie um ſeine Laſter wiſſen, und jedes Laſter, das ſie an ihm entdekken, iſt in ihren Augen eine Befreiung vom Gehorſam gegen einen Mann, den ſie nicht achten können.

Die Diener ahmen dem Herrn nach, und da ſie dieß auf eine plumpe Art thun, ſo fallen die Fehler an ihnen auf, welche bei jenen durch den Firniß der Erziehung beſſer verborgen werden. Man ſchließt von dem Betragen und dem Ton der Kammerfrauen auf die Sitten ihrer Gebieterinnen, und betrügt ſich nicht leicht. Außerdem, daß ſich die Kammerfrau, die einmal die Geheimniſſe ihrer Gebieterin weiß, ihre Verſchwiegenheit theuer

theuer bezahlen läßt, handelt ſie, wie jene denkt, und enthüllt durch ihr ungeſchiktes Betragen die Grundſäzze derſelben. In allen Dingen iſt das Beiſpiel der Herren mächtiger als ihr Anſehen, und es läßt ſich nicht leicht denken, daß ihre Diener ehrlichere Leute ſeyn wollten, als ſie. Man mag ſchreien, fluchen, ſchlagen, ſie fortjagen und neue annehmen, dies macht alles nicht, daß man gut bedient wird. Wenn jemand, dem es gleich iſt, ob ihn ſeine Leute verachten oder haſſen, doch glaubt, er werde gut bedient, ſo kömmt es nur daher, daß er mit einer ſcheinbaren Genauigkeit und dem, was ihm in die Augen fällt, zufrieden iſt und tauſend geheime Uebel nicht in Betrachtung zieht, die ihm beſtändig zugefügt werden, ohne daß er merkt, wo ſie herkommen. Aber wo iſt der Mann, der ſo wenig Ehrgefühl hat, daß er die Verachtung aller, die ihn umgeben, ertragen kann? Wo iſt die Frau, die ſo verdorben iſt, daß ſie für Beſchimpfungen fühllos iſt? Wie viele Damen in Paris und London halten ſich für ſehr geachtet, die Ströme von Thränen vergießen würden, wenn ſie hörten, was man in ihren Vorzimmern von ihnen ſpricht? Zum Glük für ihre Ruhe tröſten ſie ſich damit, daß ſie dieſe Argus für ſchwach halten, und ſchmeicheln ſich, daß ſie nichts von dem ſehen, was ſie vor ihnen zu verbergen nicht der Mühe werth halten. Auch verbergen dieſe ihrer

Seits

ſein Gut verſchaft. Nekt man mich mit Gräben oder Zäunen, ſo kümmere ich mich wenig darum, ich nehme meinen Park auf die Schultern und verſezze ihn anderswohin; in den umliegenden Gegenden fehlt es nicht an Plaz und ich werde meine Nachbarn lange plündern können, ehe es mir an einem Zufluchtsort mangelt. So verſucht ſich der wahre Geſchmak angenehme Muße auszuſuchen; in dieſem Geiſte nur genießt man; alles andere iſt Täuſchung, Einbildung, thörichte Eitelkeit. Wer ſich von dieſen Regeln entfernt, wendet ſeinen Reichthum ſchlecht an, und wird nie den Werth ſeines Lebens zu ſchäzzen wiſſen.

Sind nicht alle geſellſchaftliche Vortheile nur für die Reichen und Mächtigen? Sind nicht alle einträglichen Aemter nur mit ihnen beſezt? Werden nicht alle Gnaden, alle Freiheiten ihnen vorbehalten? Iſt die Staatsgewalt nicht ihnen ganz günſtig? Wenn ein Mann von Anſehen ſeine Gläubiger betrügt, oder andere ſchlechte Streiche macht, darf er nicht immer ſicher auf Ungeſtraftheit rechnen? Sind nicht die Stokſchläge, die er austheilt, die Gewaltthätigkeiten, die er verübt, ſelbſt die Mordthaten, deren er ſich ſchuldig macht, lauter Dinge, die man verſchlafen läßt, und von denen man nach ſechs Monaten nicht mehr ſpricht? Wenn aber der nämliche Mann beſtohlen wird, ſo iſt die gan-

theuer bezahlen läßt, handelt ſie, wie jene denkt, und enthüllt durch ihr ungeſchiktes Betragen die Grundſäzze derſelben. In allen Dingen iſt das Beiſpiel der Herren mächtiger als ihr Anſehen, und es läßt ſich nicht leicht denken, daß ihre Diener ehrlichere Leute ſeyn wollten, als ſie. Man mag ſchreien, fluchen, ſchlagen, ſie fortjagen und neue annehmen, dies macht alles nicht, daß man gut bedient wird. Wenn jemand, dem es gleich iſt, ob ihn ſeine Leute verachten oder haſſen, doch glaubt, er werde gut bedient, ſo kömmt es nur daher, daß er mit einer ſcheinbaren Genauigkeit und dem, was ihm in die Augen fällt, zufrieden iſt und tauſend geheime Uebel nicht in Betrachtung zieht, die ihm beſtändig zugefügt werden, ohne daß er merkt, wo ſie herkommen. Aber wo iſt der Mann, der ſo wenig Ehrgefühl hat, daß er die Verachtung aller, die ihn umgeben, ertragen kann? Wo iſt die Frau, die ſo verdorben iſt, daß ſie für Beſchimpfungen fühllos iſt? Wie viele Damen in Paris und Londen halten ſich für ſehr geachtet, die Ströme von Thränen vergießen würden, wenn ſie hörten, was man in ihren Vorzimmern von ihnen ſpricht? Zum Glük für ihre Ruhe tröſten ſie ſich damit, daß ſie dieſe Argus für ſchwach halten, und ſchmeicheln ſich, daß ſie nichts von dem ſehen, was ſie vor ihnen zu verbergen nicht der Mühe werth halten. Auch verbergen dieſe ihrer

Seits

Seits die Verachtung, die ſie gegen ihre Herrſchaften empfinden, eben nicht ſehr durch ſtrengen Gehorſam. Herren und Diener fühlen gegenſeitig, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſich Achtung gegen einander einzuflößen.

Das Urtheil der Diener ſcheint mir der ſicherſte und untrüglichſte Beweis für die Tugend ihrer Herren zu ſeyn. Man hat geſagt, es gebe keinen Helden, der es auch für ſeinen Kammerdiener ſei; dieß iſt möglich, aber der rechtſchaffene Mann beſizt die Achtung ſeines Dieners.

Da Eiferſucht und Eigennuz immer die Bedienten eines Hauſes trennen, ſo ſind ſie faſt nie anders einig, als auf Koſten ihrer Herren. Wenn ſie ſich miteinander vertragen, ſo geſchieht es nur, um gemeinſchaftlich zu ſtehlen; wenn ſie treu ſind, ſo ſtreicht ſich jeder auf Koſten des andern heraus; ſie müſſen Feinde oder Mitſchuldige ſeyn, und nicht leicht kann man ein Mittel finden, zu verhüten, daß ſie nicht entweder Schurken oder uneinig ſind. Die meiſten Hausväter kennen nur die Wahl zwiſchen dieſen zwei Unannehmlichkeiten. Die einen, bei denen Eigennuz mehr gilt, als Ehrlichkeit, hegen die Neigung ihrer Diener zu geheimen Klatſchereien, und glauben ein Meiſterſtük von Klugheit zu Stande gebracht zu haben, wenn ſie die einen zu Spionen und Aufpaſſern der an-

dern

dern machen. Andere ſind nachſichtiger und ha=
ben es lieber, wenn man ſie beſtiehlt und dabei
friedlich lebt, ſie machen ſich eine Ehre daraus,
Nachrichten, die reiner Eifer einem treuen Die=
ner manchmal entlokt, übel aufzunehmen. Beide
fehlen in gleichem Grade. Die erſten, weil ſie be=
ſtändige Unruhen, die ſich durchaus nicht mit einer
guten ordentlichen Einrichtung vertragen, unter=
halten und auf dieſe Art nur eine Menge Schur=
ken und Anſchwärzer um ſich her ſammeln, die ſich
durch Verrätherei an ihren Kameraden üben,
vielleicht einſt ihre Herren zu verrathen. Die an=
dern, weil ſie dadurch, daß ſie nicht erfahren wol=
len, was in ihrem Hauſe vorgeht, Verbindungen
gegen ſich gut heiſſen, ſchlechte Leute aufmuntern,
rechtſchaffene zurükſtoßen und mit großen Koſten
nichts als ſtolze und faule Schurken unterhalten,
welche ſich zum Schaden ihrer Herren verbinden,
und ihre Dienſte für Gnadenbezeugungen und ihre
Diebſtähle für Rechte anſehen. Ich habe die
Hauspolizei großer Häuſer recht in der Nähe ge=
prüft und deutlich einſehen gelernt, daß es einem
Herren, der zwanzig Bedienten hat, unmöglich iſt,
mit Grund zu wiſſen, ob er einen rechtſchaffenen
Mann unter ihnen hat, und ob er nicht gerade den
größten Schurken für einen ſolchen hält. Schon
dieß würde mich abgeneigt machen, zu der Zahl
der Reichen zu gehören. Für dieſe Unglüklichen

 iſt

iſt eines der ſüſſeſten Vergnügen des Lebens, das, welches Vertrauen und Achtung gewähren, verlohren. Sie bezahlen ihr Gold ſehr theuer.

In einem gut eingerichteten Hauſe dürfen Bediente von verſchiedenem Geſchlechte ſehr wenig Gemeinſchaft mit einander haben; und dieſer Punkt iſt für das Vermögen und die Ruhe der Herren ſehr wichtig. Man iſt da nicht der Meinung der Herren, die gegen alles, was ſie nicht geradezu intereßirt, gleichgültig ſind, und nur gut bedient ſeyn wollen, ohne ſich zu bekümmern, was ihre Leute übrigens thun; man bedenkt vielmehr, daß, wer nur gut bedient ſein will, nicht lange gut bedient ſein kann. Zu enge Verbindungen zwiſchen beiden Geſchlechtern haben immer böſe Folgen. Der größte Theil der Unordnungen in einer Haußhaltung kommt von den Zuſammenkünften bei den Kammerfrauen her. Gefällt eine von ihnen dem Haushofmeiſter, ſo verführt er ſie auf Koſten des Herrn. Das Einverſtändniß zwiſchen Männern unter einander und Weibern unter einander zieht nicht ſo gewiß nachtheilige Folgen nach ſich, ſondern immer nur durch die geheimen Zuſammenrottirungen der Männer und Frauen werden die reichſten Familien nach und nach zu Grunde gerichtet. Verſtändige Herren müſſen alſo nicht nur um der Sittlichkeit und des

Wohl-

Wohlſtandes willen, ſondern auch aus einem vernünftigen Eigennuzze auf gute Aufführung und Sittſamkeit ihrer weiblichen Dienſtboten ſehen.

Ungleichheit der Menſchen.

Der gemeine Haufen iſt nur deßwegen in Niedrigkeit und Elend verſunken, während eine Hand voll Reicher auf dem Gipfel der Hoheit und des Glüks ſteht, weil dieſe das, was ſie beſizzen, nur ſo lange ſchäzzen, als es jene entbehren müſſen, und weil ſie auch im nämlichen Zuſtande nicht mehr glüklich wären, wenn das gemeine Volk nicht mehr unglüklich wäre.

Deſpotismus iſt der höchſte Grad von Ungleichheit unter den Menſchen. Ueberall, wo er herrſcht, ſind alle Privatperſonen einander gleich, weil alle nichts ſind. Er duldet keinen andern Herrn; ſeine Unterthanen haben kein anderes Geſez, als ſeinen Willen, keine andere Vorſchrift zu ihren Handlungen, als ſeine Leidenſchaften. Er darf bei ſeinen Befehlen nicht auf Rechtſchaffenheit, nicht auf Pflicht Rükſicht nehmen, die einzige Tugend, die ſeine Sklaven haben können, iſt der blindeſte Gehorſam.

Deine Freiheit und deine Macht, o Menſch, geht nur ſo weit, als die Kräfte, welche dir die Natur verlieh, und nicht weiter. Alles übrige iſt

nur Sklaverei, Blendwerk, Täuſchung. Deine Herrſchaft ſelbſt iſt knechtiſch, wenn ſie ſich nur auf die Meinung ſtüzt, denn dann hängſt du von den Vorurtheilen derer ab, die du durch Vorurtheile beherrſcheſt. Um ſie nach deinem Gefallen zu leiten, mußt du dich nach ihrem Gefallen betragen. Sie dürfen nur ihre Denkungsart ändern, ſo wirſt du deine Handlungsweiſe ändern müſſen. Wer ſich dir naht, darf nur die Meinungen des Volks, das du zu beherrſchen wähnſt, oder die deiner Familie oder deine eigenen zu regieren verſtehen, und ſo werden dich Veziere, Hofleute, Prieſter, Soldaten, Diener, Schwächlinge, ſelbſt Kinder, wenn du dem Themiſtokles gleichſt, mitten unter deinem Heere wie ein Kind am Gängelbande leiten. Du magſt es machen, wie du willſt, ſo geht deine wirkliche Macht weiter, als deine wirklichen Kräfte. „Meine Völker ſind meine Unterthanen," ſagſt du ſtolz, gut, aber was biſt denn du? Der Unterthan deiner Miniſter; und was ſind dieſe? Die Unterthanen ihrer Secretairs, ihrer Geliebten, die Diener ihrer Diener. Ergreifft alles, reißt alles an euch, theilt mit vollen Händen Geld aus, pflanzt Canonen auf, errichtet Galgen und Rad; gebt Geſezze und Befehle, vermehrt die Aufpaſſer, die Soldaten, die Henker, die Gefängniſſe, die Ketten, arme kleine Menſchen, was nüzt euch das alles? Ihr werdet

det deßwegen nicht beſſer bedient, nicht weniger beſtohlen, nicht ſeltener betrogen, nicht unumſchränkter. Ihr werdet immer ſagen, wir wollen, und werdet immer thun, was andere wollen.

Es iſt ſehr ſchwer, jemanden zum Gehorchen zu bringen, der nicht zu herrſchen trachtet, und Menſchen, die nur frei ſeyn wollten, könnte der geſchikteſte Politiker nicht zur Unterwürfigkeit bringen. Bei Ehrgeizigen und Feigen, die immer bereit ſind, ihr Glük zu verſuchen und die nun herrſchen oder dienen, je nachdem es gut oder ſchlimm für ſie ausſchlägt, läßt ſich leicht Ungleichheit einführen.

Es mußte eine Zeit kommen, wo die Augen des Volkes ſo verblendet waren, daß ſeine Führer znm geringſten Menſchen nur ſagen durften: „ſey groß du und dein Stamm“ und er nun in jedermanns, ſelbſt in ſeinen eigenen Augen groß war, und ſeine Nachkommen noch deſto mehr ſtiegen, je weiter ſie ſich von ihm entfernten, indem die Wirkung größer wurde, je entfernter und ungewiſſer die Urſache war, und eine Familie deſto vornehmer wurde, je mehr Müßiggänger man unter ihr zählen konnte.

Wie viele große Namen würden in die Vergeſſenheit verſinken, wenn man nur die zählte, welche

welche mit einem achtungswerthen Manne anfiengen. Schließen wir einmal von Jezt auf Ehemals; gegen zwei oder drei Bürger, die ſich den Adel durch Verdienſte erwerben, verſchaffen ihn immer tauſend Schurken ihren Familien, und dieſer Adel, auf den ihre Nachkommen ſo ſtolz ſeyn werden, wird nur von den Räubereien und der Schande ihrer Vorfahren zeugen.

Wer den Reichthum liebt, iſt zum Dienen, wer ihn verachtet, zum Befehlen geſchaffen. Die Armen ſind den Reichen nicht durch die Gewalt des Goldes unterworfen, ſondern dadurch, daß ſie ſich ihrer Seits gerne bereichern möchten, wäre dieſes nicht, ſo würden nothwendiger Weiſe ſie die Herren ſeyn.

Sobald man nur die Vernunft zu Rathe zieht, kehren die Menſchen in das Recht der Natur zurük, und erhalten ihre urſprüngliche Gleichheit.

Laſter.

Die Schilderung des Laſters iſt einem Unbefangenen allenthalben zuwider und es iſt nicht tadelnswerther, es in einem Lande zu rügen, wo es herrſcht, wenn man auch in demſelben lebt, als wenn man die Fehler der Menſchen tadelt, wenn man ſchon unter Menſchen lebt.

Ich

Ich beſchuldige die Menſchen unſeres Jahrhunderts nicht aller Laſter, ſie haben nur ſolche, die feige Seelen haben können; ſie ſind nur Betrüger und Schurken. Solcher Laſter, die Muth und Feſtigkeit vorausſezzen, halte ich ſie nicht für fähig.

Unſchuldige Handlungen in Geheimniß verhüllen, iſt der erſte Schritt zum Laſter. Wer ſich gern verbirgt, hat über kurz oder lang Urſache dazu. Ich habe immer den Römer, der wünſchte, daß ſein Haus ſo gebaut wäre, daß man alles ſehen könnte, was er thue, für den ehrwürdigſten Menſchen gehalten.

Dem allgemeinen Wunſch nach Ruf, Ehre und Auszeichnung verdanken wir das Beſte und das Schlimmſte unter den Menſchen, unſere Tugenden und unſere Laſter, unſere Wiſſenſchaften und unſere Irrthümer, unſere Eroberer und unſere Philoſophen, das heißt eine Menge von ſchlimmen Dingen gegen eine geringe Zahl von guten.

Das Lächerliche iſt die Hauptwaffe des Laſters. Es greift dadurch die Achtung für die Tugend im Innerſten des Herzens an, und vertilgt endlich alle Liebe zu ihr.

Man ſchämt ſich ſittſam zu ſeyn und wird aus Schaam frech, und durch dieſe falſche Schaam werden mehr gute Herzen verdorben, als durch böſe

Be-

Stand ſezzen würden, einen treuen Diener zu belohnen, ſelbſt Nachtheil zu haben glauben, ſind ſie auch unfähig, einen Nachtheil, welchen ihm einer von ihnen zufügen will, anzuſehen, ohne ihn zu verhindern. Es iſt eine erhabene Polizei, welche das Handwerk dieſer feilen Seelen in ein Geſchäft voll Eifers, Redlichkeit und Muths verwandelt, daß es ſo edel, oder wenigſtens ſo löblich wird, als es bei den Römern war.

Nicht Herablaſſung der Herren, ſondern ihre Fehler machen ſie in den Augen der Diener verächtlich und übermüthige Bedienten laſſen eher auf einen laſterhaften als ſchwachen Herren ſchließen, denn nichts macht ſie kühner, als wenn ſie um ſeine Laſter wiſſen, und jedes Laſter, das ſie an ihm entdekken, iſt in ihren Augen eine Befreiung vom Gehorſam gegen einen Mann, den ſie nicht achten können.

Die Diener ahmen dem Herrn nach, und da ſie dieß auf eine plumpe Art thun, ſo fallen die Fehler an ihnen auf, welche bei jenen durch den Firniß der Erziehung beſſer verborgen werden. Man ſchließt von dem Betragen und dem Ton der Kammerfrauen auf die Sitten ihrer Gebieterinnen, und betrügt ſich nicht leicht. Außerdem, daß ſich die Kammerfrau, die einmal die Geheimniſſe ihrer Gebieterin weiß, ihre Verſchwiegenheit theuer

lieben. Was bewürken trokne Lehren, die durch das Betragen beſtändig Lügen geſtraft werden, anders, als die Vermuthung, der, welcher ſie giebt, wolle die Leichtgläubigkeit anderer zum Beſten haben? Welche große Ungereimtheit iſt es, uns zu ermahnen, wir ſollen thun, was ſie ſagen, nicht was ſie thun? Wer nicht das, was er ſagt, auch ſelbſt thut, ſagt es niemals gut, denn er ſpricht nicht die Sprache des Herzens, welche rührt und überzeugt.

Nie wird man geſehen haben, daß ein Heuchler noch ein rechtſchaffener Mann geworden wäre. Es wäre nicht wider die Vernunft geweſen, die Bekehrung eines Cartouche zu verſuchen, aber nie würde ſie ein vernünftiger Mann bei Cromwell verſucht haben.

Unmäßigkeit.

Uebermaaß im Weintrinken erniedrigt den Menſchen, es beraubt ihn wenigſtens eine Zeit lang ſeiner Vernunft und ſtumpft ſie in die Länge ab; jedoch iſt dieſer Hang kein Verbrechen und verleitet auch ſelten dazu, er macht den Menſchen dumm, nicht böſe. Der Wein ſtiftet gegen einen vorübergehenden Zank hundert dauerhafte Freundſchaften. Trinker ſind gemeiniglich herzlich und auf-

Seits die Verachtung, die ſie gegen ihre Herrſchaften empfinden, eben nicht ſehr durch ſtrengen Gehorſam. Herren und Diener fühlen gegenſeitig, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſich Achtung gegen einander einzuflößen.

Das Urtheil der Diener ſcheint mir der ſicherſte und untrüglichſte Beweis für die Tugend ihrer Herren zu ſeyn. Man hat geſagt, es gebe keinen Helden, der es auch für ſeinen Kammerdiener ſei; dieß iſt möglich, aber der rechtſchaffene Mann beſizt die Achtung ſeines Dieners.

Da Eiferſucht und Eigennuz immer die Bedienten eines Hauſes trennen, ſo ſind ſie faſt nie anders einig, als auf Koſten ihrer Herren. Wenn ſie ſich miteinander vertragen, ſo geſchieht es nur, um gemeinſchaftlich zu ſtehlen; wenn ſie treu ſind, ſo ſtreicht ſich jeder auf Koſten des andern heraus; ſie müſſen Feinde oder Mitſchuldige ſeyn, und nicht leicht kann man ein Mittel finden, zu verhüten, daß ſie nicht entweder Schurken oder uneinig ſind. Die meiſten Hausväter kennen nur die Wahl zwiſchen dieſen zwei Unannehmlichkeiten. Die einen, bei denen Eigennuz mehr gilt, als Ehrlichkeit, hegen die Neigung ihrer Diener zu geheimen Klatſchereien, und glauben ein Meiſterſtük von Klugheit zu Stande gebracht zu haben, wenn ſie die einen zu Spionen und Aufpaſſern der an-

dern

dern machen. Andere ſind nachſichtiger und haben es lieber, wenn man ſie beſtiehlt und dabei friedlich lebt, ſie machen ſich eine Ehre daraus, Nachrichten, die reiner Eifer einem treuen Diener manchmal entlokt, übel aufzunehmen. Beide fehlen in gleichem Grade. Die erſten, weil ſie beſtändige Unruhen, die ſich durchaus nicht mit einer guten ordentlichen Einrichtung vertragen, unterhalten und auf dieſe Art nur eine Menge Schurken und Anſchwärzer um ſich her ſammeln, die ſich durch Verrätherei an ihren Kameraden üben, vielleicht einſt ihre Herren zu verrathen. Die andern, weil ſie dadurch, daß ſie nicht erfahren wollen, was in ihrem Hauſe vorgeht, Verbindungen gegen ſich gut heiſſen, ſchlechte Leute aufmuntern, rechtſchaffene zurükſtoßen und mit großen Koſten nichts als ſtolze und faule Schurken unterhalten, welche ſich zum Schaden ihrer Herren verbinden, und ihre Dienſte für Gnadenbezeugungen und ihre Diebſtähle für Rechte anſehen. Ich habe die Hauspolizei großer Häuſer recht in der Nähe geprüft und deutlich einſehen gelernt, daß es einem Herren, der zwanzig Bedienten hat, unmöglich iſt, mit Grund zu wiſſen, ob er einen rechtſchaffenen Mann unter ihnen hat, und ob er nicht gerade den größten Schurken für einen ſolchen hält. Schon dieß würde mich abgeneigt machen, zu der Zahl der Reichen zu gehören. Für dieſe Unglüklichen

Einen Mann, der kein Narr iſt, kann man von jeder Thorheit heilen, nur nicht von der Eitelkeit; dieſe wird, wenn ſie es je kann, nur durch Erfahrung geheilt.

Die Eitelkeit bringt den Menſchen in die gröſ- te Verlegenheit und niemand iſt ſo vollkommen und ſo gelehrt, daß ſie ihm nicht mehr Verdruß als Vergnügen machte. Wenn die Eitelkeit je einen Menſchen glüklich machte, ſo war dieſer gewiß ein Dummkopf.

Die Eitelkeit benuzt alle andern Leidenſchaften und verſchlingt ſie endlich ganz.

Eigenliebe.

Das Herz des Menſchen iſt immer in allem, was nicht ihn ſelbſt angeht, billig. Bei Streitigkeiten, bei welchen wir nur Zuſchauer ſind, nehmen wir ſogleich die Parthei deſſen, der Recht hat, und jede ſchlechte Handlung erregt unſern lebhaften Unwillen, ſo lange ſie uns keinen Vortheil bringt; ſobald aber unſer Eigennuz ins Spiel kömmt, ſind wir partheiiſch; aber auch nur dann ziehen wir das Böſe, welches uns nüzlich iſt, dem Guten vor, das wir von Natur lieben.

Die Liebe zu uns ſelbſt, welche nur auf uns ſieht, iſt zufrieden, wenn unſere wahren Bedürfniſſe

niſſe befriediget ſind; aber die Eigenliebe, welche uns mit andern vergleicht, iſt nie zufrieden und kann es nie ſeyn, weil ſie uns nicht nur über andere erhebt, ſondern auch fodert, daß andere uns den Vorzug vor ſich geben ſollen, welches unmöglich iſt. Daher erzeugt die Liebe zu ſich ſanfte und theilnehmende Neigungen, und die Eigenliebe gehäßige und abſcheuliche Leidenſchaften. Daher wird der Menſch nur wahrhaft gut, wenn er wenige Bedürfniſſe hat und ſich nicht viel mit andern vergleicht und wahrhaft ſchlecht, wenn er viele Bedürfniſſe hat und ſein Herz an Scheingüter hängt.

Spiel.

Das Spiel iſt nicht eine Ergözlichkeit des reichen Mannes, ſondern die Zuflucht des Müßiggängers. Da ich einſam und arm bin, ſpiele ich gar nicht und wenn ich reich wäre, würde ich noch weniger ſpielen, höchſtens ein ganz niedriges Spiel, um weder Misvergnügte zu ſehen, noch ſelbſt misvergnügt zu ſeyn. Da für den Reichen das Intereſſe vom Spiel wegfällt, ſo kann nur ein verſchrobener Kopf es bis zur Raſerei lieben. Was ein reicher Mann beim Spiele gewinnen kann, iſt nie ſo fühlbar für ihn, als was er verliert, und da man, wenn man lange niedrig ſpielt, den Gewinn

uns

unmerklich aufzehrt, und daher gemeiniglich mehr Nachtheil als Vortheil davon hat, ſo kann man vernünftiger Weiſe dieſe Erholung, bei der man Gefahren aller Art vor ſich hat, nicht ſehr liebgewinnen. Wer glaubt, das Glük ſeye ihm vorzüglich günſtig, kann es wohl an anziehendern Gegenſtänden verſuchen; und dieſe Gunſt zeigt ſich im niedrigſten wie im höchſten Spiele.

Spielſucht, die Frucht des Geizes und Neides, kann nur in leeren Köpfen und Herzen Wurzel ſchlagen, und ich glaube, ich hätte züviel Gefühl und Kenntniſſe, als daß ich zu einem ſolchen Zeitvertreib meine Zuflucht nehmen müßte. Selten ſieht man, daß Denker am Spiele viel Gefallen finden, wo ihre Denkkraft ruhen, oder ſich nur mit trokenen Combinationen abgeben muß. Der Geſchmak an den Wiſſenſchaften hat vielleicht das einzige Gute hervorgebracht, daß er dieſe häßliche Leidenſchaft ein wenig ausrottete; nun wird man ſich lieber an einem Beweiſe von dem Nuzzen des Spiels üben, als ſpielen. Ich würde ihn unter Spielern beſtreiten, und hätte mehr Vergnügen davon, wenn ich ſie wegen ihres Verluſts verſpotten könnte, als wenn ich ihnen alle ihr Geld abgewinnen würde.

Tanz.

Dem Tadel des Tanzes und der Geſellſchaften, wo beide Geſchlechter vermiſcht ſind, ſcheinen mir mehr Vorurtheile, als vernünftige Gründe zum Grunde zu liegen. Jedes öffentliche Vergnügen, zu dem beide Geſchlechter zuſammenkommen, iſt immer unſchuldig, eben weil es öffentlich iſt; dagegen iſt die lobenswürdigſte Beſchäftigung unter vier Augen verdächtig. Mann und Weib ſind für einander beſtimmt, es iſt die Abſicht der Natur, daß ſie ſich durch Heirath verbinden. Man ſage mir, wo junge Leute, die heirathen ſollen, beſſere Gelegenheit haben, einander lieb zu gewinnen, und wo ſie ſich mit mehr Anſtand und Behutſamkeit ſehen können, als in einer Geſellſchaft, wo ſie durch die beſtändig auf ſie gerichteten Augen der Leute genöthiget ſind, auf ſich Achtung zu geben? Welche Pflicht ſollte durch eine angenehme und heilſame Uebung wie das Tanzen, verlezt werden können, welche der Lebhaftigkeit der Jugend ſo angemeſſen iſt, wobei man ſich einander mit Anmuth und Anſtand zeigt, während die Gegenwart von Zuſchauern der Munterkeit Schranken ſezt, die niemand zu überſchreiten wagt? Kann man ſich ein anſtändigeres und wenigſtens was die Geſtalt betrift, untrüglicheres Mittel denken, den Leuten, denen daran liegt, uns recht kennen zu ler-

welche mit einem achtungswerthen Manne anfiengen. Schließen wir einmal von Jezt auf Ehemals; gegen zwei oder drei Bürger, die ſich den Adel durch Verdienſte erwerben, verſchaffen ihn immer tauſend Schurken ihren Familien, und dieſer Adel, auf den ihre Nachkommen ſo ſtolz ſeyn werden, wird nur von den Räubereien und der Schande ihrer Vorfahren zeugen.

Wer den Reichthum liebt, iſt zum Dienen, wer ihn verachtet, zum Befehlen geſchaffen. Die Armen ſind den Reichen nicht durch die Gewalt des Goldes unterworfen, ſondern dadurch, daß ſie ſich ihrer Seits gerne bereichern möchten, wäre dieſes nicht, ſo würden nothwendiger Weiſe ſie die Herren ſeyn.

Sobald man nur die Vernunft zu Rathe zieht, kehren die Menſchen in das Recht der Natur zurük, und erhalten ihre urſprüngliche Gleichheit.

Laſter.

Die Schilderung des Laſters iſt einem Unbefangenen allenthalben zuwider und es iſt nicht tadelnswerther, es in einem Lande zu rügen, wo es herrſcht, wenn man auch in demſelben lebt, als wenn man die Fehler der Menſchen tadelt, wenn man ſchon unter Menſchen lebt.

Ich

Ich beſchuldige die Menſchen unſeres Jahrhunderts nicht aller Laſter, ſie haben nur ſolche, die feige Seelen haben können; ſie ſind nur Betrüger und Schurken. Solcher Laſter, die Muth und Feſtigkeit vorausſezzen, halte ich ſie nicht für fähig.

Unſchuldige Handlungen in Geheimniß verhüllen, iſt der erſte Schritt zum Laſter. Wer ſich gern verbirgt, hat über kurz oder lang Urſache dazu. Ich habe immer den Römer, der wünſchte, daß ſein Haus ſo gebaut wäre, daß man alles ſehen könnte, was er thue, für den ehrwürdigſten Menſchen gehalten.

Dem allgemeinen Wunſch nach Ruf, Ehre und Auszeichnung verdanken wir das Beſte und das Schlimmſte unter den Menſchen, unſere Tugenden und unſere Laſter, unſere Wiſſenſchaften und unſere Irrthümer, unſere Eroberer und unſere Philoſophen, das heißt eine Menge von ſchlimmen Dingen gegen eine geringe Zahl von guten.

Das Lächerliche iſt die Hauptwaffe des Laſters. Es greift dadurch die Achtung für die Tugend im Innerſten des Herzens an, und vertilgt endlich alle Liebe zu ihr.

Man ſchämt ſich ſittſam zu ſeyn und wird aus Schaam frech, und durch dieſe falſche Schaam werden mehr gute Herzen verdorben, als durch böſe

Be-

Begierden. Sie bringt zuerſt das Laſter in ein gutgeſchaffenes Herz, übertäubt die Stimme des Gewiſſens durch das öffentliche Geſchrei, und bringt es dahin, daß man aus Furcht lächerlich zu werden, nicht das Herz hat, rechtſchaffen zu ſeyn. Unmerklich läßt man dieſe Furcht Herr über ſich werden und würde ſich lieber hundert Gefahren, als einer Spöttelei ausſezzen und ſo macht ſie, daß man ſich ſo viel um Spöttereien von Leuten bekümmert, die keinen Werth haben.

Heuchelei.

Die Heuchelei, ſagt man, iſt eine Huldigung, die das Laſter der Tugend leiſtet. Ja, ſo wie jene Huldigung der Mörder Cäſars, als ſie ſich ihm zu Füßen warfen, um ihn deſto gewiſſer zu ermorden. Dieſer Gedanke mag glänzend ſeyn, aber er iſt nicht richtig. Wird man je von einem Schurken, der die Livree eines Hauſes anzieht, um ſeine Schelmſtükke bequemer ausführen zu können, ſagen, er bezeuge dem Herrn des Hauſes, den er beſtiehlt, ſeine Huldigung?

Ein Heuchler mag immer die Sprache der Tugend annehmen wollen, er wird doch Niemanden Geſchmak für ſie beibringen; wenn er ſie liebenswürdig zu machen verſtünde, würde er ſie ſelbſt lie-

lieben. Was bewürken trokne Lehren, die durch das Betragen beſtändig Lügen geſtraft werden, anders, als die Vermuthung, der, welcher ſie giebt, wolle die Leichtgläubigkeit anderer zum Beſten haben? Welche große Ungereimtheit iſt es, uns zu ermahnen, wir ſollen thun, was ſie ſagen, nicht was ſie thun? Wer nicht das, was er ſagt, auch ſelbſt thut, ſagt es niemals gut, denn er ſpricht nicht die Sprache des Herzens, welche rührt und überzeugt.

Nie wird man geſehen haben, daß ein Heuchler noch ein rechtſchaffener Mann geworden wäre. Es wäre nicht wider die Vernunft geweſen, die Bekehrung eines Cartouche zu verſuchen, aber nie würde ſie ein vernünftiger Mann bei Cromwell verſucht haben.

Unmäßigkeit.

Uebermaaß im Weintrinken erniedrigt den Menſchen, es beraubt ihn wenigſtens eine Zeit lang ſeiner Vernunft und ſtumpft ſie in die Länge ab; jedoch iſt dieſer Hang kein Verbrechen und verleitet auch ſelten dazu, er macht den Menſchen dumm, nicht böſe. Der Wein ſtiftet gegen einen vorübergehenden Zank hundert dauerhafte Freundſchaften. Trinker ſind gemeiniglich herzlich und auf-

aufrichtig, ſie ſind beinahe immer gute, billige, recht-ſchaffene, redliche, brave und, dieſen Fehler aus-genommen, ordentliche Leute.

Der Weiſe bleibt aus Mäßigkeit, der Schurke aus Luſt zum Betrügen, nüchtern. In Ländern, wo böſe Sitten, Ränke, Verrätherеien, Ehebruch etwas gewöhnliches ſind, ſcheut man ſich vor einem Zuſtand der Unbeſonnenheit, worinn man, ohne es zu wiſſen, in das Innere ſeines Herzens ſehen läßt. Diejenigen Leute, welche ſich am meiſten vor der Trunkenheit fürchten, haben immer das größte Intereſſe, ſich dafür zu bewahren. In der Schweiz wird ſie beinahe geehrt, in Neapel wird ſie verabſcheut; und was iſt im Grunde wohl mehr zu fürchten, die Unmäßigkeit des Schweizers oder die Verſchloſſenheit des Italieners?

Wir müſſen nicht ſogar das Laſter verläumden, es iſt ja an ſich häßlich genug. Der Wein giebt keine böſen Gedanken ein, er bringt ſie nur ans Licht. Der betrunken den Clitus mordete, ließ den Philotas bei kaltem Blute tödten. Die Trunkenheit erwekt manche heftige Begierde, aber welche Leidenſchaft thut das nicht? Nur mit dem Unterſchiede, daß die Begierden bei den andern Leidenſchaften im Innern des Herzens verborgen bleiben, diejenigen aber, welche in der Trunkenheit entſtehen, in einem Augenblikke auflodern und er-

löſchen.

löſchen. Wir dürfen ſicher ſeyn, daß der, welcher auſſer dem Augenblikke des höchſten Affekts, der bald vorübergeht, und dem man leicht ausweichen kann, betrunken böſe Handlungen verübt, nüchtern ſchädliche Plane bei ſich hegt.

Die Leute, die einen ſo hohen Werth auf einen guten Biſſen legen, die beim Erwachen ſchon daran denken, was ſie den Tag über eſſen werden und eine Mahlzeit ausführlicher erzählen, als Polybius eine Schlacht, dieſe vorgeblichen Männer ſind, beim Licht betrachtet, nur vierzigjährige Kinder, ohne Kraft und Feſtigkeit. Bei einem Freſſer wohnt die ganze Seele im Gaumen, er iſt nur zum Eſſen geſchaffen, er iſt bei ſeiner dummen Unfähigkeit nur bei Tiſche an ſeinem Plazze, er kann nur über Schüſſeln urtheilen. Wir wollen ihm dieſes Geſchäft gönnen, es iſt für ihn das angemeſſenſte, ſo wie für uns ein anderes beſſer taugt, als für ihn.

Eitelkeit.

Die Eitelkeit heiſcht immer ausſchlieſſenden Vorzug und iſt immer ungerecht, indem ſie alles fodert, und nichts zugeſteht.

Was heißt jemand andern, als allenfalls ſeine Geliebte, ins Geſicht loben, anders, als ihm zu verſtehen geben, daß man ihn für eitel halte.

Ei-

Einen Mann, der kein Narr iſt, kann man von jeder Thorheit heilen, nur nicht von der Eitelkeit; dieſe wird, wenn ſie es je kann, nur durch Erfahrung geheilt.

Die Eitelkeit bringt den Menſchen in die gröſte Verlegenheit und niemand iſt ſo vollkommen und ſo gelehrt, daß ſie ihm nicht mehr Verdruß als Vergnügen machte. Wenn die Eitelkeit je einen Menſchen glüklich machte, ſo war dieſer gewiß ein Dummkopf.

Die Eitelkeit benuzt alle andern Leidenſchaften und verſchlingt ſie endlich ganz.

Eigenliebe.

Das Herz des Menſchen iſt immer in allem, was nicht ihn ſelbſt angeht, billig. Bei Streitigkeiten, bei welchen wir nur Zuſchauer ſind, nehmen wir ſogleich die Parthei deſſen, der Recht hat, und jede ſchlechte Handlung erregt unſern lebhaften Unwillen, ſo lange ſie uns keinen Vortheil bringt; ſobald aber unſer Eigennuz ins Spiel kömmt, ſind wir partheiiſch; aber auch nur dann ziehen wir das Böſe, welches uns nüzlich iſt, dem Guten vor, das wir von Natur lieben.

Die Liebe zu uns ſelbſt, welche nur auf uns ſieht, iſt zufrieden, wenn unſere wahren Bedürfniſſe

mord gleich kommt? Wenn die Menſchheit der Grund aller Tugenden iſt, was ſollen wir von dem blutdürſtigen und entarteten Menſchen denken, der ſie in dem Leben ſeines Nebenmenſchen zu verlezzen wagt? Man bedenke, daß der Bürger ſein Leben dem Vaterlande ſchuldig iſt und nicht das Recht hat, ohne Erlaubniß und noch weniger wider das Verbot der Geſezze darüber zu verfügen?

Was kann man denn für ein Verdienſt darinn finden, dem Tode zu trozzen, um ein Verbrechen zu begehen? Wenn es wahr wäre, daß man durch die Weigerung, ſich zu ſchlagen, verächtlich wird, in weſſen Augen wird man es denn? In den Augen müßiger nichtswürdiger Leute, die Vergnügen an fremdem Unglük finden; — wahrlich ein wichtiger Beweggrund, einander zu morden! Welche Verachtung iſt denn fürchterlicher, die Verachtung anderer wegen guter oder ſeine eigene wegen ſchlechter Handlungen? Man darf glauben, daß der, welcher ſich ſelbſt wahrhaft achtet, ſich wenig um ungerechte Verachtung anderer bekümmert und ſich nur in Acht nimmt, daß er ſie nicht verdient; denn was recht und gut ſei, hängt nicht von dem Urtheile der Menſchen ab, ſondern es liegt in der Natur der Dinge, und wenn jedermann deiner vorgeblichen Tapferkeit

Bei-

unmerklich aufzehrt, und daher gemeiniglich mehr Nachtheil als Vortheil davon hat, ſo kann man vernünftiger Weiſe dieſe Erholung, bei der man Gefahren aller Art vor ſich hat, nicht ſehr liebgewinnen. Wer glaubt, das Glük ſeye ihm vorzüglich günſtig, kann es wohl an anziehendern Gegenſtänden verſuchen; und dieſe Gunſt zeigt ſich im niedrigſten wie im höchſten Spiele.

Spielſucht, die Frucht des Geizes und Neides, kann nur in leeren Köpfen und Herzen Wurzel ſchlagen, und ich glaube, ich hätte zuviel Gefühl und Kenntniſſe, als daß ich zu einem ſolchen Zeitvertreib meine Zuflucht nehmen müßte. Selten ſieht man, daß Denker am Spiele viel Gefallen finden, wo ihre Denkkraft ruhen, oder ſich nur mit trokenen Combinationen abgeben muß. Der Geſchmak an den Wiſſenſchaften hat vielleicht das einzige Gute hervorgebracht, daß er dieſe häßliche Leidenſchaft ein wenig ausrottete; nun wird man ſich lieber an einem Beweiſe von dem Nuzzen des Spiels üben, als ſpielen. Ich würde ihn unter Spielern beſtreiten, und hätte mehr Vergnügen davon, wenn ich ſie wegen ihres Verluſts verſpotten könnte, als wenn ich ihnen alle ihr Geld abgewinnen würde.

Tanz.

Dem Tadel des Tanzes und der Geſellſchaften, wo beide Geſchlechter vermiſcht ſind, ſcheinen mir mehr Vorurtheile, als vernünftige Gründe zum Grunde zu liegen. Jedes öffentliche Vergnügen, zu dem beide Geſchlechter zuſammenkommen, iſt immer unſchuldig, eben weil es öffentlich iſt; dagegen iſt die lobenswürdigſte Beſchäftigung unter vier Augen verdächtig. Mann und Weib ſind für einander beſtimmt, es iſt die Abſicht der Natur, daß ſie ſich durch Heirath verbinden. Man ſage mir, wo junge Leute, die heirathen ſollen, beſſere Gelegenheit haben, einander lieb zu gewinnen, und wo ſie ſich mit mehr Anſtand und Behutſamkeit ſehen können, als in einer Geſellſchaft, wo ſie durch die beſtändig auf ſie gerichteten Augen der Leute genöthiget ſind, auf ſich Achtung zu geben? Welche Pflicht ſollte durch eine angenehme und heilſame Uebung wie das Tanzen, verlezt werden können, welche der Lebhaftigkeit der Jugend ſo angemeſſen iſt, wobei man ſich einander mit Anmuth und Anſtand zeigt, während die Gegenwart von Zuſchauern der Munterkeit Schranken ſezt, die niemand zu überſchreiten wagt? Kann man ſich ein anſtändigeres und wenigſtens was die Geſtalt betrift, untrüglicheres Mittel denken, den Leuten, denen daran liegt, uns recht kennen zu ler-

lernen, ehe ſie ſich verbindlich machen, uns zu lieben, alle unſere Fehler und Reize zu zeigen? Iſt in der Pflicht, einander zu lieben, nicht die enthalten, einander zu gefallen, und iſt es nicht vernünftig, wenn zwei tugendhafte Perſonen, die ſich zu verbinden geſonnen ſind, auf dieſe Art ihre Herzen zu der gegenſeitigen Liebe vorbereiten, die ihnen zur Pflicht wird?

Was geſchieht an Orten, wo weniger Zwang herrſcht, wo man die unſchuldigſte Fröhlichkeit wie Verbrechen beſtraft, wo junge Leute von verſchiedenem Geſchlechte nie öffentlich zuſammenzukommen wagen, und ein unvernünftig ſtrenger Prieſter nichts als ſklaviſchen Zwang, Traurigkeit und lange Weile im Namen Gottes fodert? Man weiß dieſe unerträgliche Tyrannei, die wider Vernunft und Natur ſtreitet, zu hintergehen. Anſtatt der erlaubten Vergnügungen, die man der luſtigen und aufgeräumten Jugend raubt, macht ſie ſich nun die gefährlichſten. An die Stellen der öffentlichen Geſellſchaften treten nun geſchikt verabredete heimliche Zuſammenkünfte. Dadurch, daß man ſich verborgen halten muß, wie wenn man ſtrafbar wäre, kömmt man gerade in Verſuchung, es zu werden. Unſchuldige Fröhlichkeit äußert ſich gern am hellen Tage, nur das Laſter liebt die Dunkelheit, und Unſchuld und Heimlichkeit vertragen

ſich

ſich nie lange zuſammen. Ich ſage es noch einmal, nicht zahlreiche Geſellſchaften, wo uns jedermann ſieht und hört, ſondern einſame Unterredungen, wo Heimlichkeit und Freiheit herrſchen, ſind für die Sittlichkeit gefährlich.

Muth.

Wahre Tapferkeit zeigt ſich bei rechtmäßigen Gelegenheiten, und man muß nicht eilen, ſie am unrechten Orte aus bloßer Prahlerei zu zeigen, wie wenn man fürchten würde, ſie in der Noth nicht zu finden. Mancher ſtrengt alle ſeine Kräfte an, um ſich Einmal zu zeigen, damit er das Recht habe, ſich ſein ganzes übriges Leben hindurch zu verſtekken.

Wahrer Muth iſt nicht eilig, aber er hält länger an; er iſt immer, was er ſeyn ſoll; man darf ihn nie anfeuern und nie zurükhalten. Der redliche Mann hat ihn überall bei ſich; im Kampfe wider den Feind, in Geſellſchaft, zum Schuzze der Abweſenden und der Wahrheit; auf dem Krankenlager gegen die Angriffe der Schmerzen und des Todes. Die Geiſtesſtärke, die er einflößt, iſt überall nüzlich, ſie erhebt immer die Tugend über den Zufall und zeigt ſich nicht durch Schlägereien, ſondern dadurch, daß ſie nichts fürchtet.

Das iſt wahrer lobenswürdiger Muth. Alles andere iſt Unbeſonnenheit, Ausſchweifung, Wildheit, Kleinmüthigkeit; und ich verachte den, der ſich in unnöthige Gefahr ſtürzt, eben ſo ſehr, als den, der vor einer Gefahr, der er trozzen ſollte, flieht.

Nie habe ich geſehen, daß ein Mann, dem hoher Muth im Herzen wohnt, denſelben in ſeinen Gebärden zeigt; dieſe Anmaßung iſt nur niedern und eiteln Seelen eigen, die durch nichts anders Aufmerkſamkeit erregen können. — Ein Fremder zeigte ſich einſt in dem Beſuchzimmer des berühmten Marcel; dieſer fragte ihn, woher er wäre? „Ich bin ein Engländer“, verſezte der Fremde. „Sie ein Engländer?“ erwiederte der Tänzer, „Sie „wären aus dieſer Inſel, wo die Bürger als Theil„haber an der Staatsverwaltung ein Stük der „höchſten Gewalt ſind? Nein, mein Herr, ihre „niedergeſchlagene Miene, ihr ſchüchterner Blik, „ihr unentſchloſſener Gang, verkündigen mir nur „den mit einem Titel geſchmükten Sklaven eines „Churfürſten?“ Ich zweifle ſehr, ob dieſes Urtheil große Kenntniß von dem wahren Verhältniß des Charakters eines Menſchen zu ſeinem Aeuſſern verräth. Ich, der ich freilich nicht die Ehre habe, ein ſo großer Tänzer zu ſeyn, hätte gerade das Gegentheil gedacht. Ich hätte geſagt, „dieſer Engländer iſt kein Hofmann, denn ich habe nie ge-

„hört,

„hört, daß Hofleute eine niedergeſchlagene Miene „und einen unentſchloſſenen Gang hätten; übri„gens könnte ein Mann, der bei einem Tänzer „ſchüchtern iſt, wohl im Unterhauſe das Gegen„theil ſeyn." Gewiß mußte Herr Marcel ſeine Landsleute für lauter Römer halten.

Zweikampf.

Man hüte ſich ja, den heiligen Namen Ehre mit dieſem wilden Vorurtheil zu vermengen, welches alle Tugenden in die Degenſpizze ſezt und nur trozzige Verbrecher machen kann. Wenn dieſer Gebrauch eine Ergänzung der Rechtſchaffenheit ſeyn ſoll, iſt dann dieſe Ergänzung nicht allenthalben, wo Rechtſchaffenheit herrſcht, unnüz? Und was muß man von dem denken, der ſich dem Tode ausſezt, um ſich von der Zahl der Redlichen auszuſchlieſſen.

Worinn beſteht denn dieſes ſchrekliche Vorurtheil? In dem irrigſten und unmenſchlichſten Wahne, der je in das Herz eines Menſchen kam; nämlich, daß Tapferkeit alle geſellſchaftlichen Pflichten erſezze, daß ein Menſch kein Schurke, kein Taugenichts, kein Verläumder, daß er geſittet, menſchlich, gebildet ſeye, wenn er ſich ſchlagen kann, daß Lüge Wahrheit, ein Diebſtahl eine rechtmäßige

Handlung, Treuloſigkeit Redlichkeit, und Untreue löblich werde, ſobald man dieſes alles mit dem Degen in der Hand behauptet; daß ein Stich mit dem Degen immer die beſte Ehrenerklärung ſeye, und daß man nie Unrecht gegen jemand habe, wenn man ihn nur tödtet. Doch muß ich geſtehen, es giebt noch eine Art, wo ſich Artigkeit mit der Grauſamkeit verbindet, wo es nur Zufall iſt, wenn man die Leute ermordet, ich meine den Zweikampf, bei dem man ſich nur ſchlägt, bis Blut fließt. Bis Blut fließt? — Großer Gott! — Und was willſt du denn mit dieſem Blute machen, wildes Thier! willſt du es trinken?

Wenn man mir ſagen will, ein Zweikampf ſei ein Beweis von Herzhaftigkeit, und das ſey genug, die Schmach und den Vorwurf aller andern Laſter von ſich abzuwälzen, ſo werde ich fragen, welches Ehrgefühl eine ſolche Entſcheidung angeben, welche Vernunft ſie rechtfertigen könne? Nach dieſer Rechnungsart dürfte man, wenn man angeklagt wäre, einen Menſchen ermordet zu haben, und beweiſen ſollte, daß es nicht wahr ſey, nur noch einen morden, und es wäre bewieſen. Auf dieſe Art hängt es von dem Ausgang eines Gefechts ab, ob etwas Tugend oder Laſter, Ehre oder Schande, Wahrheit oder Lüge ſey; der Fechtboden iſt der Sitz aller

Ge-

Gerechtigkeit; es giebt kein anderes Recht, als die Stärke, keinen andern Beweis, als Ermordung, die ganze Ehrenerklärung, die man denen giebt, die man beleidiget hat, beſteht darinn, daß man ſie umbringt und jede Beleidigung wird mit Blut abgewaſchen, ſei es nun mit dem des Beleidigers oder dem des Beleidigten. Man ſage mir, ob die Wölfe, wenn ſie Vernunft beſäßen, andere Grundſäzze hätten?

Wußte man etwas von Ausfoderungen, als es auf der Erde von Helden wimmelte? Ließen die tapferſten Männer des Alterthums es ſich je einfallen, ihre perſönlichen Beleidigungen durch Zweikampf zu rächen? Schikte Cäſar dem Cato, Pompejus dem Cäſar für ſo viele gegenſeitige Beleidigungen eine Ausfoderung? Verlohr Griechenlands Heerführer etwas von ſeiner Ehre, weil er ſich mit dem Stocke drohen ließ? Ich weiß wohl, andere Zeiten, andere Sitten; aber ſind dieſe deswegen alle gut? Und ſoll man nicht unterſuchen, ob die Sitten einer Zeit ſo ſind, wie wahre Ehre ſie fodert? Dieſe Ehre iſt nicht veränderlich, ſie hängt nicht von der Zeit, Ort oder Vorurtheilen ab; ſie kann nicht vergehen noch entſtehen, ſie hat ewig ihren Grund in dem Herzen des redlichen Mannes und in der unabänderlichen Richtſchnur ſeiner Pflichten. Wenn die

auf-

aufgeklärteſten, tapferſten, tugendhafteſten Völker in der Welt nichts vom Zweikampf wußten, ſo behaupte ich, daß ihn nicht die Ehre einführte, ſondern daß er ein grauſamer, unmenſchlicher, ſeines barbariſchen Urſprungs würdiger Gebrauch iſt. Nun kömmt es nur darauf an, ob ein rechtſchaffener Mann, wenn es um ſein oder eines andern Leben geht, ſich nach der Mode richtet, oder ob es nicht eher wahrer Muth iſt, ſie zu verachten, als ihr zu folgen? Was meint ihr, wie der, welcher ſich ihr unterwirft, an Orten handeln werde, wo eine entgegengeſezte Gewohnheit herrſcht? Ein ſolcher würde zu Meſſina oder Neapel ſeinem Manne an einer Straßenecke aufpaſſen, und ihn von hinten durchbohren. Das iſt dort tapfer; dort beſteht die Ehre nicht darinn, daß man ſich von ſeinem Feinde ermorden läßt, ſondern daß man ihn ſelbſt tödtet.

Man gehe in ſich und bedenke, ob es erlaubt ſei, vorſäzlich das Leben eines Menſchen anzugreifen und das unſrige in Gefahr zu ſezzen, um einer barbariſchen und gefährlichen Thorheit nachzukommen, die keinen vernünftigen Grund hat, und ob das bei einer ſolchen Gelegenheit vergoſſene Blut nicht ewig in dem Herzen des Mörders um Rache ſchreien wird? Kann man ſich ein Verbrechen denken, das freiwilligem Menſchenmord

mord gleich kommt? Wenn die Menſchheit der Grund aller Tugenden iſt, was ſollen wir von dem blutdürſtigen und entarteten Menſchen denken, der ſie in dem Leben ſeines Nebenmenſchen zu verlezzen wagt? Man bedenke, daß der Bürger ſein Leben dem Vaterlande ſchuldig iſt und nicht das Recht hat, ohne Erlaubniß und noch weniger wider das Verbot der Geſezze darüber zu verfügen?

Was kann man denn für ein Verdienſt darinn finden, dem Tode zu trozzen, um ein Verbrechen zu begehen? Wenn es wahr wäre, daß man durch die Weigerung, ſich zu ſchlagen, verächtlich wird, in weſſen Augen wird man es denn? In den Augen müßiger nichtswürdiger Leute, die Vergnügen an fremdem Unglük finden; — wahrlich ein wichtiger Beweggrund, einander zu morden! Welche Verachtung iſt denn fürchterlicher, die Verachtung anderer wegen guter oder ſeine eigene wegen ſchlechter Handlungen? Man darf glauben, daß der, welcher ſich ſelbſt wahrhaft achtet, ſich wenig um ungerechte Verachtung anderer bekümmert und ſich nur in Acht nimmt, daß er ſie nicht verdient; denn was recht und gut ſei, hängt nicht von dem Urtheile der Menſchen ab, ſondern es liegt in der Natur der Dinge, und wenn jedermann deiner vorgeblichen Tapferkeit

Beifall geben würde, ſo wäre ſie deßwegen nicht weniger ſchändlich. Ueberdieß iſt es gar nicht wahr, daß man ſich durch Ablehnung eines Zweikampfs aus Grundſäzzen verächtlich macht. Der redliche Mann, deſſen ganzes Leben ohne Flekken iſt, der nie ein Zeichen von Feigheit an ſich blicken ließ, wird ſich weigern, ſeine Hand mit Menſchenblut zu beflekken und deßwegen nur noch mehr geachtet werden. Immer bereit, ſeinem Vaterlande zu dienen, der Beſchüzzer des Schwachen zu ſeyn, die gefährlichſten Pflichten zu erfüllen, bei jeder gerechten und anſtändigen Gelegenheit mit ſeinem Blute zu vertheidigen, was ihm theuer iſt, tritt er ſo feſt und unerſchütterlich einher, als ohne wahren Muth nicht möglich iſt. Mit der Ruhe, die ein gutes Gewiſſen giebt, geht er mit aufgerichtetem Haupte einher und flieht nicht vor ſeinem Feinde und ſucht ihn nicht. Man ſieht leicht, daß er nicht den Tod fürchtet, ſondern ſich nur ſchlecht zu handeln ſcheut, daß er vor dem Verbrechen, nicht vor der Gefahr zurükbebt. Wenn heilloſe Vorurtheile ſich einen Augenblik gegen ihn erheben, ſo iſt jeder Tag ſeines Lebens ein Zeuge, der ihnen widerſpricht; und da ſeine Handlungsweiſe ſo gleichförmig iſt, ſo beurtheilt man eine Handlung nach ſeinen übrigen.

Wißt ihr, was dieſe Mäßigung den gewöhnlichen Menſchen ſo ſchwer macht? Die Schwierig-

rigkeit, ſie würdig zu behaupten, die Nothwendigkeit, nachher keine tadelnswürdige Handlung zu begehen. Denn wenn der Abſcheu vor ſchlechten Handlungen ihn ſonſt nicht zurükhält, warum ſollte er es hier thun, wo man einen natürlichern Beweggrund vorausſagen darf? Dann ſieht man freilich, daß die Weigerung nicht Tugend, ſondern Feigheit iſt, und ſpottet mit Recht über die Gewiſſenhaftigkeit, die ſich nur zeigt, wenn Gefahr da iſt. Habt ihr nicht bemerkt, daß die Menſchen, welche ſo leicht zu beleidigen und ſo bereit ſind, andere herauszufodern, gröſtentheils ſehr laſterhafte Menſchen ſind, welche aus Furcht, man möchte die Verachtung, die man gegen ſie hat, öffentlich darlegen, ſich bemühen, ihr übriges ſchimpfliches Leben mit einigen Ehrenſachen zu bedekken. Muß man ſich ſolche Leute zum Muſter nehmen? Von Soldaten von Profeſſion, die ihr Blut um Geld verkaufen, dürfen wir hier nicht ſprechen, dieſe berechnen, indem ſie ihren Plaz behaupten wollen, nach ihrem Intereſſe, was ſie der Ehre ſchuldig ſind, und wiſſen beinahe auf den Thaler hin, was ihr Leben werth iſt.

Laſſen wir ſich dieſe Leute immer ſchlagen. Nichts iſt ſo wenig ehrwürdig, als dieſe Ehre, von welcher ſie ſo großen Lärm machen; es iſt nichts weiter, als eine thörichte Mode, eine mißver-

verſtandene Nachäffung der Herzhaftigkeit, welche ſich mit den größten Verbrechen brüſtet. Die Ehre eines edeldenkenden Mannes iſt nicht in der Gewalt anderer; ſie iſt in ihm, nicht in der Meinung des Volks; er vertheidiget ſich nicht mit Degen oder Schild, ſondern durch ein redliches und unſträfliches Leben, und zu dieſem Streite gehört gewiß ſo viel Muth als zu dem andern. Mit einem Worte, der muthige Mann verachtet den Zweikampf und der rechtſchaffene Mann verabſcheut ihn.

Ich halte den Zweikampf für die niedrigſte Stuffe der Rohheit, auf welche die Menſchen herabſinken können. Wer ſich mit leichtem Herzen ſchlägt, iſt in meinen Augen nichts als ein wildes Thier, das ſich bemüht, ein anderes zu zerfleiſchen, und wenn noch der mindeſte Funken natürlichen Gefühls in dem Herzen des Siegers iſt, ſo ſcheint mir der, welcher fällt, weniger beklagenswerth zu ſeyn, als der andere. Man beobachte ſolche blutgewohnte Menſchen, ſie können den Gewiſſensbiſſen nur durch Uebertäubung der Stimme der Natur trozzen; ſie werden nach und nach unempfindlich und grauſam; ſie ſpaßen mit dem Leben anderer, und werden dafür, daß ſie die Menſchlichkeit einmal hintanſezzen konnten, mit ihrem gänzlichen Verluſte beſtraft. Und was ſind ſie dann? —

Selbſt-

Selbſtmord.

Du willſt aufhören zu leben? — Aber ich möchte wohl wiſſen, ob du ſchon angefangen haſt? Biſt du denn geſchaffen, um Nichts zu thun? Legte dir der Himmel nicht mit dem Leben ein Tagewerk auf, das du verrichten ſollſt? Wenn du dieſes vor Abend verrichtet haſt, ſo ruhe den übrigen Theil des Tages aus, du darfſt es; aber wir wollen erſt deine Arbeit unterſuchen. Welche Antwort wirſt du dem höchſten Richter geben, wenn er Rechenſchaft über die Anwendung deiner Zeit von dir fodern wird? Unglüklicher, zeige mir den Rechtſchaffenen, der ſich, genug gelebt zu haben, rühmen kann, daß ich von ihm lerne, wie man ſein Leben eingerichtet haben muß, wenn man das Recht haben ſoll, es aufzugeben? Du rechneſt mir die Uebel der Menſchheit her, und ſagſt, „das Leben iſt ein Uebel,“ Kann man aber ſagen, es gebe nichts Gutes auf Erden und mußt du nicht einen Unterſchied machen, zwiſchen dem, was von Natur ein Uebel iſt, und dem, was nur zufällig dazu wird? Das leidende Leben eines Menſchen iſt von keiner Bedeutung und betrift blos ſeinen Körper, von dem er bald befreit ſeyn wird, aber ſein thätiges, ſein ſittliches Leben, welches ſich über ſein ganzes Weſen verbreiten muß, beſteht in der Ausübung ſeines Willens. Das

Leben iſt ein Uebel für den Böſen, der in guten Umſtänden iſt, und ein Gut für den unglüklichen rechtſchaffenen Mann, denn es wird nicht durch eine vorübergehende Lage, ſondern durch das Verhältniß, in dem es mit ſeinem Gegenſtand ſteht, gut oder böſe.

Du biſt des Lebens überdrüßig und ſagſt, „es iſt ein Uebel". Frühe oder ſpät wirſt du getröſtet werden und ſagen, „Das Leben iſt ein ſchäzbares Gut." Dann wirſt du wahrer ſprechen, ohne deßwegen richtiger zu urtheilen, denn es wird ſich nichts geändert haben, als du. Aendere dich alſo von heute an, und bezähme, weil alle Uebel nur in der ſchlechten Beſchaffenheit deines Herzens beſtehen, deine ausſchweifenden Begierden und verbrenne nicht dein Hauß, um es nicht in Ordnung bringen zu dürfen.

Sage nicht mehr, das Leben ſey ein Uebel; denn es hängt nur von dir ab, daß es ein Gut ſey, und gerade das, wenn es bisher ein Uebel für dich war, iſt ein Grund mehr, noch länger zu leben. Sage auch nicht, es ſey dir erlaubt, zu ſterben, denn du könnteſt mit gleichem Rechte ſagen, es ſey dir erlaubt, nicht Menſch zu ſeyn, oder dich wider den Urheber deines Seyns zu empören und deiner Beſtimmung entgegen zu handeln.

Der

Der Selbſtmord iſt ein geſtohlner und ſchändlicher Tod. Es iſt ein am menſchlichen Geſchlechte begangener Diebſtahl. Ehe du dich von dieſem trennen willſt, mußt du ihm erſezzen, was es für dich gethan hat. — „Aber ich bin durch nichts gebunden, ich bin der Welt unnüz.“ — Erbärmlicher Philoſoph, weißt du nicht, daß du keinen Schritt auf der Erde thun kannſt, ohne eine Pflicht anzutreffen, die du erfüllen ſollſt, und daß jeder Menſch der Menſchheit ſchon durch ſein bloſſes Daſeyn nüzlich iſt?

Unſinniger! wenn in deinem Herzen noch das mindeſte Gefühl von Tugend übrig iſt, ſo komm, ich will dich das Leben ſchäzzen lehren. Sage jedesmal, wenn du in Verſuchung kommen wirſt, es zu verlaſſen, zu dir ſelbſt: „ich will noch eine gute Handlung ausüben, ehe ich ſterbe.“ Dann ſuche einen Bedürftigen und hilf ihm, einen Unglüklichen und tröſte ihn, einen Unterdrükten und vertheidige ihn. Wenn dieſer Gedanke dich heute zurükhält, ſo wird er dich auch morgen, übermorgen, dein ganzes Leben hindurch zurükhalten. Wenn er dich nicht zurükhält, ſo ſtirb, du biſt ein Nichtswürdiger.

Da das Eigenthumsrecht nur auf Vertrag und menſchlichen Einrichtungen beruht, ſo kann jeder Menſch über das, was er beſizt, nach Gefallen

fallen verfügen; aber eine andere Bewandniß hat es mit den weſentlichen Geſchenken der Natur, wie Leben und Freiheit ſind, die jeder genießen darf, und von denen es wenigſtens zweifelhaft iſt, ob man das Recht habe, ſie zu veräuſſern; beraubt man ſich ſeiner Freiheit, ſo erniedrigt man ſein Weſen; nimmt man ſich das Leben, ſo vernichtet man ſein Weſen, ſo weit man es in ſeiner Gewalt hat.

Widerwärtigkeiten.

Die Vernunft will, daß man Widerwärtigkeiten geduldig ertrage, ihr Unangenehmes nicht durch unnüzze Klagen vermehre, menſchlichen Gütern keinen zu hohen Werth beilege, die Kraft, die man hat, ein Unglük wieder gut zu machen, nicht in Thränen verſchwende, und ſich endlich manchmal errinnere, daß es dem Menſchen unmöglich iſt, die Zukunft vorauszuſehen, und hinlängliche Kenntniß ſeiner ſelbſt zu haben, nur beurtheilen zu können, ob das, was ihm begegnet, ein Glük oder ein Unglük iſt.

Wenn ein widriges Schikſal einen vernünftigen und mäßigen Mann verfolgt, ſo wird er ſelbſt ſeine Unfälle zu ſeinem Vortheile zu wenden ſuchen, wie ein Spieler mit einem ſchlimmen Spiel, welches

ches ihm der Zufall in die Hand giebt, zu gewinnen ſucht, und er wird, ohne wie ein Kind, das fällt und bei dem Stein, an den es ſich ſtieß, weinet, wehzuklagen, zur Noth ein heilſames Inſtrument an ſeine Wunde bringen und ſich ſchneiden laſſen, um ſie zu heilen.

Glüklich iſt, wer den Stand, der ihn verläßt, verlaſſen, und dem Schikſale zum Troz Mann bleiben kann. Man preiſe den überwundenen König, der ſich wie ein Raſender unter die Trümmer ſeines Thrones begraben laſſen will, wie man will, ich verachte ihn, denn ich ſehe, daß er nur durch ſeine Krone da, und nichts iſt, wenn er nicht König iſt, wogegen der, welcher ſich über ihren Verluſt wegſezt, alsdann über ſie erhaben iſt. Von dem Stande eines Königs, welchen ein Feiger, ein Nichtswürdiger, ein Thor, wie ein anderer haben kann, erhebt er ſich zu dem Stande eines Menſchen, welchen wenige ausfüllen können, dann triumphirt er über das Schikſal, trozt ihm und verdankt alles ſich ſelbſt, und ſo lange er nur noch ſich ſelbſt zeigen kann, iſt er kein Nichts, er iſt Etwas. Ja ich habe hundertmal mehr Achtung für den König von Syrakus, der Schulmeiſter zu Corinth, und für den König von Macedonien, der Schreiber zu Rom war, als für einen unglüklichen Tarquinius, der nicht

fallen verfügen; aber eine andere Bewandniß hat es mit den weſentlichen Geſchenken der Natur, wie Leben und Freiheit ſind, die jeder genießen darf, und von denen es wenigſtens zweifelhaft iſt, ob man das Recht habe, ſie zu veräuſſern; beraubt man ſich ſeiner Freiheit, ſo erniedrigt man ſein Weſen; nimmt man ſich das Leben, ſo vernichtet man ſein Weſen, ſo weit man es in ſeiner Gewalt hat.

Widerwärtigkeiten.

Die Vernunft will, daß man Widerwärtigkeiten geduldig ertrage, ihr Unangenehmes nicht durch unnüzze Klagen vermehre, menſchlichen Gütern keinen zu hohen Werth beilege, die Kraft, die man hat, ein Unglük wieder gut zu machen, nicht in Thränen verſchwende, und ſich endlich manchmal errinnere, daß es dem Menſchen unmöglich iſt, die Zukunft vorauszuſehen, und hinlängliche Kenntniß ſeiner ſelbſt zu haben, nur beurtheilen zu können, ob das, was ihm begegnet, ein Glük oder ein Unglük iſt.

Wenn ein widriges Schikſal einen vernünftigen und mäßigen Mann verfolgt, ſo wird er ſelbſt ſeine Unfälle zu ſeinem Vortheile zu wenden ſuchen, wie ein Spieler mit einem ſchlimmen Spiel, wel-

ches ihm der Zufall in die Hand giebt, zu gewinnen ſucht, und er wird, ohne wie ein Kind, das fällt und bei dem Stein, an den es ſich ſtieß, weinet, wehzuklagen, zur Noth ein heilſames Inſtrument an ſeine Wunde bringen und ſich ſchneiden laſſen, um ſie zu heilen.

Glüklich iſt, wer den Stand, der ihn verläßt, verlaſſen, und dem Schikſale zum Troz Mann bleiben kann. Man preiſe den überwundenen König, der ſich wie ein Raſender unter die Trümmer ſeines Thrones begraben laſſen will, wie man will, ich verachte ihn, denn ich ſehe, daß er nur durch ſeine Krone da, und nichts iſt, wenn er nicht König iſt, wogegen der, welcher ſich über ihren Verluſt wegſezt, alsdann über ſie erhaben iſt. Von dem Stande eines Königs, welchen ein Feiger, ein Nichtswürdiger, ein Thor, wie ein anderer haben kann, erhebt er ſich zu dem Stande eines Menſchen, welchen wenige ausfüllen können, dann triumphirt er über das Schikſal, trozt ihm und verdankt alles ſich ſelbſt, und ſo lange er nur noch ſich ſelbſt zeigen kann, iſt er kein Nichts, er iſt Etwas. Ja ich habe hundertmal mehr Achtung für den König von Syrakus, der Schulmeiſter zu Corinth, und für den König von Macedonien, der Schreiber zu Rom war, als für einen unglüklichen Tarquinius, der

nicht

nicht wußte, was er werden ſollte, wie er nicht mehr herrſchen konnte, und für den Erben und Sohn eines Königs der Könige, *) welcher der Spielball von jedem war, der ſeines Unglüks ſpotten wollte, der von Hof zu Hof herumirrte, allenthalben Hülfe ſuchte und allenthalben Beleidigungen erfuhr, weil er nichts als eine Lebensart, welche zu führen nun nicht mehr in ſeiner Gewalt war, verſtand.

Vaterlandsliebe.

Vaterlandsliebe iſt das wirkſamſte Mittel, die Bürger gut und tugendhaft zu machen, das heiſt, es dahin zu bringen, daß ihr beſonderer Wille jederzeit mit dem allgemeinen Willen, der Staatsvernunft und dem Geſezze der Pflicht übereinſtimmt. Und in der That wurden die größten Wunder der Tugend durch dieſe Vaterlandsliebe hervorgebracht.

Dieſes ſüſſe und lebendige Gefühl, welches mit der vollen Schönheit der Tugend die Macht der Eigenliebe verbindet, macht dieſelbe ſo ſtark, daß

*) Vonones, Sohn des Phraates, des Königs der Parther.

daß ſie zur ſtärkſten Leidenſchaft wird, ohne deß-
wegen auszuarten. Die Vaterlandsliebe brachte
ſo viele unſterbliche Handlungen hervor, deren
Glanz unſere ſchwachen Augen blendet, und ſo
viele große Männer, deren alte Tugenden man für
Fabeln hält, ſeit man Vaterlandsliebe lächerlich fin-
det. Hierüber dürfen wir uns aber gar nicht wun-
dern, auch die entzückenden Empfindungen zärt-
licher Herzen werden von denen, die ſie noch nicht
gefühlt haben, für Einbildung gehalten, und von
der Liebe zum Vaterlande, die noch hundertmal
lebhafter und ſüſſer iſt, als die zu einer Geliebten,
kann man ſich nur einen Begriff machen, wenn
man ſie empfindet. Aber in allen Herzen, die ſie
belebt, in allen Handlungen, die ſie eingiebt, kann
man leicht den glühenden, erhabenen Eifer bemer-
ken, welcher ſelbſt der reinſten Tugend ohne ſie
fehlt. Wir wollen einmal ſelbſt Sokrates mit
Cato vergleichen. Der eine war mehr Philoſoph,
der andere mehr Bürger. Athen war ſchon ver-
loren und Sokrates Vaterland war nur die
ganze Welt. Dem Cato war das ſeinige tief ins
Herz gegraben, er lebte nur für ſein Vaterland,
er konnte es nicht überleben. Sokrates beſaß
die Tugend des weiſeſten Mannes, aber Cato
erſcheint neben Cäſar und Pompejus wie ein
Gott unter Sterblichen. Jener iſt Lehrer einiger
Privatperſonen, beſtreitet die Sophiſten und ſtirbt

für die Wahrheit, dieſer vertheidiget den Staat, die Freiheit, die Geſezze gegen die Eroberer der Welt und verläßt endlich, wie er kein Vaterland mehr hatte, dem er dienen konnte, die Erde. Ein würdiger Schüler des Sokrates wäre der tugendhafteſte, ein würdiger Nacheiferer des Cato der größte unter ſeinen Zeitgenoſſen. Jener würde ſein Glük in der Tugend finden, dieſer würde es in dem Glükke aller ſuchen. Von dem einen wurden wir belehrt, von dem andern geführt, und das würde ihm den Vorzug verſchaffen, denn nie machte man ein ganzes Volk zu Weiſen, aber ein ganzes Volk glüklich zu machen, iſt nicht unmöglich.

Verſchiedenheit der beiden Geſchlechter.

Man kann die moraliſche Verſchiedenheit beider Geſchlechter nicht in Abrede ſtellen, denn wie könnte man ſich für zwei ſo verſchiedene Weſen einen gemeinſchaftlichen Maasſtab der Vollkommenheit denken? Das Angreifen und das Abwehren; die Kühnheit des Mannes und die Schamhaftigkeit der Frau, beruhen nicht auf Uebereinkunft ſondern ſind Einrichtungen der Natur, deren Grund leicht anzugeben iſt, und woraus ſich die andern moraliſchen Verſchiedenheiten ohne Müh

ablei-

ableiten laſſen. Da überdieß die Beſtimmung, welche ihnen die Natur gab, nicht dieſelbe iſt, ſo müſſen auch die Neigungen, die Art, die Dinge anzuſehen und zu empfinden, auf jeder Seite nach ihren Abſichten eingerichtet ſeyn. Zum Feldbau und zum Säugen der Kinder gehört ein verſchiedener Geſchmak und anderer Körperbau. Eine größere Statur, eine ſtärkere Stimme, ausdruksvollere Geſichtszüge ſcheinen in keiner nothwendigen Beziehung mit dem Geſchlechte zu ſtehen; aber die Verſchiedenheit der äußerlichen Beſchaffenheit zeigt an, daß ihnen der Schöpfer auch einen verſchiedenen Geiſt geben wollte. Das Innere einer vollkommenen Frau und eines vollkommenen Mannes darf ſo wenig gleich ſeyn, als ihre Geſichter; jene eiteln Nachäffungen des Geſchlechts ſind der höchſte Grad von Unvernunft; ſie ſind jedem Vernünftigen lächerlich und halten ihn von der Liebe ab. Meiner Meinung nach darf ſich niemand einfallen laſſen, ein Mann zu heiſſen, wer nicht wenigſtens fünf und einen halben Fuß groß iſt, eine Baßſtimme und einen Bart hat.

Die Engländerinnen ſind ſanft und ſchüchtern, die Engländer rauh und trozzig. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch kommt blos daher, weil hier der Charakter jedes Geſchlechts mehr Stärke hat, wie es überhaupt in dem engliſchen National-Charak-

ter liegt, alles aufs Aeuſſerſte zu treiben. Uebrigens ſind ſie einander ganz gleich. Beide Geſchlechter leben gerne für ſich, beide verſammeln ſich nach der Tafel zum Trinken, die Männer zum Wein, die Frauen zum Thee; beide ſind dem Spiel ohne Wuth ergeben, und machen mehr ein Handwerk, als eine Leidenſchaft daraus; beide haben große Achtung für das Anſtändige; beide lieben das Vaterland und die Geſezze; beide ehren die eheliche Treue, und machen ſich wenigſtens keine Ehre daraus, ſie zu verlezzen; beide lieben den häußlichen Frieden; beide ſind ſtill und ſprechen nicht viel; beide ſind ſchwer in Bewegung zu ſezzen, aber ungeſtümm, wenn ſie einmal in Leidenſchaft gebracht ſind; für beide iſt die Liebe ſchreklich und tragiſch, denn ſie entſcheidet das Loos ihres Lebens; es geht dabei, wie Müralt ſagt, um nichts geringeres, als um Vernunft oder Leben; beide endlich lieben das Landleben, und die engliſchen Frauenzimmer ſchweifen ſo gerne durch ihre einſamen Parks, als ſie ſich im Vauxhall zeigen. Aus dieſem gemeinſchaftlichen Geſchmak an der Einſamkeit entſpringt auch der Hang zu tiefſinniger Lectüre und zu den Romanen, mit denen England überſchwemmt iſt, deren Helden, wie die Menſchen daſelbſt, auf der höchſten Stuffe der Tugend oder dem tiefſten Grade des Laſters ſtehen. — So ſind auch beide mehr in ſich gekehrt, und überlaſſen ſich nicht ſo leicht

eiteln

eiteln Nachahmungen, bekommen leichter Geſchmak für wahre Vergnügungen des Lebens und laſſen ſich mehr angelegen ſeyn, glüklich zu ſeyn, als glüklich zu ſcheinen.

Einbildungskraft.

Der Unterricht der Natur kömmt nur ſpät und allmählig, der, welchen die Menſchen geben, iſt immer zu frühzeitig. Im erſten Falle wird die Einbildungskraft von den Sinnen aufgewekt, im andern, werden ſie von der Einbildungskraft aufgewekt; ſie giebt ihnen eine zu frühzeitige Thätigkeit, welche nothwendig erſt jedes einzelne Glied, ſodann in die Länge ſelbſt, das ganze Geſchlecht ſchwächen und entnerven muß.

Nurch durch Hülfe der Einbildungskraft können die Sinne, deren unmittelbare Macht ſchwach und beſchränkt iſt, ihre größten Verwüſtungen anrichten. Sie erregt Begierden, indem ſie den Gegenſtänden noch mehr Reiz verleiht, als ihnen die Natur gab; ſie entdekt dem Auge zum Aergerniß, das, was es nicht nur als nakt anſieht, ſondern als ſollte es bekleidet ſeyn. Es kann keine Kleidung züchtig genug ſeyn, durch welche nicht ein durch die Einbildungsktaft entflammter Blik mit ſeinen Blikken dringen könnte. Wenn eine junge Chi-

Chineſerin die Spizze ihres mit Strumpf und Schuh bedekten Fußes ſehen ließe, ſo würde es zu Peking mehr Aufſehen machen, als wenn am Tayꝛ getes das ſchönſte Mädchen von der Welt ganz nakt tanzen würde.

Durchgängig iſt die Gewohnheit der Tod der Einbildungskraft; nur neue Gegenſtände bringen ſie in Thätigkeit. Was man alle Tage ſieht, beſchäftiget nicht mehr die Einbildungskraft, ſondern nur das Gedächtniß; und nur durch das Feuer der Einbildungskraft werden Leidenſchaften in Flammen geſezt.

Der Geruch iſt der Sinn der Einbildungskraft. Da er die Nerven in Spannung bringt, ſo muß er eine ſtarke Wirkung auf das Gehirn haben; daher reizt er auf einen Augenblik und erſchöpft in die Länge. Seine Wirkungen in der Liebe ſind bekannt genug. Der ſüße Duft in einem Puzzimmer iſt ein Fallſtrik, der gefährlicher iſt, als man glaubt; und ich weiß nicht, ſoll ich den weiſen und unempfindlichen Mann, dem der Geruch eines Blumenſtraußes an dem Buſen ſeiner Geliebten kein Herzklopfen macht, glüklich preiſen, oder bedauern.

Reiſen.

Man kann keinen Blik in eine Reiſebeſchreibung thun, ohne Charakter- und Sitten-Zeichnun-

nungen zu finden, aber man erſtaunt, wenn man ſieht, daß dieſe Leute, welche ſo viel davon ſchreiben, nichts ſagen, als was jeder ſchon wußte, daß ſie am andern Ende der Welt nichts wahrnehmen konnten, was ſie nicht auch hätten bemerken können, ohne aus ihrer Straße zu gehen, und daß die Züge, wodurch ſich eigentlich die Nationen unterſcheiden, und welche ſolchen Augen, die zum ſehen geſchaffen ſind, auffallen, den ihrigen beinahe immer entgiengen. Daher kam das ſchöne, von dem großen Haufen der Philoſophen ſo oft nachgeſagte Sprüchlein, die Menſchen ſeyen allenthalben die nämlichen, und es ſey unnüz, ſich zu beſtreben, die verſchiedenen Völker zu charakteriſiren, da ſie allenthalben die nämlichen Leidenſchaften, die nämlichen Laſter hätten, welches faſt ſo richtig geſchloſſen iſt, als wenn man ſagt, man könnte den Peter nicht vom Jakob unterſcheiden, weil beide eine Naſe, einen Mund und zwei Augen hätten.

Werden wir nie wieder die glüklichen Zeiten kommen ſehen, wo ſich die Völker nicht mit dem Philoſophiren abgaben, wo aber ein Plato, ein Thales, ein Pythagoras, von glühendem Eifer nach Kenntniſſen beſeelt, die größten Reiſen machten, blos in der Abſicht ſich zu belehren, in der Ferne ſich von den Vorurtheilen ihres Volkes frei

frei zu machen, zu lernen, was die Menſchen mit einander gemein haben und worinn ſie verſchieden ſind, und ſich jene allgemeine Kenntniſſe zu verſchaffen, welche nicht blos für ein Jahrhundert, oder ein Land ausſchlieſſend taugen, ſondern für alle Zeiten und alle Orte paſſen, und ſo zu ſagen, die allgemeinen Wiſſenſchaften der Weiſen ſind?

Man preißt die Freigebigkeit einiger Neugierigen, welche mit großen Koſten Gelehrte und Künſtler in den Orient reiſen laſſen, um daſelbſt Ruinen abzuzeichnen und Inſchriften zu entziffern oder abzuſchreiben, aber ich kann kaum begreifen, warum ſich in einem Jahrhundert, wo man ſich auf ſchöne Wiſſenſchaften etwas einbildet, noch nicht zwei Männer zuſammengefunden haben, einig miteinander, der eine an Geld und der andere an Kopf reich, beide ruhmliebend und nach Unſterblichkeit ringend, von denen der eine zwanzig tauſend Thaler von ſeinem Vermögen, der andere zehn Jahre von ſeinem Leben einer rühmlichen Reiſe um die Erde aufopfert, um auf derſelben nicht immer Steine und Pflanzen, ſondern einmal Menſchen und Sitten zu ſtudieren, und welche es ſich einmal in den Sinn kommen laſſen würden, nachdem man ſo viele hundert Jahre mit der Meſſung und Beobachtung des Hauſes zugebracht hat, auch die Einwohner kennen zu lernen.

Die

Die Mitglieder der gelehrten Geſellſchaften, welche das nördliche Europa und Südamerika bereiſten hatten mehr geometriſche als philoſophiſche Beobachtungen zum Zwekke. So wie übrigens manche von ihnen waren, kann man doch die Gegenden, welche von einem Lacondamine und Maupertuis beſucht und beſchrieben wurden, nicht als ganz unbekannt anſehen. Chardin, der wie Plato reiſete, ließ nichts über Perſien zu ſagen übrig, und China ſcheint von den Jeſuiten gut beobachtet worden zu ſeyn. Kämpfer giebt uns einen ziemlichen Begriff von dem wenigen, was er zu Japan ſah. Auſſer dem, was wir aus dieſen Nachrichten wiſſen, haben wir keine Kenntniß von Oſtindien, das nur von ſolchen Europäern beſucht wurde, die mehr auf Bereicherung ihrer Börſe, als ihres Kopfs bedacht waren. Ganz Afrika mit ſeinen zahlreichen Bewohnern, die ſich durch ihren Charakter ſo ſehr, als durch ihre Farbe auszeichnen, ſoll noch unterſucht werden. *) Die ganze Erde iſt mit Völkern bedekt, von denen wir höchſtens ihre Namen wiſſen, und doch maßen wir uns an, ein Urtheil über das menſchliche Geſchlecht zu fällen.

Wir

*) Daß Rouſſeau jezt nach den Reiſen von Forſter, le Vaillant und anderer, ſo wie der neueſten Aufklärungen über Aegypten, vieles hinzuſezzen würde, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Wir wollen annehmen, ein Montesquieu, Buffon, Diderot, Duclos, d'Alembert, Condillac, oder Männer ihrer Art reiſten zur Belehrung ihrer Mitbürger und beobachteten und beſchrieben, ſo gut ſie könnten, die Türkei, Aegypten, die Barbarei, Guinea, das Land der Caffern, das Innere von Afrika, Malabar, das Mogoliſche, die Königreiche Siam, Pegu und Ava, China, die Tartarei und vornemlich Japan; dann auf der andern Halbkugel Mexiko, Peru, Chili, die Länder um die Magellaniſche Meerenge, ohne die wahren oder erdichteten Patagonier zu vergeſſen, Tucuman, Paraguay, wenn es möglich wäre, Braſilien, dann die Caraiben, Florida und alle Gegenden der Wilden, welches die wichtigſte Reiſe von allen wäre, und mit der größten Aufmerkſamkeit gemacht werden müßte; wir wollen annehmen, dieſe neuen Hercules machten nach ihrer Zurückkunft von dieſen merkwürdigen Reiſen, ſogleich mit guter Muße eine naturhiſtoriſche, moraliſche und politiſche Beſchreibung deſſen, was ſie geſehen hätten, ſo würden wir eine neue Welt aus ihrer Feder hervorgehen ſehen, und ſo die unſrige kennen lernen; und ich behaupte, daß wir es glauben müßten, wenn dergleichen Beobachter von einem Geſchöpf ſagten, es ſey ein Menſch, und vom andern, es

ſei

ſei ein Thier. Sehr einfältig wäre es aber, wenn man ſich hierinn auf jene ungebildete Reiſende berufen wollte, bei welchen man manchmal zu der nämlichen Frage Verſuchung bekommen könnte, welche ſie ſich bei andern Geſchöpfen zu entſcheiden anmaßen.

Viele Leute lernen durch Reiſen nicht ſo viel, als aus Büchern, weil ſie die Kraft zu denken nicht verſtehen, und beim Leſen ihr Geiſt doch wenigſtens vom Schriftſteller geleitet wird, da ſie hingegen auf ihren Reiſen nichts von ſelbſt zu beobachten verſtehen.

Der Franzoſe reiſt unter allen Völkern der Erde am meiſten, aber ganz eingenommen von den bei ihm herrſchenden Sitten, kann er ſich in nichts finden, was von denſelben abweicht. Man trifft in jedem Winkel der Erde Franzoſen an und es giebt kein Land, wo man mehr gereiſte Leute antrifft, als in Frankreich und bei alle dem kennt dieſes Volk, das die andern Völker am häufigſten beſucht, dieſelben am wenigſten. Der Engländer reiſt auch, aber auf eine andere Art; dieſe beiden Völker müſſen ſchon in allem das Gegentheil ſeyn. Bey den Engländern reiſt der Adel, bei den Franzoſen nicht; in Frankreich reiſen die gemeinen Leute, in England nicht. Dieſe Verſchiedenheit gereicht, nach meiner Mei-

nung,

nung, den leztern zur Ehre. Der Franzoſe hat faſt immer eine eigennüzzige Abſicht bei ſeinen Reiſen. Die Engländer ſuchen nur durch Handel und eine volle Börſe Glük bei andern Nationen; wenn ſie auswärts reiſen, ſo wollen ſie ihr Geld verzehren, nicht welches verdienen; ſie ſind zu ſtolz, um vor Fremden zu kriechen. Deswegen zeigen ſie ſich den Fremden auch in einer vortheilhaftern Geſtalt als die Franzoſen, welche ganz andre Dinge im Kopfe haben. Die Engländer haben zwar auch ihre eigenen Vorurtheile, ſie haben ſie ſogar mehr als irgend jemand, dieſelbe rühren aber nicht ſowohl von Unwiſſenheit, als vielmehr von Leidenſchaft her. Die Engländer haben ſolche Vorurtheile, die aus Stolz entſtehen, die Franzoſen ſolche, welche Eitelkeit erzeugt.

So wie die am wenigſten gebildeten Völker gemeiniglich die vernünftigſten ſind, ſo reiſen die, welche am wenigſten reiſen, am beſten, weil ſie es noch nicht in unnüzzen Unterſuchungen ſo weit gebracht haben, als wir, ſich nicht ſo viel mit Gegenſtänden unſrer eiteln Neugierde abgeben, und daher ihre ganze Aufmerkſamkeit dem wahrhaft Nüzlichen widmen. So viel mir bekannt iſt, reiſen faſt nur die Spanier auf dieſe Art. Während ein Franzoſe zu den Künſtlern eines Landes rennt, ein Engländer eine Antike von ihnen abzeich-

zeichnen läßt, und ein Deutſcher ſein Stammbuch bei allen Gelehrten herumträgt, ſtudiert der Spanier ohne Geräuſch die Regierung, die Sitten und die Polizei eines Landes, und er allein von dieſen vieren bringt bei ſeiner Rükkehr in ſein Vaterland manche nüzliche Bemerkungen von dem, was er geſehen hat, mit nach Hauße.

Hat man, um Menſchen kennen zu lernen, nöthig, die ganze Welt zu durchrennen? Muß man nach Japan gehen, um Europäer zu beobachten? Hat man zur Kenntniß der Gattung die Kenntniß jedes Einzelnen nöthig? Nein, manche Menſchen ſind einander ſo ähnlich, daß es nicht der Mühe werth iſt, ſie beſonders kennen zu lernen. Wer zehn Franzoſen geſehen hat, hat alle geſehen. Wenn man dieſes ſchon nicht gerade von den Engländern und einigen andern Nationen ſagen kann, ſo iſt es doch gewiß, daß jedes Volk ſeinen eigenen und beſondern Charakter hat, den man durch Vergleichung mehrerer ſeiner Glieder herausbringen kann. Wer zehn Völker mit einander verglichen hat, kennt die Menſchen ſo gut als einer, der zehn Franzoſen geſehen hat, die Franzoſen kennt.

Das einzige Mittel, die wahren Sitten eines Volks kennen zu lernen, beſteht darinn, daß man das Privatleben der zahlreichſten Stände beobach-

obachtet. Wenn man ſich bei Leuten aufhält, die immer nur andere vorſtellen, ſo iſt es ſo viel, als wenn man Schauſpieler ſieht.

Die Erwerbung von Weltkenntniß hat mehr Schwierigkeiten, als man beim erſten Anblikke denken möchte; ich weiß ſogar nicht einmal, auf welchen Standpunkt man ſich ſtellen muß, um ſie recht kennen zu lernen. - Der Philoſoph iſt zu weit davon, der Weltmann zu nah dabei. Dieſer ſieht zu viel, als daß er darüber nachdenken könnte, jener zu wenig, als daß er das Ganze beurtheilen könnte. Der Philoſoph betrachtet jeden Gegenſtand, der ihm vorkömmt, an ſich, und da er weder die Verbindungen noch die Verhältniſſe deſſelben mit andern Gegenſtänden, die auſſer ſeinem Geſichtskreiſe liegen, gehörig einſieht, ſo ſieht er ihn nie von der rechten Seite an, und bemerkt weder ſeinen Grund noch ſeine eigentlichen Wirkungen. Der Weltmann ſieht alles und hat nicht Zeit, über irgend etwas nachzudenken. Die ſchnelle Veränderung der Gegenſtände erlaubt ihm nur, ſie wahrzunehmen, nicht ſie zu beobachten; ſie verſchwinden nach einander mit gröſter Geſchwindigkeit, und es bleiben ihm von allen nur verworrene Eindrükke zurük, die einem Chaos gleichen.

Man kann auch nicht abwechſelnd ſehen und nachdenken, weil das Sehen eine fortwährende

Aufmerkſamkeit erfodert, durch welche das Nach⸗denken unterbrochen wird. Ein Menſch, der ſei⸗ne Zeit abſazweiſe in Umgang mit den Leuten und in Einſamkeit theilen wollte, würde in ſeiner Ein⸗ſamkeit immer beunruhiget, bliebe unter den Leuten immer fremd, und wäre ſo nirgends et⸗was. Es bliebe kein anderes Mittel übrig, als ſein ganzes Leben in zwei große Perioden zu thei⸗len, und die eine davon zum Sehen, die andere zum Nachdenken anzuwenden; aber ſogar dieſes iſt beinahe unmöglich; denn die Vernunft iſt kein Kleid, das man nach Gefallen ablegen und an⸗ziehen kann, und wer zehn Jahre leben konnte, ohne zu denken, wird ſein ganzes Leben hindurch nicht mehr denken.

Ich finde auch, daß es Thorheit iſt, wenn man die Leute als bloßer Zuſchauer ſtudieren will. Wer nur beobachten will, kann nichts beobachten, weil er als unnüz bei Geſchäften und überflüßig bei Vergnügungen nirgends zugelaſſen wird. Man ſieht andere nur handeln, ſo lange man ſelbſt han⸗delt; man muß in der Schule der Welt, wie in der Schule der Liebe, gleich mit der Ausübung deſſen, was man lernen will, anfangen.

Die Alten reiſten wenig, laſen wenig und machten wenig Bücher; und doch ſieht man aus denen, welche wir noch von ihnen haben, daß

ſie

ſie einander beſſer beobachteten, als wir unſere Zeitgenoſſen beobachten. Man muß dem Herodot die Ehre laſſen, in ſeiner Geſchichte, wenn ſie gleich mehr aus Erzählungen als aus Bemerkungen beſteht, die Sitten beſſer gemahlt zu haben, als es alle unſere Geſchichtſchreiber thun, wenn ſie ſchon ihre Bücher mit Beſchreibungen und Charakterzeichnungen überladen. Tacitus hat die Deutſchen ſeiner Zeit beſſer beſchrieben, als irgend ein Schriftſteller die heutige. Man kann nicht läugnen, daß einer, der in der alten Geſchichte bewandert iſt, die Griechen, Carthaginenſer, Römer, Gallier und Perſer beſſer kennt, als irgend ein heutiges Volk ſeine Nachbarn.

Man muß auch geſtehen, daß der urſprüngliche Charakter jedes Volkes von Tag zu Tag mehr verſchwindet und eben deßwegen auch ſchwerer aufzufaſſen iſt. In dem Maaße, wie ſich die Stämme und die Völker mit einander vermiſchen, ſieht man nach und nach jene National-Verſchiedenheiten verſchwinden, welche ehedem beim erſten Anblik ins Auge fielen. Sonſt blieb jede Nation in ſich ſelbſt verſchloſſener, es gab nicht ſo viel Gemeinſchaft der Völker miteinander, nicht ſo viele Reiſen, nicht ſo viel gleiches oder ſich widerſprechendes Intereſſe, nicht ſo viele politiſche und bür-

bürgerliche Verbindungen verſchiedener Völker, die weiten Schiffahrten waren ſeltener, man handelte nicht ſo weit in die Ferne. Jezt beſteht zwiſchen Europa und Aſien hundertmal mehr Verbindung, als ſonſt zwiſchen Gallien und Spanien Statt hatte. Die Länder Europens waren mehr von einander getrennt als es jezt die der ganzen Erde ſind.

Da ſich die alten Völker ſonſt gröſtentheils für Autochthones oder aus ihrem eigenen Lande Entſproſſene hielten, ſo bewohnten ſie es daher ſchon ſo lange, daß das Clima einen bleibenden Eindruk auf ſie machen konnte, ſtatt daß unter uns ſeit den Einfällen der Römer durch die neuern Völkerwanderungen alles unter einander gemiſcht und gemengt iſt. Die heutigen Franzoſen haben nicht mehr die großen weißen und blonden Körper der alten Gallier, die Griechen ſind nicht mehr die ſchöngebauten Menſchen, die ſich die Kunſt zum Muſter nehmen kann, ſelbſt die Römer haben ihre Geſtalt ſo ſehr verändert wie ihren Charakter; die Perſer, Abkömmlinge der Tatarn, verlieren durch die Vermiſchung mit Circaſſiſchem Blute jeden Tag mehr von ihrer urſprünglichen Häßlichkeit. Die Europäer ſind keine Gallier, Germanier,

Iberier oder Allobrogen mehr, ſie ſind nichts als in Rükſicht auf Geſtalt und noch mehr auf Sitten verſchiedentlich ausgeartete Scythen. Vielleicht möchte man nach dieſen Betrachtungen einen Herodot, Cteſias und Plinius nicht mehr ſo belachenswerth finden, daß ſie den Bewohnern verſchiedener Länder urſprüngliche Züge und beſtimmte Unterſcheidungsmerkmale zuſchrieben, die wir nicht mehr an ihnen ſehen.

Und während die Beobachtungen ſchwerer werden, ſtellt man ſie auch nachläßiger und ſchlechter an; — eine zweite Urſache der ſchlechten Fortſchritte unſerer Unterſuchungen in der Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts. Die Belehrungen, die man von Reiſen erhält, richten ſich nach dem Grunde, aus welchen ſie unternommen wurden. Iſt dieſer ein philoſophiſches Syſtem, ſo ſieht der Reiſende immer nur, was er ſehen will, iſt er Eigennuz, ſo beſchäftigt dieſer die ganze Aufmerkſamkeit derer, die ihn zum Zwekke haben. Gerade der Handel und die Künſte, welche die Völker in Gemeinſchaft mit einander bringen und vermiſchen, hindern ſie auch, einander kennen zu lernen. Wenn ſie nur den Vortheil wiſſen, den ſie von einander ziehen können, was brauchen ſie denn mehr?

Reiſen ſind nur ſolchen Leuten gut, die Feſtigkeit genug haben, irrige Lehren anzuhören, ohne ſich davon bethören und Beiſpiele des Laſters zu ſehen, ohne ſich davon hinreißen zu laſſen. Reiſen laſſen den natürlichen Anlagen ihren vollen Lauf und machen den Menſchen vollends gut oder böſe. Wer in der Welt herumſtrich, bleibt ſein ganzes Leben hindurch, was er bei ſeiner Rükkehr iſt. Es kommen mehr böſe als gut zurük, weil mehrere mit dem Hang zum Böſen als mit dem Hang zum Guten ausreiſen. Junge, ſchlecht erzogene und geleitete Leute nehmen auf ihren Reiſen alle Laſter der Völker an, welche ſie beſuchen und nicht eine von den Tugenden, welche mit denſelben vereiniget ſind; diejenigen hingegen, deren natürliche gute Anlagen gehörig ausgebildet ſind und die eigentlich Belehrung zum Zwecke ihrer Reiſen haben, kommen immer beſſer und vernünftiger zurük, als ſie ausgegangen waren.

Zu Fuße reiſen, heißt reiſen, wie Thales, Plato und Pythagoras. Ich kann kaum begreifen, wie ſich ein Philoſoph entſchließen kann, auf eine andere Art zu reiſen, und ſich der Unterſuchung der Reichthümer zu berauben, die ſein Fuß betritt und welche die Erde ſeinen Augen darbietet. Welcher Liebhaber des Akkerbaues wird

 nicht

nicht die Produkte die dem Klima der Gegenden, die er bereiſt, eigen ſind, und die Art ihres Anbaus kennen lernen wollen? Welcher Mann, der nur ein wenig Geſchmak an der Naturgeſchichte findet, wird es über ſich vermögen können, über einen Boden zu gehen, ohne ihn zu unterſuchen, über einen Felſen, ohne etwas von ihm abzuſtoßen, über Gebürge, ohne Kräuter, über Steinbrüche, ohne Mineralien zu ſuchen. Eure Dachſtübchens-Philoſophen ſtudiren die Naturgeſchichte in Cabinetten, ſie haben allerlei unnüzze Seltenheieen, ſie wiſſen Namen, haben aber keinen Begriff von der Natur. Das Cabinet eines wahren Philoſophen iſt reicher, als alle königliche Naturalien-Cabinette, denn ſein Cabinet iſt die ganze Erde. Jedes Ding iſt da an ſeinem rechten Plazze, der Naturkundige, der die Aufſicht darüber hat, brachte alles in die vortreflichſte Ordnung; d'Aubenton würde es nicht beſſer haben machen können.

Wie viele verſchiedenartige Vergnügen vereinigt dieſe angenehme Art zu reiſen in ſich, wenn man auch die Stärkung der Geſundheit und die Aufheiterung des Gemüths nicht in Anſchlag bringen will. Ich ſehe immer, daß die, welche in recht ſanften Wagen reiſen, mürriſch und verdrüß-

drüßlich ſind, brummen oder nicht wohl ſind, daß hingegen Fußgänger immer froh, munter und mit allem zufrieden ſind. Wer nur an irgend einen Ort hinkommen will, kann ſich der Poſt bedienen, wer aber reiſen will, muß zu Fuße gehen.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Politik.

Staatsverwaltung.

Die verſchiedenen Regierungsformen haben ihren Urſprung in der gröſſern oder geringern Verſchiedenheit, welche im Zeitpunkt ihrer Entſtehung unter den Privatperſonen Statt hatte. Zeichnete ſich Ein Mann durch Macht, Tugend, Reichthum oder Anſehen aus, ſo wurde er allein zur Obrigkeit erwählt, und die Regierungsform wurde monarchiſch. Waren mehrere einander ziemlich gleiche vorhanden, welche das Uebergewicht über die andern hatten, ſo wurden ſie zuſammen erwählt und man hatte eine Ariſtokratie. Solche, deren Vermögen oder Geiſtesgaben in keinem ſo groſſen Misverhältniſſe ſtunden und welche ſich nicht ſo weit von dem Stande der Natur entfernt hatten, übernahmen die oberſte Staatsverwaltung gemeinſchaftlich, und bildeten eine Demokratie. Die Zeit lehrte, welche von dieſen Regierungsformen den Menſchen am vortheilhafteſten war. Die einen blieben blos den Geſezzen unterworfen; die an-

anderen gehorchten bald Herren. Die Bürger wollten ihre Freiheit erhalten, die Unterthanen dachten nur darauf, ſie ihren Nachbarn zu rauben, indem ſie nicht ertragen konnten, daß andere eines Vortheils froh wurden, den ſie ſelbſt entbehren mußten, mit einem Worte, auf der einen Seite waren Reichthum und Eroberungen, auf der andern Glük und Tugend.

Wenn die Verrichtungen eines Hausvaters und die des erſten Staatsdieners gleich einerlei Zwek haben, ſo wird derſelbe doch auf ſo verſchiedenen Wegen erreicht, und ſo ſind doch ihre Pflichten und Rechte ſo verſchieden, daß man ſie nicht mit einander verwechſeln kann, ohne ſich falſche Begriffe von den Grundgeſezzen der Geſellſchaft zu machen, und ohne in Irrthümer zu fallen, die dem menſchlichen Geſchlechte ſchädlich ſind. Wenn die Stimme der Natur würklich der beſte Rathgeber iſt, dem ein guter Hausvater folgen kann, wenn er ſeine Pflichten gehörig erfüllen will, ſo iſt ſie für den Staatsbeamten nur ein betrüglicher Führer, welcher ſich beſtändig bemüht, ihn von ſeinem Wege abzubringen, und ihn oder den Staat früh oder ſpät ins Verderben ſtürzt, wenn ihn nicht die erhabenſte Tugend in Schranken hält. Der Hausvater braucht ſich nur vor Verderbniß zu hüten und ſeine natürlichen Neigungen vor

Dritte Abtheilung.

Politik.

Staatsverwaltung.

Die verſchiedenen Regierungsformen haben ihren Urſprung in der größern oder geringern Verſchiedenheit, welche im Zeitpunkt ihrer Entſtehung unter den Privatperſonen Statt hatte. Zeichnete ſich Ein Mann durch Macht, Tugend, Reichthum oder Anſehen aus, ſo wurde er allein zur Obrigkeit erwählt, und die Regierungsform wurde monarchiſch. Waren mehrere einander ziemlich gleiche vorhanden, welche das Uebergewicht über die andern hatten, ſo wurden ſie zuſammen erwählt und man hatte eine Ariſtokratie. Solche, deren Vermögen oder Geiſtesgaben in keinem ſo groſſen Misverhältniſſe ſtunden und welche ſich nicht ſo weit von dem Stande der Natur entfernt hatten, übernahmen die oberſte Staatsverwaltung gemeinſchaftlich, und bildeten eine Demokratie. Die Zeit lehrte, welche von dieſen Regierungsformen den Menſchen am vortheilhafteſten war. Die einen blieben blos den Geſezzen unterworfen; die an-

anderen gehorchten bald Herren. Die Bürger wollten ihre Freiheit erhalten, die Unterthanen dachten nur darauf, ſie ihren Nachbarn zu rauben, indem ſie nicht ertragen konnten, daß andere eines Vortheils froh wurden, den ſie ſelbſt entbehren mußten, mit einem Worte, auf der einen Seite waren Reichthum und Eroberungen, auf der andern Glük und Tugend.

Wenn die Verrichtungen eines Hausvaters und die des erſten Staatsdieners gleich einerlei Zwek haben, ſo wird derſelbe doch auf ſo verſchiedenen Wegen erreicht, und ſo ſind doch ihre Pflichten und Rechte ſo verſchieden, daß man ſie nicht mit einander verwechſeln kann, ohne ſich falſche Begriffe von den Grundgeſezzen der Geſellſchaft zu machen, und ohne in Irrthümer zu fallen, die dem menſchlichen Geſchlechte ſchädlich ſind. Wenn die Stimme der Natur würklich der beſte Rathgeber iſt, dem ein guter Hausvater folgen kann, wenn er ſeine Pflichten gehörig erfüllen will, ſo iſt ſie für den Staatsbeamten nur ein betrüglicher Führer, welcher ſich beſtändig bemüht, ihn von ſeinem Wege abzubringen, und ihn oder den Staat früh oder ſpät ins Verderben ſtürzt, wenn ihn nicht die erhabenſte Tugend in Schranken hält. Der Hausvater braucht ſich nur vor Verderbniß zu hüten und ſeine natürlichen Neigungen vor

Ver-

Verſchlimmerung zu bewahren, aber gerade dieſe ſind den Staatsbeamten ſehr gefährlich. Der erſte darf, um gut zu handeln, nur ſein Herz zu Rathe ziehen, der andere wird ein Schurke, ſobald er dem ſeinigen Gehör giebt; ſelbſt ſeine Vernunft muß ihm verdächtig ſeyn, und er muß ſich blos von der Vernunft des Staats, das iſt, von dem Geſezze leiten laſſen. Die Natur hat auch eine Menge guter Hausväter hervorgebracht, aber ich zweifle, ob die menſchliche Weisheit ſeit der Erſchaffung der Welt zehn Menſchen tüchtig gemacht hat, ihre Mitmenſchen zu regieren.

Der Staatskörper kann, einzeln betrachtet, wie ein organiſirter und lebender dem menſchlichen ähnlicher Körper angeſehen werden. Die höchſte Gewalt ſtellt den Kopf vor, die Geſezze und Gewohnheiten ſind das Gehirn, als der Urſprung der Nerven und der Siz des Verſtandes, des Willens und der Sinne, deren Werkzeuge die Richter und Beamten ſind; der Handel, die Handwerke und der Akkerbau ſind der Mund und der Magen, welche die gemeinſchaftlichen Säfte erzeugen. Die öffentlichen Einkünfte ſind das Blut, welches eine weiſe Oekonomie, die die Stelle des Herzens vertritt, zurükſendet, um durch den ganzen Körper Nahrung und Leben zu vertheilen; die Bürger ſind der Rumpf und die Glieder, welche Bewegung,

Le=

Leben und Thätigkeit in die Maſchine bringen und die man an keinem Theile verlezzen kann, ohne daß, vorausgeſezt, daß der Körper in ſeinem geſunden Zuſtande ſei, das Gehirn ſogleich einen ſchmerzhaften Eindruk empfände; das Leben eines Jeden von ihnen macht das allgemeine, die gegenſeitige Empfindung und die innere Verbindung der Theile aus. Fängt dieſer Zuſammenhang an, aufzuhören, verſchwindet die förmliche Vereinigung und beſteht die Verbindung beiſammen liegender Theile nur darinn, daß ſie neben einander liegen, ſo iſt der Menſch tod, oder das Band des Staats aufgelößt.

Der Staatskörper iſt alſo ein moraliſches Weſen, welches einen Willen hat, und dieſer allgemeine Wille, die Quelle der Geſezze, welche immer auf die Erhaltung und das Wohlſeyn des Ganzen und jedes Theils geht, iſt für Staatsglieder, in ſo fern ſich ihre Handlungen auf den Staat beziehen, der Maasſtab deſſen, was Recht oder Unrecht iſt.

Es giebt für die Nationen, wie für die einzelnen Menſchen, eine Zeit der Reifheit, die man erwarten muß, ehe man ſie Geſezzen unterwirft; aber ſie iſt nicht immer ſo leicht zu erkennen, und wenn man ihr zuvorkömmt, ſo verfehlt man ſeinen Zwek. Manches Volk iſt ſchon bei ſeiner Entſte-

hung

hung einer Bildung fähig, manches iſt es nach einem Jahrtauſende noch nicht. Die Ruſſen werden nie wahrhaft gebildet werden, weil ſie zu frühe gebildet wurden. Peter hatte nur einen nachahmenden Geiſt, nicht wahres Genie, welches Alles aus Nichts hervorbringt und ſchaft. Manches, was er that, war gut, das meiſte nicht am rechten Plazze. Er ſah, daß ſein Volk roh war, er ſah aber nicht, daß es noch keiner Ausbildung fähig war, er wollte es verfeinern, da er nur darauf hätte hinarbeiten ſollen, es kriegeriſch zu machen. Er wollte die Ruſſen plözlich zu Deutſchen und Engländern machen, da er damit hätte anfangen ſollen, ſie zu Ruſſen zu machen; er hinderte ſeine Unterthanen, jemals das zu werden, was ſie hätten werden können, indem er ſie beredete, ſie ſeyen ſchon etwas, was ſie nicht waren. So bildet ein franzöſiſcher Hofmeiſter ſeinen Zögling, daß er als Kind eine Weile glänzt und hernach nie Etwas wird. Das Ruſſiſche Reich wird Europa unter ſich bringen wollen, aber ſelbſt unterjocht werden; die Tatarn, ſeine Unterthanen oder ſeine Nachbarn werden ſeine und unſere Herren werden; ſo ſcheint es mir unfehlbar kommen zu müſſen.

Es muß erſt noch ein allgemeines Staatsrecht entſtehen, und man darf annehmen, daß es nie entſtehen wird. Grotius, der in dieſem Fache

der

der Meiſter aller Gelehrten iſt, iſt doch nur ein Kind und was noch ſchlimmer iſt, ein Kind, auf das man ſich nicht verlaſſen kann. Wenn ich den Grotius bis an die Wolken erheben und den Hobbes verwünſchen höre, ſo ſehe ich, wie viele vernünftige Leute dieſe beiden Schriftſteller leſen oder verſtehen. Beim Lichte betrachtet, ſind ihre Grundſäzze die nämlichen. Der einzige, der von den Neuern dieſe wichtige und nüzliche Wiſſenſchaft hätte erſchaffen können, wäre der berühmte Montesquieu geweſen. Aber er bearbeitete nichts weniger als das allgemeine Staatsrecht, er begnügte ſich, das poſitive Recht der vorhandenen Regierungen abzuhandeln, und dieſe zwei Wiſſenſchaften ſind ſo verſchieden als etwas in der Welt. Freilich muß der, welcher ein vernünftiges Urtheil über die Regierungen, ſo wie ſie einmal ſind, fällen will, beide beſizzen, wenn er das, was iſt, gehörig beurtheilen ſoll, ſo muß er wiſſen, was ſeyn ſoll.

Könige.

Die größten Könige, welche uns die Geſchichte nennt, wurden nicht zum Herrſchen gebohren; es iſt eine Wiſſenſchaft, die man nie weniger beſizt, als wenn man ſie zu ſehr gelernt hat, und welche man beſſer durch Gehorchen als durch Befehlen lernt.

Die

Die Kunſt zu regieren beſteht darinn, daß man auf das Geſez hält und tauſend Mittel weiß, es beliebt zu machen. Verbrechen beſtrafen, dieſes kann ein ſchwacher Unterthan, wie jeder andere; der wahre Staatsmann weiß ihnen vorzubauen, er erſtrekt ſeine Herrſchaft mehr noch auf den Willen, als auf die Handlungen. Wenn er es dahin bringen könnte, daß jedermann recht handelte, ſo hätte er nichts mehr zu thun, und das Meiſterſtük ſeiner Arbeiten wäre, wenn er müßig bleiben könnte.

Durch gute Geſezze, eine vernünftige Polizei und einſichtsvolle Verwaltung der Staatseinkünfte vermehrt ein weiſer Regent ſeine Macht gewiß, ohne ſich irgend einer Gefahr auszuſezzen. Nüzlichere Einrichtungen in ſeinen Staaten ſind die wahren Eroberungen, die er von ſeinen Nachbarn macht, und jeder Unterthan, der ihm gebohren wird, iſt ſo gut, als ein getödteter Feind.

Die Könige ſollten nicht verſchmähen, die Leute in ihre Räthe aufzunehmen, die am beſten im Stande ſind, ihnen gut zu rathen, die größten Gelehrten ſollten an ihren Höfen einen ehrenvollen Zufluchtsort finden, hier ſollte ihnen die Belohnung, die allein ihrer würdig iſt, zu Theil werden, daß ſie durch ihren Einfluß das Glük der Völker, die ſie vorher Weisheit gelehrt haben, be-

för-

fördern; erſt dann wird man ſehen, was Tugend, Gelehrſamkeit und Anſehen vermögen, wenn ſie, von edlem Wetteifer beſeelt, im Einverſtändniß mit einander auf das Glük des menſchlichen Geſchlechts hinarbeiten; ſo lange aber die Macht auf einer und Einſichten und Weisheit auf der andern Seite allein ſind, werden die Gelehrten nicht leicht an große Unternehmungen denken, und die Fürſten noch ſeltener ſchöne ausführen, und die Völker beſtändig niedrig, verdorben und unglüklich bleiben.

Wenn es gut iſt, wenn man die Menſchen zu gebrauchen verſteht, ſo wie ſie einmal ſind, ſo iſt es noch weit beſſer, wenn man ſie ſo machen kann, wie man ſie nöthig hat; darinn beſtund die große Kunſt der alten Regierungen in jenen längſtverfloſſenen Zeiten, wo die Weltweiſen den Völkern Geſezze gaben, und ihr ganzes Anſehen nur dazu anwendeten, dieſelben weiſe und glüklich zu machen. Man bilde alſo Menſchen, wenn man über Menſchen herrſchen will; wenn man will, daß ſie den Geſezzen gehorchen, ſo mache man, daß ſie ſie lieben, und daß ihnen, um zu thun, was ſie ſollen, der bloſſe Gedanke genug iſt, daß es ſo ſeyn ſoll, kurz man mache, daß die Tugend herrſcht.

Alle

Alle Fürſten werden immer ohne Unterſchied, ob ſie gut oder böſe ſind, kriechend gelobt werden, ſo lange es Hofleute und Gelehrte geben wird. Fürſten, die wirklich große Männer ſind, muß man mit mehr Mäßigung loben. Schmeichelei beleidiget hre Tugend, und große Lobeserhebungen können ihrem Ruhm gerade ſchaden. Trajan wäre in meinen Augen viel größer, wenn Plinius ſeine Lobrede auf ihn nicht geſchrieben hätte.

Die Meinung, die Beherrſcherin der Welt, iſt der Macht der Könige nicht unterworfen, im Gegentheil ſind ſie ihre erſten Sklaven.

Geſezze.

Wenn es wahr iſt, daß es ſelten einen großen Fürſten giebt, wie ſelten wird erſt ein großer Geſezgeber ſeyn? Jener darf nur der Vorſchrift folgen, die ihm dieſer geben muß, dieſer iſt der Mechanicus, der die Maſchine erfindet, jener nur der Arbeiter, der die Maſchine aufzieht und im Gange erhält.

Die alten Geſezgeber legten ihre Ausſprüche den Göttern in den Mund, um diejenigen, auf welche menſchliche Weisheit nicht die gehörige Wirkung thun konnte, durch göttliches Anſehen zu gewinnen. Aber es iſt nicht jedes Menſchen Sache, die

die Götter ſo ſprechen zu laſſen, daß man ihm glaubt, wenn er ſich als ihren Dollmetſcher ankündiget. Der große Geiſt des Geſezgebers, iſt das wahre Wunder, welches ſeine Sendung beweiſen muß. In ſteinerne Tafeln graben, ein Orakel erkaufen, geheime Zuſammenkünfte mit irgend einer Gottheit vorgeben, einen Vogel abrichten, daß er einem ins Ohr ſpricht, oder andere grobe Mittel erfinden, ſich beim Pöbel Anſehen zu verſchaffen, kann jeder, und wer auch nur dieſes verſtünde, könnte vielleicht ſogar einen Haufen Thoren zuſammenbringen; aber nie wird er ein Reich gründen, und ſein ungereimtes Werk wird bald mit ihm untergehen. Eitles Blendwerk ſchaft blos ein ſchwaches Band, nur die Weisheit macht es feſt. Das jüdiſche Geſezbuch, das ſich noch immer erhält, das Geſezbuch M a h o m e t s, das ſeit tauſend Jahren die halbe Welt beherrſcht, verkündigen noch jezt die Größe der Männer, die ſie verfaßten, und während eine aufgeblaſene Philoſophie oder blinder Partheigeiſt nur glükliche Betrüger in ihnen ſucht, bewundert der wahre Menſchenkenner in ihren Verordnungen jenen erhabenen und mächtigen Geiſt, der dauerhafte Einrichtungen begründen kann.

Je mehr man die Geſezze vervielfältiget, deſto mehr verlieren ſie von ihrem Anſehen, man

führt

führt dadurch nur neue Misbräuche ein, ohne die alten zu verbeſſern, und die Aufſeher, die man anſtellt, um auf ſie zu halten, ſind eben ſo viele neue Uebertreter, die den Raub mit den alten theilen oder ihn für ſich allein machen. Bald wird das, was der Tugend gebührt, Blutigeln zu Theil; die ſchlechteſten Menſchen bekommen das gröſte Anſehen, ſie ſind aber um ſo verächtlicher, je gröſſer ſie ſind; ihre Würden können ihre Schande nicht bedekken, ihre Ehrenſtellen entehren ſie, ſie erkaufen ſich die Stimmen der Mächtigen oder den Schuz der Weiber nur, um ihrer Seits Gerechtigkeit, Pflicht und Staat verkaufen zu können, und das Volk, welches nicht bemerkt, daß ſeine Laſter die erſte Urſache ſeines Unglükkes ſind, murrt und ſeufzt. „Alles unſer Unglük kömmt nur von denen her, „die wir bezahlen, damit ſie uns dafür bewahren „ſollen.“

Bei einer gut eingerichteten Staatsverwaltung wird nie eine Befreiung vom Geſezze zugeſtanden werden, unter welchem Titel es auch ſei. Selbſt die Bürger, die ſich um das Vaterland verdient gemacht haben, müſſen durch Ehrenſtellen, nicht durch Privilegien belohnt werden, denn der Staat iſt am Rande des Verderbens, ſobald irgend jemand denken kann, es ſeye ſchön, wenn man den Geſezzen nicht gehorchen dürfe. . .

Wel-

Welche unbegreifliche Kunſt konnte ein Mittel finden, die Menſchen unterwürfig zu machen, um ſie frei zu machen, und in der That um ſo freier, da bei einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit keiner etwas anders von ſeiner Freiheit verliert, als was der Freiheit anderer nachtheilig ſeyn kann? Dieſes Wunder iſt das Werk des Geſezzes. Nur dem Geſezze verdanken die Menſchen Gerechtigkeit und Freiheit, dieſes wohlthätige Organ des allgemeinen Willens ſtellt in dem Recht wieder die natürliche Gleichheit unter den Menſchen her; ſeine himmliſche Stimme giebt jedem Bürger die Vorſchriften der Staatsvernunft, und lehrt ihn dabei nach Gründen ſeines eigenen Verſtandes handeln; ohne im Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu ſeyn; nur durch ſie müſſen die Oberhäupter ſprechen, wenn ſie befehlen. Denn ſobald ein Menſch ohne Rükſicht auf die Geſezze, einen andern ſeiner Privatwillkühr unterwerfen will, ſo tritt er augenbliklich aus dem Stande des Bürgers und verſezt ſich in den bloßen Naturſtand, wo man ſich immer nur durch Zwang Gehorſam verſchaft.

Da das Civilrecht, das heißt, die Geſezze, welche den Schwachen noch mehr belaſten und dem Reichen neue Kraft geben, welche die natürliche Freiheit unwiederbringlich zerſtörten und das Geſez des Eigenthums und der Ungleichheit

auf immer gründeten, welche aus einer geſchikten Anmaßung ein unwiderrufliches Recht machten und zum Vortheil einiger Ehrgeizigen nachgerade das ganze Menſchengeſchlecht der Arbeit, der Knechtſchaft und dem Elende unterwarfen; — da das Civilrecht auf dieſe Art die allgemeine Richtſchnur der Bürger geworden war, ſo fand das Naturrecht nur noch unter den verſchiedenen Geſellſchaften ſtatt, wo es unter dem Namen Völkerrecht durch einige ſtillſchweigende Uebereinkünfte modificirt wurde, um den Verkehr möglich zu machen und das natürliche Mitleiden zu erſezzen, welches, da es bei Geſellſchaften gegen Geſellſchaften faſt alle Kraft verlor, die es bei Menſchen gegen Menſchen hatte, nur in einigen großen Weltbürger-Herzen thront, welche ſich über die eingebildeten Schranken, welche die Völker trennen, hinwegſezzen und nach dem Beiſpiel des höchſten Weſens, welches ſie erſchuf, das ganze Menſchengeſchlecht mit ihrem Wohlwollen umfaſſen.

Nur auf den Mittelſtand wirken die Geſezze mit ihrer ganzen Kraft. Sie ſind gleich unmächtig gegen die Schäzze des Reichen, wie gegen das Elend des Armen; jener verſpottet ſie, dieſer entwiſcht ihnen; jener zerreißt das Seegel, dieſer ſtreicht vorbei.

Das

Das misbrauchte Geſez dient dem Mächtigen zur Angriffs-Waffe und zum Schild gegen den Schwachen, und der Vorwand des allgemeinen Wohls iſt immer die gefährlichſte Geißel des Volkes.

Das wichtigſte von allen Geſezzen, das nicht auf Marmor oder Erz, ſondern in die Herzen der Bürger gegraben iſt, und die eigentliche Verfaſſung des Staats ausmacht, deſſen Kraft ſich mit jedem Tage vermehrt, welches andern Geſezzen, welche veraltet oder in Vergeſſenheit gekommen ſind, wieder Anſehen giebt, oder ihre Stelle erſezt, welches bei einem Volke den Geiſt ſeiner Stiftung erhält und unvermerkt die Macht der Gewohnheit an die Stelle des Anſehens ſezt: dieſes ſo mächtige und feſte Geſez ſind die Sitten, die Gewohnheiten und hauptſächlich die Meinung. Unſere Staatsmänner kennen dieſen Theil, von welchem der Erfolg aller übrigen abhängt, nicht, aber der große Geſezgeber beſchäftigt ſich damit insgeheim, während er ſich auf einzelne Verordnungen einzuſchränken ſcheint, welche nur das Gerüſte des Gewölbes ſind, deſſen unerſchütterlicher Schlußſtein erſt die Sitten ausmachen, welche langſamer entſtehen.

Die mindeſte Veränderung in den Gewohnheiten, wenn ſie auch in gewiſſer Rükſicht vortheil-

auf immer gründeten, welche aus einer geſchikten Anmaßung ein unwiderrufliches Recht machten und zum Vortheil einiger Ehrgeizigen nachgerade das ganze Menſchengeſchlecht der Arbeit, der Knechtſchaft und dem Elende unterwarfen; — da das Civilrecht auf dieſe Art die allgemeine Richtſchnur der Bürger geworden war, ſo fand das Naturrecht nur noch unter den verſchiedenen Geſellſchaften ſtatt, wo es unter dem Namen Völkerrecht durch einige ſtillſchweigende Uebereinkünfte modificirt wurde, um den Verkehr möglich zu machen und das natürliche Mitleiden zu erſezzen, welches, da es bei Geſellſchaften gegen Geſellſchaften faſt alle Kraft verlor, die es bei Menſchen gegen Menſchen hatte, nur in einigen großen Weltbürger-Herzen thront, welche ſich über die eingebildeten Schranken, welche die Völker trennen, hinwegſezzen und nach dem Beiſpiel des höchſten Weſens, welches ſie erſchuf, das ganze Menſchengeſchlecht mit ihrem Wohlwollen umfaſſen.

Nur auf den Mittelſtand wirken die Geſezze mit ihrer ganzen Kraft. Sie ſind gleich unmächtig gegen die Schäzze des Reichen, wie gegen das Elend des Armen; jener verſpottet ſie, dieſer entwiſcht ihnen; jener zerreißt das Seegel, dieſer ſtreicht vorbei.

Das

Das misbrauchte Geſez dient dem Mächtigen zur Angriffs-Waffe und zum Schild gegen den Schwachen, und der Vorwand des allgemeinen Wohls iſt immer die gefährlichſte Geißel des Volkes.

Das wichtigſte von allen Geſezzen, das nicht auf Marmor oder Erz, ſondern in die Herzen der Bürger gegraben iſt, und die eigentliche Verfaſſung des Staats ausmacht, deſſen Kraft ſich mit jedem Tage vermehrt, welches andern Geſezzen, welche veraltet oder in Vergeſſenheit gekommen ſind, wieder Anſehen giebt, oder ihre Stelle erſezt, welches bei einem Volke den Geiſt ſeiner Stiftung erhält und unvermerkt die Macht der Gewohnheit an die Stelle des Anſehens ſezt: dieſes ſo mächtige und feſte Geſez ſind die Sitten, die Gewohnheiten und hauptſächlich die Meinung. Unſere Staatsmänner kennen dieſen Theil, von welchem der Erfolg aller übrigen abhängt, nicht, aber der große Geſezgeber beſchäftigt ſich damit insgeheim, während er ſich auf einzelne Verordnungen einzuſchränken ſcheint, welche nur das Gerüſte des Gewölbes ſind, deſſen unerſchütterlicher Schlußſtein erſt die Sitten ausmachen, welche langſamer entſtehen.

Die mindeſte Veränderung in den Gewohnheiten, wenn ſie auch in gewiſſer Rükſicht vortheil-

haſt ſeyn ſollte, ſchlägt immer zum Nachtheil der Sitten aus. denn die Gewohnheiten ſind die Moral des Volks und ſobald es ſie nicht mehr achtet, ſo bleibt ihm keine andere Richtſchnur mehr, als ſeine Leidenſchaften, kein anderer Zügel, als die Geſezze, welche die Böſen wohl manchmal im Zaume halten, nie aber ſie gut machen können. Es iſt alſo für ein Volk, das Sitten hat, weſentlich nothwendig, ſich ſorgfältig vor Wiſſenſchaften und über alles vor Gelehrten zu bewahren, deren zurechtweiſende Lehren ihm bald ſeine Sitten und Gebräuche verächtlich machen werden, wodurch eine Nation immer verdorben wird.

Die Völker ſind, wie die Menſchen nur in ihrer Jugend gelehrig, im Alter werden ſie unverbeſſerlich. Wenn einmal Gewohnheiten eingeführt und Vorurtheile eingewurzelt ſind, ſo iſt es ein gefährliches und vergebliches Beginnen, wenn man ſie ausrotten will; das Volk kann nicht einmal leiden, daß man ſeine Schäden nur berührt, um ſie zu zerſtören, wie die einfältigen und muthloſen Kranken, welche der Anblik der Arznei zittern macht.

In einem gut regierten Staat kommen wenig Strafen vor, nicht weil man häufig begnadiget, ſondern weil es wenige Verbrecher giebt. So wie der Staat in Verfall kömmt, bleiben die Verbre-

chen

chen wegen ihrer großen Zahl ungeſtraft. In der Römiſchen Republik fiel es weder dem Senat noch den Conſuls je ein, zu begnadigen, ſelbſt das Volk begnadigte nicht, wenn es ſchon manchmal ſein eigenes Urtheil widerrief. Häufige Begnadigungen zeigen an, daß die Verbrecher ſie bald nicht mehr nöthig haben werden und jedermann ſieht ein, was dabei herauskömmt.

Häufige Todesſtrafen ſind immer ein Zeichen einer ſchwachen oder trägen Regierung. Kein Menſch iſt ſo ſchlecht, daß man ihn nicht zu irgend etwas gut machen könnte; man darf auch nicht einmal des Beiſpiels wegen jemanden tödten, den man ohne Gefahr am Leben laſſen kann.

Die Rechtsgelehrten, welche den ſtrengen Ausſpruch thaten, das Kind eines Sklaven werde als Sklave geboren, haben mit andern Worten feſtgeſezt, ein Menſch werde nicht als Menſch geboren.

Finanzen.

Die wichtigſte Regel bei Verwaltung der Finanzen iſt, größere Sorgfalt darauf zu verwenden, daß man den Bedürfniſſen zuvorkommt, als darauf, daß man die Einkünfte vermehrt. Die alten Regierungen richteten wirklich mit ihrer Sparſam-

ſamkeit mehr aus, als die unſrigen mit allen ihren Schäzzen.

Wenn man ſieht, daß eine Regierung in Jahren des Ueberfluſſes für die Ausfuhr und in Jahren des Mangels für die Einfuhr Prämien bezahlt, ſtatt ſich Abgaben geben zu laſſen, ſo muß man dergleichen wirklich vor Augen haben, wenn man es für wahr halten ſoll, und würde es für ein Mährchen halten, wenn es vor alten Zeiten geſchehen wäre.

Es macht Rom ſehr wenig Ehre, daß die Unbeſcholtenheit des Quäſtors Cato ſo ſehr bemerkt wurde, und daß ein Kaiſer, welcher die Kunſt eines Sängers mit einigen Thalern belohnte, hinzuzuſezzen für nöthig fand, daß dieſes Geld aus ſeinem Familien=Vermögen, nicht aus dem Staatsvermögen genommen wäre? Aber wenn es ſchon wenige Galba giebt, wo werden wir Catone finden?

Die Bücher und Rechnungen der Verwalter dienen mehr zur Vermäntlung ihrer Veruntreuungen, als zu deren Entdekkung, und die größte Klugheit entdekt nicht ſo leicht neue Maßregeln zu deren Verhütung, als die Schurkerei Mittel, ſie zu hintergehen. Man laſſe alſo die Verzeichniſſe und Papiere, und lege die Finanzen in treue Hände;

de; das iſt das einzige Mittel, wodurch man es dahin bringen kann, daß ſie gehörig verwaltet werden. Bei dieſem küzlichen Zweige der Staatsverwaltung iſt Tugend die einzige wirkſame Urkunde.

Alles übrige gleich geſezt, muß der, welcher zehnmal mehr Vermögen hat, als ein anderer, auch zehnmal mehr bezahlen. Wer nur das einfachſte und Nothwendigſte hat, darf gar nichts geben, und in der Noth muß der, welcher Ueberfluß hat, alles was ſeine Bedürfniſſe überſteigt, abgeben. Mancher wird ſagen, was für einen gemeinen Mann überflüßig wäre, ſei für ihn in Betracht ſeines Standes Bedürfniß; aber das iſt nicht wahr; ein Vornehmer hat zwei Beine ſo gut als ein Kuhhirt, und ſo gut als dieſer nur einen Magen. Im Gegentheil iſt dieſes vorgebliche Bedürfniß ſeinem Stande ſo wenig unentbehrlich, daß er nur um ſo mehr verehrt würde, wenn er aus einer löblichen Urſache Verzicht darauf thäte. Ein Volk würde den Miniſter anbeten, der zu Fuß in den Staatsrath gienge, weil er ſeine Wagen in einer dringenden Noth des Staats verkauft hätte. Endlich ſchreibt das Geſez niemand Pracht vor und der bloße Wohlſtand kann nie ein Grund gegen das Recht ſeyn.

Auflagen.

Man lege ſtarke Auflagen auf Livreen, Equipagen, Spiegel, Kronleuchter und koſtbares Hausgeräthe, auf Stoffe und Vergoldungen, auf die Höfe und Gärten der Palläſte, auf Schauſpiele aller Art, auf müßige Lebensarten, als Tänzer, Sänger, Comödianten, kurz auf die vielen Gegenſtände des Luxus, der Beluſtigung und des Müßiggangs, welche aller Augen auf ſich ziehen, und um ſo weniger verheimlicht werden können, als ihr ganzer Nuzzen darinn beſteht, daß ſie gezeigt werden, indem ſie völlig unnüz wären, wenn man ſie nicht bemerken würde. Man darf nicht fürchten, daß dergleichen Einkünfte unſicher wären, weil ſie nur von ſolchen Sachen abhängen, die nicht durchaus nothwendig ſind; man müßte die Menſchen ſchlecht kennen, wenn man glauben wollte, daß ſie, wenn ſie ſich einmal vom Luxus dahin reißen ließen, je Verzicht darauf thun könnten, ſie würden hundertmal lieber dem Nothwendigſten entſagen und lieber vor Hunger als vor Schaam ſterben. Die Vermehrung des Aufwands wird nur ein neuer Grund, ihn fortzuſezzen, da die Eitelkeit, ſich reich zu zeigen, nur durch die Koſten der Auflage neben dem Werth der Sache doppelte Nahrung fände. So lange es Reiche giebt, werden ſie ſich vor den Armen auszeichnen wol-

wollen, und der Staat könnte ſich keine weniger läſtige und zugleich ſicherere Quelle von Einkünften verſchaffen, als dieſe Auszeichnung.

Aus demſelben Grunde würde die Betriebſamkeit durch eine ökonomiſche Anordnung nicht leiden, welche die Einkünfte vermehren, den Landbau durch Erleichterung des Landmanns beleben und unvermerkt das Vergnügen aller in einen Mittelzuſtand bringen würde, der die wahre Stärke des Staats ausmacht. Ich gebe zu, es wäre möglich, daß dieſe Auflagen dazu beitragen könnten, daß einige Moden ſchneller vorübergiengen, dieſes würde aber nur geſchehen, um andere an ihre Stelle zu bringen, wobei der Handwerksmann gewönne, ohne daß die Staatskaſſe etwas dabei verlieren würde. Kurz, wenn wir annehmen, daß es feſter Grundſaz der Regierung wäre, alle Auflagen auf den Ueberfluß der Reichen zu legen, ſo würden dieſelben entweder ihrem überflüßigen Aufwande entſagen, um nur nüzliche Ausgaben zu machen, welche dem Staate Vortheil brächten, und dann hätte dieſe Vertheilung der Auflagen die Wirkung beſſerer Aufwandsgeſezze, die Ausgaben des Staats würden nothwendig mit denen der Privatleute abnehmen, und die Staatskaſſe würde auf dieſe Art nur weniger einnehmen, um noch weit weniger ausgeben zu dürfen, oder, wenn ſich die Reichen

in

in ihren Verſchwendungen nicht einſchränken würden, ſo hätte der Staat in dem Ertrag, der hieraus für ihn entſpringenden Einkünfte die geſuchten Mittel zu Beſtreitung der weſentlichen Bedürfniſſe des Staates. Im erſten Fall würde die Staatskaſſe durch jede Ausgabe, die ſie weniger zu machen hätte, im zweiten durch die unnüzzen Ausgaben der Privatleute reicher.

Ich halte für ausgemacht, daß alles, was nicht gegen Geſezze oder gute Sitten iſt, und von der Regierung verboten werden kann, auch gegen eine Gebühr von ihr erlaubt werden kann. Wenn ſie zum Beiſpiel den Gebrauch von Equipagen unterſagen kann, ſo kann ſie noch mit weit mehr Recht eine Auflage darauf legen, wodurch ſie ihren Gebrauch auf eine vernünftige und nüzliche Art tadelt, ohne deßwegen zu machen, daß er aufhört. Dann kann man die Auflage als eine Art von Geldbuße anſehen, deren Ertrag den Mißbrauch, den er beſtraft, vergütet.

Man hat ſich nicht geſcheut, zu behaupten, man müſſe dem Bauer Laſten auflegen, denn wenn er nichts zu bezahlen hätte, ſo würde er nichts thun. Aber die Erfahrung bei allen Völkern der Erde ſtraft dieſen lächerlichen Grundſaz Lügen. In Holland, in England, wo der Landmann ſehr wenig bezahlt, und vorzüglich in China,

na, wo er nichts bezahlt, wird das Land am beſnen bebaut. Dagegen läßt der Bauer allenthalben, wo er ſich nach Verhältniß des Ertrags ſeines Feldes belaſtet ſieht, daſſelbe brach liegen oder zieht nur gerade ſo viel daraus, als er zu ſeinem Unterhalt braucht. Denn für den, der die Frucht ſeiner Bemühungen verliert, iſt Nichtsthun Gewinn, und es iſt ein ſehr ſonderbares Mittel, die Faulheit zu verbannen, wenn man auf die Arbeit eine Strafe ſézt.

Wenn man behauptet, es ſeye nichts ſo gefährlich, als eine Auflage, die der Käufer bezahlen muß, was in China, dem Land, wo die Auflagen auf der ganzen Erde am ſtärkſten ſind und am beſten bezahlt werden, der Fall iſt, ſo ſollte man einſehen, daß das Uebel noch hundertmal ärger iſt, wenn dieſe Auflage vom Bauer ſelbſt bezahlt werden muß. Heißt dieſes nicht das Leben des Staats an ſeiner Quelle angreiffen? Heißt das nicht, ſo geradezu, wie möglich, auf Entvölkerung und folglich in die Länge auf das Verderben des Landes hinarbeiten? Denn welcher Mangel iſt ſchädlicher für eine Nation, als der Mangel an Menſchen?

Bevölkerung.

Das ſicherſte Zeichen des Flors und des Glüks eines Staats iſt die Menge und Zunahme ſeiner

Glie-

Glieder. Alles übrige gleich angenommen iſt unſtreitig diejenige Regierung die beſte, unter welcher ohne fremden Zuwachs, ohne Aufnahme von Auswärtigen oder Coloniſten die Bürger ſich am ſtärkſten vermehren, und diejenige die ſchlechteſte, worunter die Volksmenge ſich verminderte. Zählt, rechnet und vergleicht nun, ihr Rechner!

Nach dem nämlichen Grundſazze muß man beurtheilen, welche Jahrhunderte in Anſehung des glüklichen Zuſtandes ihrer Menſchen den Vorzug vor einander verdienen. Man preißt diejenigen, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, zu ſehr, indem man nicht auf den geheimen Grund dringt, aus dem ſie ſo verehrt wurden und die ſchädliche Wirkung davon nicht in Betracht zieht. Werden wir in den Grundſäzzen, die wir in ihren Büchern finden, nie den groben Eigennuz entdekken, der aus ihren Schriftſtellern ſprach? Dieſe mögen ſagen, was ſie wollen, wenn ein Volk troz ſeines Glanzes an Volksmenge abnimmt, ſo iſt es nicht wahr, daß alles gut gehe, und ein Jahrhundert wird dadurch, daß ein Dichter hunderttauſend Livres Einkünfte hat, nicht zum beſten. Schon der Umſtand, daß Auguſt Geſezze wider die Eheloſigkeit gab, zeigt von dem Verfall des Römiſchen Reichs. Kurz, in jedem Lande, deſſen Volksmenge ſich vermindert, naht ſich der Staat ſeinem Untergange, und das Volk, deſſen Volksmen-

menge ſich am meiſten vermehrt, wird unſtreitig am beſten regiert, und wenn es auch das ärmſte wäre.

Vergnügen des Landlebens.

Die Stadtleute können das Landleben nicht lieben, denn ſie verſtehen nicht einmal da zu ſeyn, und wiſſen nicht, was ſie denn da machen ſollen. Sie verſchmähen ſeine Arbeiten und ſeine Vergnügungen und kennen ſie nicht einmal; wenn ſie in ihrem Landhauſe ſind, ſo kommt es ihnen vor, als wären ſie in einem fremden Lande, und es iſt kein Wunder, wenn es ihnen daſelbſt nicht gefällt. Man muß Landmann ſeyn oder nicht aufs Land gehen, denn was will man ſonſt da machen? Wenn die Pariſer auf das Land zu gehen glauben, ſo gehen ſie nicht dahin, ſie nehmen Paris mit ſich. Sie werden von ihren Sängern, Schöngeiſtern, Speichellekkern begleitet. Spiel, Muſik und Schauſpiel ſind ihre einzige Beſchäftigung daſelbſt; wenn ſie manchmal jagen, ſo thun ſie dies ſo bequem, daß ſie nicht die Hälfte Ermüdung und Vergnügen davon haben. Ihre Tafel iſt beſezt, wie zu Paris, ſie eſſen zu den nämlichen Stunden, man trägt ihnen die nämlichen Speiſen auf dem nämlichen Tiſchzeug auf, ſie thun, was ſie zu Paris thun, und ſo bleiben ſie eben ſo gut dort, denn wenn ſie auch noch ſo reich ſind und ſich noch ſo

Glieder. Alles übrige gleich angenommen iſt unſtreitig diejenige Regierung die beſte, unter welcher ohne fremden Zuwachs, ohne Aufnahme von Auswärtigen oder Coloniſten die Bürger ſich am ſtärkſten vermehren, und diejenige die ſchlechteſte, worunter die Volksmenge ſich verminderte. Zählt, rechnet und vergleicht nun, ihr Rechner!

Nach dem nämlichen Grundſazze muß man beurtheilen, welche Jahrhunderte in Anſehung des glüklichen Zuſtandes ihrer Menſchen den Vorzug vor einander verdienen. Man preißt diejenigen, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, zu ſehr, indem man nicht auf den geheimen Grund dringt, aus dem ſie ſo verehrt wurden und die ſchädliche Wirkung davon nicht in Betracht zieht. Werden wir in den Grundſäzzen, die wir in ihren Büchern finden, nie den groben Eigennuz entdekken, der aus ihren Schriftſtellern ſprach? Dieſe mögen ſagen, was ſie wollen, wenn ein Volk troz ſeines Glanzes an Volksmenge abnimmt, ſo iſt es nicht wahr, daß alles gut gehe, und ein Jahrhundert wird dadurch, daß ein Dichter hunderttauſend Livres Einkünfte hat, nicht zum beſten. Schon der Umſtand, daß Auguſt Geſezze wider die Eheloſigkeit gab, zeigt von dem Verfall des Römiſchen Reichs. Kurz, in jedem Lande, deſſen Volksmenge ſich vermindert, naht ſich der Staat ſeinem Untergange, und das Volk, deſſen Volks-

menge ſich am meiſten vermehrt, wird unſtreitig am beſten regiert, und wenn es auch das ärmſte wäre.

Vergnügen des Landlebens.

Die Stadtleute können das Landleben nicht lieben, denn ſie verſtehen nicht einmal da zu ſeyn, und wiſſen nicht, was ſie denn da machen ſollen. Sie verſchmähen ſeine Arbeiten und ſeine Vergnügungen und kennen ſie nicht einmal; wenn ſie in ihrem Landhauſe ſind, ſo kommt es ihnen vor, als wären ſie in einem fremden Lande, und es iſt kein Wunder, wenn es ihnen daſelbſt nicht gefällt. Man muß Landmann ſeyn oder nicht aufs Land gehen, denn was will man ſonſt da machen? Wenn die Pariſer auf das Land zu gehen glauben, ſo gehen ſie nicht dahin, ſie nehmen Paris mit ſich. Sie werden von ihren Sängern, Schöngeiſtern, Speichellekkern begleitet. Spiel, Muſik und Schauſpiel ſind ihre einzige Beſchäftigung daſelbſt; wenn ſie manchmal jagen, ſo thun ſie dies ſo bequem, daß ſie nicht die Hälfte Ermüdung und Vergnügen davon haben. Ihre Tafel iſt beſezt, wie zu Paris, ſie eſſen zu den nämlichen Stunden, man trägt ihnen die nämlichen Speiſen auf dem nämlichen Tiſchzeug auf, ſie thun, was ſie zu Paris thun, und ſo bleiben ſie eben ſo gut dort, denn wenn ſie auch noch ſo reich ſind und ſich noch ſo

viele Mühe geben, ſo können ſie doch das Gefühl eines gewiſſen Mangels nicht ganz völlig vermeiden, weil ſie doch nicht ganz Paris mit ſich nehmen können. So berauben ſie ſich ſelbſt der Abwechslung, die ihnen ſo theuer zu ſtehen kömmt, ſie kennen immer nur eine Lebensart, und haben immer lange Weile.

Die Einfachheit des Hirten- und Landlebens hat immer etwas rührendes. Man wird von den Gegenſtänden, die ſich dem Auge darſtellen, unwillkührlich in eine angenehme Täuſchung gewiegt; man vergißt ſein Jahrhundert und ſeine Zeitgenoſſen, und verſezt ſich in die Zeit der Patriarchen. O Zeitalter der Liebe und Unſchuld, wie einfach und zufrieden lebten die Menſchen in dir! O Rahel, treflichſtes und ſo beſtändig geliebtes Mädchen! Wie glüklich iſt der, dem vierzehnjährige Knechtſchaft um deinen Beſiz nicht zu lange wurde. O ſanfter Zögling Nörinis, wie glüklich iſt der gute Greis, dem du Füße und Herz erwärmteſt! Nein, nirgends herrſcht die Schönheit gewaltiger, als im Schooße der ländlichen Arbeiter! Hier ſizzen die Grazien auf ihrem Thron, hier werden ſie von Aufrichtigkeit geſchmükt und von Frohſinn belebt, hier muß man ſie anbeten, man mag wollen oder nicht.

Vierte Abtheilung.

Litteratur, Wiſſenſchaften und Künſte.

Sprachen.

Indem die Sprachen die Zeichen verändern, modificiren ſie auch die Begriffe, die ſie bezeichnen, die Köpfe bilden ſich nach den Sprachen, und die Gedanken bekommen von den Mundarten einen gewiſſen Anſtrich. Nur die Vernunft iſt allgemein, die Einbildungskraft hat in jeder Sprache ihre beſondere Form, — ein Unterſchied, welcher wohl zum Theil eine Urſache oder Wirkung des National-Charakters ſeyn könnte; welche Muthmaßung mir noch dadurch unterſtüzt zu werden ſcheint, daß ſich bei allen Nationen der Erde die Sprache mit den Sitten ändert, und ſich mit ihnen erhält oder anders wird.

Man ſagt, die franzöſiſche Sprache ſei die züchtigſte; ich halte ſie für die unzüchtigſte, denn nach meiner Meinung beſteht die Züchtigkeit einer Sprache nicht darinn, daß man ſorgfältig unanſtändige Wendungen vermeidet, ſondern darinn, daß

viele Mühe geben, ſo können ſie doch das Gefühl eines gewiſſen Mangels nicht ganz völlig vermeiden, weil ſie doch nicht ganz Paris mit ſich nehmen können. So berauben ſie ſich ſelbſt der Abwechslung, die ihnen ſo theuer zu ſtehen kömmt, ſie kennen immer nur eine Lebensart, und haben immer lange Weile.

Die Einfachheit des Hirten- und Landlebens hat immer etwas rührendes. Man wird von den Gegenſtänden, die ſich dem Auge darſtellen, unwillkührlich in eine angenehme Täuſchung gewiegt; man vergißt ſein Jahrhundert und ſeine Zeitgenoſſen, und verſezt ſich in die Zeit der Patriarchen. O Zeitalter der Liebe und Unſchuld, wie einfach und zufrieden lebten die Menſchen in dir! O Rahel, treflichſtes und ſo beſtändig geliebtes Mädchen! Wie glüklich iſt der, dem vierzehnjährige Knechtſchaft um deinen Beſiz nicht zu lange wurde. O ſanfter Zögling Nörinis, wie glüklich iſt der gute Greis, dem du Füße und Herz erwärmteſt! Nein, nirgends herrſcht die Schönheit gewaltiger, als im Schooße der ländlichen Arbeiter! Hier ſizzen die Grazien auf ihrem Thron, hier werden ſie von Aufrichtigkeit geſchmükt und von Frohſinn belebt, hier muß man ſie anbeten, man mag wollen oder nicht.

Vierte Abtheilung.

Litteratur, Wiſſenſchaften und Künſte.

Sprachen.

Indem die Sprachen die Zeichen verändern, modificiren ſie auch die Begriffe, die ſie bezeichnen, die Köpfe bilden ſich nach den Sprachen, und die Gedanken bekommen von den Mundarten einen gewiſſen Anſtrich. Nur die Vernunft iſt allgemein, die Einbildungskraft hat in jeder Sprache ihre beſondere Form, — ein Unterſchied, welcher wohl zum Theil eine Urſache oder Wirkung des National-Charakters ſeyn könnte; welche Muthmaßung mir noch dadurch unterſtüzt zu werden ſcheint, daß ſich bei allen Nationen der Erde die Sprache mit den Sitten ändert, und ſich mit ihnen erhält oder anders wird.

Man ſagt, die franzöſiſche Sprache ſei die züchtigſte; ich halte ſie für die unzüchtigſte, denn nach meiner Meinung beſteht die Züchtigkeit einer Sprache nicht darinn, daß man ſorgfältig unanſtändige Wendungen vermeidet, ſondern darinn,

daß man ſie gar nicht hat, denn, wenn man ſie vermeiden will, muß man gerade daran denken, und in der franzöſiſchen Sprache iſt es am ſchwerſten, in jedem Sinne rein zu ſprechen. Der Leſer, welchem es leichter iſt, einen unzüchtigen Sinn zu finden als dem Schriftſteller, denſelben zu vermeiden, kann an allem Anſtoß nehmen. Wie ſollte das, was durch unreine Ohren geht, nicht etwas von ihrem Schmuzze annehmen? — Ein Volk von guten Sitten hat dagegen für jedes Ding seinen eigenen Namen, und dieſe Namen ſind immer anſtändig, weil ſie immer anſtändig gebraucht werden. Man kann ſich unmöglich eine ſittſamere Sprache deuken, als die der Bibel, eben weil alles ſo ungezwungen geſagt iſt. Um aber die nämlichen Dinge unzüchtig zu machen, darf man ſie nur ins Franzöſiſche überſezzen.

Der Accent iſt die Seele der Sprache, er giebt ihr Ausdruk und Wahrheit. Einen Ruhm darinne ſuchen, ohne Accent zu ſprechen, heißt einen Ruhm darinn ſuchen, der Sprache ihre Anmuth und Kraft zu nehmen. Der Accent lügt nicht ſo leicht als die Worte, — vielleicht ſcheuen ihn Leute von guter Erziehung deswegen ſo ſehr. Daß man die Leute verſpotten kann, ohne daß ſie es merken, kömmt von der Gewohnhelt her, alles in einerlei Tone zu ſagen. Die Stelle des verbannten Accentes

cents vertritt eine lächerliche und affectirte Art zu zu ſprechen, die ſich nach der Mode richtet. Dieſe Affectation in Sprache und Gebährden macht gemeiniglich andern Nationen das Sprechen mit einem Franzoſen widrig und unangenehm. Anſtatt Accent in ſeine Sprache zu legen, bringt er Mienen hinein. So nimmt man die Leute nicht zu ſeinem Vortheil ein.

Das männliche Denken erhabener Geiſter giebt ihnen eine ſo beſondere Sprache, daß gewöhnliche Köpfe nicht einmal eine Grammatik derſelben haben.

Wer nur ein wenig Feuer in ſich hat, muß Bilder und figürliche Ausdrükke haben, wenn er ſich verſtändlich machen will, und nur ein Geometer und ein Dummkopf können ohne Bilder ſprechen.

Es iſt eine, von den Verirrungen unſerer Zeit, daß man die Vernunft zu nakt gebraucht, wie wenn die Menſchen nichts als Verſtand wären. Wenn man die Zeichenſprache vernachläßiget, die zur Einbildungskraft ſpricht, ſo verliert man die kräftigſte Sprache. Worte machen immer nur einen ſchwachen Eindruk und durch die Augen kann man weit beſſer zum Herzen kommen, als durch die Ohren. Weil wir alles der Urtheilskraft überlaſſen wollen, haben wir unſere Lehren in Worte

gebracht und die Handlungen aus dem Spiel gelaſſen. Die bloße Vernunft iſt nicht thätig, ſie hält nur manchmal zurük, treibt ſelten an, und hat nie etwas Großes gethan. Immer vernünfteln iſt die Wuth kleiner Geiſter. Erhabene Köpfe haben eine ganz andere Sprache und durch dieſe überredet man und bewirkt Handlungen.

Ich ſehe, daß in neuern Zeiten die Menſchen nur noch durch Gewalt und Eigennuz etwas über einander vermögen, wogegen die Alten weit mehr durch Ueberredung und Rührung des Herzens ausrichteten, weil ſie die Zeichenſprache nicht vernachläßigten. Alle Verträge wurden mit Feierlichkeit geſchloſſen, damit ſie unverlezlich ſeyen; ehe Gewalt die Grundpfeiler der Herrſchaft wurde, waren die Götter die Obrigkeiten der Menſchen; vor ihnen machten die Privatperſonen ihre Verträge und Verbindungen, vor ihnen leiſteten ſie einander ihre Verſprechen, der Erdboden war das Buch, worein ſie geſchrieben wurden. Felſen, Bäume, Steinklumpen, durch ſolche Handlungen geheiligt und den rohen Menſchen ehrwürdig gemacht, waren die Blätter dieſes Buches, das beſtändig vor aller Augen aufgeſchlagen war. An ſolche grobe aber erhabene Denkmäler der Heiligkeit der Verträge, hätte ſich niemand, frevelnde Hände zu legen erfrecht, und Treue und Glauben war bei

den

den Menſchen unter dem Schuzze dieſer ſtummen Zeugen ſicherer, als ſie es jezt bei den ſtrengſten Geſezzen ſind.

Was die Regierung betrift, ſo machte der hohe Pomp der königlichen Macht den größten Eindruk auf die Unterthanen. Die Zeichen dieſer Würde, der Thron, der Scepter, der Purpurrok, die Krone, die Kopfbinde waren ihnen heilige Dinge. Dieſe Ehrenzeichen machten ihnen den Mann ehrwürdig, den ſie ſchmükten; man gehorchte ihm auf den erſten Wink, ohne Soldaten, ohne Drohungen.

Die katholiſche Geiſtlichkeit, und nach ihrem Beiſpiel einige Republiken, unter andern die Venezianiſche, haben ſolche Zeichen ſehr vernünftig beibehalten. Auch genoß die Venezianiſche Regierung, troz des Verfalls des Staates, immer noch unter dem Pomp ihrer alten Herrlichkeit die ganze Zuneigung und Anbetung des Volks und nach dem Pabſt mit ſeiner dreifachen Krone war kein König, kein Fürſt noch ſonſt ein Menſch in der Welt ſo geachtet, als der Doge von Venedig; der ohne Macht, ohne Einfluß, aber durch ſeinen Pomp und ſeine Frauenzimmer-Friſur unter dem Herzogshut heilig war. Die Ceremonie mit dem Bucentaur, über welche ſo viele Einfältige lachten, machte, daß das Venezianiſche Volk für die Erhaltung

ſeiner tyranniſchen Regierung ſeinen lezten Bluts-tropfen verſprüzt hätte.

Es iſt erſtaunlich, was die Alten durch Beredſamkeit zuwege brachten, aber dieſe Beredſamkeit beſtund nicht nur in ſchönen wohlgeordneten Reden, und brachte nie größere Wirkung hervor, als wenn der Redner am wenigſten ſprach. Was man am lebhafteſten ſagen wollte, drükte man nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen aus, man ſagte es nicht, man zeigte es. Ein Gegenſtand, den man vor Augen legt, erſchüttert die Einbildungskraft, reizt die Neugierde, hält die Aufmerkſamkeit auf das geſpannt, was man ſagen will, und oft hat dieſer Gegenſtand allein ſchon alles geſagt. Wenn Thraſibul und Tarquin Mohnköpfe abſchlugen, Alexander ſein Siegel auf ſeines Günſtlings Mund drükt, Diogenes vor Zeno auf und ab gieng — ſprachen ſie nicht beſſer, als wenn ſie lange Reden gehalten hätten? Welcher Aufwand von Worten hätte die nämlichen Gedanken ſo gut ausgedrükt.

Als Darius mit ſeiner Armee zu weit in dem Lande der Scythen vorgerükt war, ſchikte ihm der Scythiſche König einen Vogel, einen Froſch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Geſandte übergiebt ſein Geſchenk und kehrt zurük, ohne ein Wort

zu

zu ſprechen. Heutzutage würde man den Mann für verrükt gehalten haben. Darius verſtand aber dieſe furchtbare Rede und zog ſich ſo ſchnell als möglich, in ſein Land zurük. Ein Brief an der Stelle dieſer Zeichen, würde um deſto weniger Schrekken eingejagt haben, je drohender er geweſen wäre — er wäre nur eine Prahlerei geweſen, über welche Darius gelacht hätte.

Welche Aufmerkſamkeit wendeten die Römer nicht auf die Zeichenſprache! Ihre Kleidung war nach dem Alter und Stande verſchieden, ſie hatten Togen, militäriſche Oberkleider, breit und ſchmal verbrämte Kleider, Ketten, Lictoren, Faſces, Beile, Kronen von Gold, Blumen und Laub, Ovationen und Triumphe; alles war bei ihnen Pomp, Ceremonie und in die Augen fallend, und alles machte Eindruk auf die Herzen der Bürger. Es war für den Staat nicht gleichgültig, ob ſich das Volk an dieſem oder jenem Orte verſammelte, ob es das Capitol vor Augen hatte oder nicht, ob es dem Senat das Geſicht oder den Rükken zukehrte, ob es gerade an dieſem oder einem andern Tage Berathſchlagungen hielt. — Die Angeklagten veränderten ihre Kleidung, diejenigen, welche Aemter ſuchten, veränderten ſie. Die Krieger ſprachen nicht viel von ihren Thaten, ſie zeigten ihre Wunden. Wenn ich mir einen von unſern Rednern bei

Cäſars Tod vorſtelle, wie er das Volk rühren will, ſo ſehe ich ihn alle Gemeinpläzze der Kunſt erſchöpfen, um eine pathetiſche Beſchreibung von ſeinen Wunden, ſeinem Blute, ſeinem Leichname zu machen. Antonius, obſchon ſehr beredt, ſagte von dem allen nichts — er läßt nur den Körper herbringen. Welche Redekunſt!

Gelehrſamkeit.

Der größte Theil der Gelehrten kömmt mir vor, wie die Kinder. Eine ausgebreitete Gelehrſamkeit beſteht nicht ſowohl in einer Menge von Begriffen, ſondern vielmehr in einer Menge von Bildern. Jahrszahlen, Namen, Orte, alle einzelne Gegenſtände, welche nicht bloße Begriffe ſind, bleiben nur durch Bilder in dem Gedächtniſſe, und ſelten erinnert man ſich an ein ſolches Ding, ohne ſich zu gleicher Zeit die Vor- oder Rükſeite des Blattes, auf dem man davon geleſen hat, oder die Geſtalt, unter der man es das erſtemal ſah, vorzuſtellen. So war ungefähr die Gelehrſamkeit der lezten Jahrhunderte beſchaffen. In dem unſrigen iſt es etwas anders; man ſtudirt nicht mehr, man beobachtet nicht mehr, man träumt nur, und giebt uns im vollen Ernſt die Träume einiger ſchlimmen Nächte für Philoſophie. Man wird mir ſagen, ich träume auch — ich gebe es zu, aber

aber ich gebe auch, wovor die andern ſich wohl hüten, meine Träume für nichts, als Träume aus, und überlaſſe dem Leſer, zu unterſuchen, ob ſie für wachende Leute etwas nützliches enthalten.

Wenn es gut iſt, daß die vorzüglichen Köpfe die Menſchen belehren, ſo muß der gemeine Kopf ihre Belehrungen annehmen, wenn jedermann unterrichten wollte, wer ſollte denn unterrichtet werden? Montagne ſagt, die Hinkenden ſeyen zu körperlichen und hinkende Seelen zu Verſtandes-Uebungen untauglich. Aber in unſerm gelehrten Zeitalter ſieht man nichts als Hinkende; die andern das Gehen lernen wollen. Das Volk nimmt die Schriften der Gelehrten, um ſie zu beurtheilen, in die Hand, nicht, um aus ihnen zu lernen: niemals gab es ſo viele alberne Beurtheiler.

Bedenkt doch einmal, ihr Völker, daß die Natur euch vor Gelehrſamkeit bewahren wollte, wie eine Mutter ihrem Kinde ein gefährliches Werkzeug aus der Hand reißt, — daß alle Geheimniſſe, die ſie vor euren Augen verbirgt, lauter Uebel ſind, vor denen ſie euch ſchützt, und daß die Schwierigkeiten, die ihr findet, wenn ihr euch Gelehrſamkeit erwerben wollt, nicht die kleinſte von den Wohlthaten iſt, die ſie euch erweißt.

Die Gelehrſamkeit iſt für den größten Theil ihrer Verehrer, eine ſehr geſchätzte Münze, die inzwi-

zwiſchen nur Wohlbehagen verurſacht, wenn man ſie andern mittheilt, und die nur im Verkehr Werth hat. Nehmt den Gelehrten das Vergnügen, ſich andern mitzutheilen, und ihr Wiſſen wird keinen Werth mehr für ſie haben. Sie ſammeln in ihrem Cabinette nur, um das Geſammelte unter die Leute zu bringen, ſie wollen nur in anderer Augen weiſe ſeyn, und würden ſich wenig mit dem Studieren abgeben, wenn ſie keine Bewunderer hätten. Selbſt Seneca dachte ſo. „Wenn man mir Ge„lehrſamkeit“, ſagte er, „unter der Bedingung „gäbe, daß ich ſie nicht zeigen ſollte, ſo möchte ich „ſie nicht.“ Erhabene Philoſophie, das iſt alſo dein Nuzzen.

Wenn ich ſehe, daß ein Menſch von der Liebe zu den Wiſſenſchaften ergriffen, ſich von ihrem Reize dahinreißen läßt, und, ohne ſich mäßigen zu können, von einer zur andern rennt, ſo kömmt er mir gerade vor, als ſähe ich ein Kind, das am Ufer Muſcheln ſammelt und ſie aufzuheben anfängt, hernach ſie aber, gereizt von denen, die es noch ſieht, wegwirft, und wieder nimmt, bis es endlich unter ihrer Menge erliegt, nicht weiß, welche es auswählen ſoll, am Ende alle wegwirft und leer heimkehrt.

Jene erhabenen Philoſophen, welche alle höhern Wiſſenſchaften in einem vorzüglichen Grade be-

beſizzen, würden ſich ſehr wundern, wenn ſie erfahren würden, daß ſie nichts wüßten; ich würde mich aber noch weit mehr wundern, wenn dieſe Leute, die ſo vieles wiſſen, jemals dieſes wüßten.

Die Gelehrſamkeit desjenigen, der nichts zu wiſſen wähnt, als was er wirklich weiß, ſinkt auf ſehr wenig zurük.

Geſchmak.

Je weiter man geht, um zu beſtimmen, was Geſchmak ſey, deſto weiter verirrt man ſich. Der Geſchmak iſt nichts anders, als das Vermögen zu beurtheilen, was der größten Zahl gefällt oder misfällt; geht man weiter, ſo weiß man nicht mehr, was Geſchmak iſt. Hieraus folgt nicht, daß die meiſten Leute Geſchmak haben, denn wenn ſchon die Mehrheit über jeden Gegenſtand vernünftig urtheilt, ſo giebt es doch wenig Leute, die über alle Gegenſtände wie die Mehrheit urtheilen, und wenn ſchon der gute Geſchmak eines einzelnen darinn beſteht, daß ſein Geſchmak in den meiſten Dingen mit dem allgemeinen übereinſtimmt, ſo giebt es doch wenig Leute von Geſchmak, gerade ſo wie es wenig ſchöne Perſonen giebt, wenn gleich das Beiſammenſeyn der allgemeinſten Züge die Schönheit ausmacht.

Geſchmak hat Jedermann von Natur, aber nicht jeder in gleichem Maaße; er entwikkelt ſich nicht bei jedem bis zum nämlichen Grade und iſt bei jedem vielen Veränderungen durch allerlei Urſachen unterworfen. Der Grad des Geſchmaks, den man bekommen kann, hängt von dem Grade des natürlichen Gefühls ab, ſo wie ſeine Ausbildung und Art von den Geſellſchaften, in denen man gelebt hat. In Geſellſchaften, wo die Ungleichheit zu groß iſt, wo die Meinung unumſchränkt herrſcht, wo mehr Hochmuth als Vergnügen die Oberhand hat, wird der Geſchmak von der Mode unterdrükt, und man ſucht nicht mehr was gefällt, ſondern was auszeichnet, dann iſt es nicht mehr wahr, daß der gute Geſchmak derjenige iſt, den die größere Zahl hat. Und warum das? — Weil dann die Menge kein Urtheil mehr für ſich hat, weil ſie nur denen, die ſie für erleuchteter hält, nachurtheilt, und nicht dem, was gut iſt, ſondern dem, was jene gebilliget haben, ihren Beifall giebt.

Der gute oder ſchlechte Geſchmak bildet ſich hauptſächlich in dem Umgange beider Geſchlechter. Seine Ausbildung iſt eine nothwendige Wirkung der Unterhaltung in einer ſolchen Geſellſchaft. Wenn aber der Wunſch zu gefallen wegen der Leichtigkeit des Genuſſes geringer wird, ſo muß

der Geſchmak ausarten; dies ſcheint mir einer der vorzüglichſten Gründe zu ſeyn, warum der gute Geſchmak von guten Sitten abhängt.

Den Geſchmak der Frauen muß man in phyſiſchen Dingen, bei denen es auf das Urtheil der Sinne ankömmt, und den Geſchmak der Männer bei moraliſchen, die mehr der Verſtand beurtheilen muß, zu Rathe ziehen. So lange ſich die Frauen auf Dinge beſchränken, die ihre Fähigkeiten nicht überſteigen, werden ſie immer richtig urtheilen. Die Schriftſteller aber, die gelehrte Frauen über ihre Werke um Rath fragen, bekommen ſicher immer übeln Rath, die Liebhaber, welche ſie bei ihrem Puzze um Rath fragen, ſind immer lächerlich angezogen.

Durch eine zu weit getriebene Zärtlichkeit, welche für Dinge empfindlich macht, welche der große Haufen der Menſchen nicht achtet, wird der Geſchmak verdorben. Dieſe Zärtlichkeit erzeugt einen gewiſſen Unterſuchungsgeiſt, denn die Gegenſtände werden um ſo mannigfacher, je genauer man ſie betrachtet, dieſe genaue Zergliederung macht das Gefühl zärter und weniger mit andern übereinſtimmend. Es bildet ſich dann in jedem Kopf ein anderer Geſchmak.

Es giebt eine gewiſſe Einfachheit des Geſchmaks, die das Herz rührt, welche ſich nur in

den Schriften der Alten findet. Sie ſind in der Beredſamkeit, in der Dichtkunſt, in jedem Zweige der Wiſſenſchaften, wie in der Geſchichte ſelbſt, reich an Materie und zeigen eine reife Urtheilskraft. Unſere Schriftſteller dagegen ſagen wenig, und machen viele Worte. Daß ſie uns beſtändig ihre Meinung zum Geſezze aufdringen wollen, iſt nicht das rechte Mittel, ſie zu der unſrigen zu machen. Die Verſchiedenheit unſers Geſchmaks von dem Geſchmakke der Alten, zeigt ſich an allen Denkmälern und bis auf die Grabmäler. Die unſrigen ſind mit Lobeserhebungen bedekt, auf denen der Alten las man Thaten.

Sta, viator, heroein calcas *)

Wenn ich dieſe Inſchrift oft auf einem alten Grabmal gefunden hätte, ſo würde ich ſogleich auf die Vermuthung gekommen ſeyn, ſie ſey neu, denn bei uns iſt nichts ſo gewöhnlich als Helden, bei den Alten hingegen waren ſie ſelten. Statt zu ſagen, der Mann ſey ein Held geweſen, hätten ſie angeführt, was er gethan habe, um es zu ſeyn. Man vergleiche mit der Grabesſchrift dieſes Helden, die des weichlichen Sardanapals:

In einem Tage baute ich Tarſus und Amhiala,
Und nun bin ich todt.

Wel-

*) Stehe ſtill, Wanderer, ein Held ruht unter deinem Fuße.

Welche ſagt nach eurer Meinung mehr? Der hochtrabende Stil unſerer Inſchriften iſt zu nichts gut, als Zwerge aufzublaſen. Die Alten zeigten die Leute, wie ſie waren und man ſah, daß es Menſchen waren. Xenophon ehrt das Andenken einiger bei dem Rükzuge der zehntauſend durch Verrätherei umgekommener Griechen mit den Worten: ſie ſtarben untadelhaft im Kriege, wie in der Freundſchaft. — Das war alles; man bemerke aber in dieſer ſo kurzen und einfachen Lobrede, wovon dem Verfertiger das Herz voll war. Wer ſie nicht vortreflich findet, iſt zu bedauern.

Auf einem Marmor bei Thermopilä las man die Worte:

Wanderer, gehe und ſage zu Sparta,
daß wir hier ſtarben,
um ſeinen heiligen Geſezzen zu gehorchen.

Man ſieht wohl, daß dieſe Inſchrift nicht von der Akademie der Inſchriften gemacht iſt.

Das Gute iſt nichts anders, als das Schöne in Ausübung gebracht, das eine iſt mit dem andern innig verbunden, beide haben ihre gemeinſchaftliche Quelle in der guten Einrichtung der Natur. Aus dieſem Grundſazze folgt, daß der Geſchmak durch die nämlichen Mittel, wie der Ver-

ſtand,

den Schriften der Alten findet. Sie ſind in der Beredſamkeit, in der Dichtkunſt, in jedem Zweige der Wiſſenſchaften, wie in der Geſchichte ſelbſt, reich an Materie und zeigen eine reife Urtheilskraft. Unſere Schriftſteller dagegen ſagen wenig, und machen viele Worte. Daß ſie uns beſtändig ihre Meinung zum Geſezze aufdringen wollen, iſt nicht das rechte Mittel, ſie zu der unſrigen zu machen. Die Verſchiedenheit unſers Geſchmaks von dem Geſchmakke der Alten, zeigt ſich an allen Denkmälern und bis auf die Grabmäler. Die unſrigen ſind mit Lobeserhebungen bedekt, auf denen der Alten las man Thaten.

Sta, viator, heroein calcas *)

Wenn ich dieſe Inſchrift oft auf einem alten Grabmal gefunden hätte, ſo würde ich ſogleich auf die Vermuthung gekommen ſeyn, ſie ſey neu, denn bei uns iſt nichts ſo gewöhnlich als Helden, bei den Alten hingegen waren ſie ſelten. Statt zu ſagen, der Mann ſey ein Held geweſen, hätten ſie angeführt, was er gethan habe, um es zu ſeyn. Man vergleiche mit der Grabesſchrift dieſes Helden, die des weichlichen Sardanapals:

In einem Tage baute ich Tarſus und Amhiala,
Und nun bin ich todt.

Wel-

*) Stehe ſtill, Wanderer, ein Held ruht unter deinem Fuße.

Welche ſagt nach eurer Meinung mehr? Der hochtrabende Stil unſerer Inſchriften iſt zu nichts gut, als Zwerge aufzublaſen. Die Alten zeigten die Leute, wie ſie waren und man ſah, daß es Menſchen waren. Xenophon ehrt das Andenken einiger bei dem Rükzuge der zehntauſend durch Verrätherei umgekommener Griechen mit den Worten: ſie ſtarben untadelhaft im Kriege, wie in der Freundſchaft. — Das war alles; man bemerke aber in dieſer ſo kurzen und einfachen Lobrede, wovon dem Verfertiger das Herz voll war. Wer ſie nicht vortreflich findet, iſt zu bedauern.

Auf einem Marmor bei Thermopilä las man die Worte:

Wanderer, gehe und ſage zu Sparta,
daß wir hier ſtarben,
um ſeinen heiligen Geſezzen zu gehorchen.

Man ſieht wohl, daß dieſe Inſchrift nicht von der Akademie der Inſchriften gemacht iſt.

Das Gute iſt nichts anders, als das Schöne in Ausübung gebracht, das eine iſt mit dem andern innig verbunden, beide haben ihre gemeinſchaftliche Quelle in der guten Einrichtung der Natur. Aus dieſem Grundſazze folgt, daß der Geſchmak durch die nämlichen Mittel, wie der Ver-

ſtand, ausgebildet wird, und daß ein Herz, das an der Tugend Vergnügen findet, in gleichem Grade für alle Arten der Schönheit eingenommen ſeyn muß. Man übt ſich im Sehen, wie im Fühlen, oder ein vortrefliches Geſicht iſt vielmehr nichts, als ein zartes und feines Gefühl. So geräth ein Maler beim Anblik einer ſchönen Landſchaft oder eines vorzüglichen Gemähldes über Gegenſtände in Entzükken, die ein gemeiner Zuſchauer gar nicht bemerkt. Wie viele Empfindungen fühlt man nicht blos, ohne einen Grund dieſes Gefühls angeben zu können. Wie viele, „ich weiß nicht was," kommen einem vor, bei denen blos der Geſchmak entſcheidet. Der Geſchmak iſt gewiſſermaßen das Mikroſcop des Verſtandes, er bringt ihm die kleinen Gegenſtände in den Sehpunkt und fängt ſeine Verrichtungen da an, wo die des Verſtandes aufhören. Und wie muß man ihn ausbilden? — Man muß ſich üben, zu ſehen, wie zu fühlen, das Schöne nach der Anſchauung und das Gute nach dem Gefühl zu beurtheilen.

Die Menſchen bringen alles Schöne nur durch Nachahmung hervor. Alle wahren Muſter des Geſchmaks ſind in der Natur. Je weiter wir uns vom Lehrer entfernen, deſto ungeſtalteter werden unſere Gemählde. Wir nehmen dann die Gegenſtände zum Muſter, die wir gerne ſehen, und hal-

ten von Grillen, oder dem Anſehen anderer geleitet, nur das für ſchön, was denen gefällt, die uns leiten, nemlich den Künſtlern, den Vornehmen und Reichen, welche ſich wieder von ihrem Eigennuzze oder ihrer Eitelkeit leiten laſſen. Dieſe ſuchen begierig neuen Anlaß, Aufwand zu machen, um ihren Reichthum zur Schau ausſtellen zu können, jene ſuchen ihn, um Vortheil daraus zu ziehen. Hiedurch erlangt der große Luxus ſeine Herrſchaft und macht alles, was ſchwer und koſtbar iſt, liebenswürdig, dann hält man, weit entfernt, der Natur nachzuahmen, nur das für ſchön, was ihr zuwider iſt. So ſind immer Luxus und ſchlechter Geſchmak unzertrennlich. Allenthalben, wo der Geſchmak verſchwenderiſch iſt, iſt er falſch.

Die Dinge bekommen blos durch den Geſchmak ihren Werth. So unbeſtändig und zerſtörend das Geſez der Mode iſt, ſo ſparſam und dauerhaft iſt das ſeinige. Was der gute Geſchmak einmal billiget, iſt gut, wenn er ſelten mit der Mode übereinſtimmt, ſo iſt er dagegen nie lächerlich; er zieht in ſeiner beſcheidenen Einfachheit aus dem, was an den Dingen ſchiklich iſt, unveränderliche und ſichere Regeln, welche bleiben, wenn die Moden längſt nicht mehr ſind.

ſtand, ausgebildet wird, und daß ein Herz, das an der Tugend Vergnügen findet, in gleichem Grade für alle Arten der Schönheit eingenommen seyn muß. Man übt ſich im Sehen, wie im Fühlen, oder ein vortrefliches Geſicht iſt vielmehr nichts, als ein zartes und feines Gefühl. So geräth ein Maler beim Anblik einer ſchönen Landſchaft oder eines vorzüglichen Gemähldes über Gegenſtände in Entzükken, die ein gemeiner Zuſchauer gar nicht bemerkt. Wie viele Empfindungen fühlt man nicht blos, ohne einen Grund dieſes Gefühls angeben zu können. Wie viele, „ich weiß nicht was,“ kommen einem vor, bei denen blos der Geſchmak entſcheidet. Der Geſchmak iſt gewiſſermaßen das Mikroſcop des Verſtandes, er bringt ihm die kleinen Gegenſtände in den Sehpunkt und fängt ſeine Verrichtungen da an, wo die des Verſtandes aufhören. Und wie muß man ihn ausbilden? — Man muß ſich üben, zu ſehen, wie zu fühlen, das Schöne nach der Anſchauung und das Gute nach dem Gefühl zu beurtheilen.

Die Menſchen bringen alles Schöne nur durch Nachahmung hervor. Alle wahren Muſter des Geſchmaks ſind in der Natur. Je weiter wir uns vom Lehrer entfernen, deſto ungeſtalteter werden unſere Gemählde. Wir nehmen dann die Gegenſtände zum Muſter, die wir gerne ſehen, und hal-

ten von Grillen, oder dem Anſehen anderer geleitet, nur das für ſchön, was denen gefällt, die uns leiten, nemlich den Künſtlern, den Vornehmen und Reichen, welche ſich wieder von ihrem Eigennuzze oder ihrer Eitelkeit leiten laſſen. Dieſe ſuchen begierig neuen Anlaß, Aufwand zu machen, um ihren Reichthum zur Schau ausſtellen zu können, jene ſuchen ihn, um Vortheil daraus zu ziehen. Hiedurch erlangt der große Luxus ſeine Herrſchaft und macht alles, was ſchwer und koſtbar iſt, liebenswürdig, dann hält man, weit entfernt, der Natur nachzuahmen, nur das für ſchön, was ihr zuwider iſt. So ſind immer Luxus und ſchlechter Geſchmak unzertrennlich. Allenthalben, wo der Geſchmak verſchwenderiſch iſt, iſt er falſch.

Die Dinge bekommen blos durch den Geſchmak ihren Werth. So unbeſtändig und zerſtörend das Geſez der Mode iſt, ſo ſparſam und dauerhaft iſt das ſeinige. Was der gute Geſchmak einmal billiget, iſt gut, wenn er ſelten mit der Mode übereinſtimmt, ſo iſt er dagegen nie lächerlich; er zieht in ſeiner beſcheidenen Einfachheit aus dem, was an den Dingen ſchiklich iſt, unveränderliche und ſichere Regeln, welche bleiben, wenn die Moden längſt nicht mehr ſind.

Die Liebe zur Mode zeigt von ſchlechten Geſchmak, weil ſich die Geſichter nicht mit ihr ändern und weil einer Geſtalt, die bleibt, wie ſie iſt, das, was ihr einmal gut ſtand, immer gut ſteht. Die Moden werden faſt immer von den häßlichen Perſonen aufgebracht und die ſchönen ſind einfältig genug, ſich denſelben zu unterwerfen.

Der Fehler der vorgeblichen Leute von Geſchmak iſt, daß ſie allenthalben Kunſt wollen, und nie zufrieden ſind, wenn dieſe nicht durchſcheint, wogegen der wahre Geſchmak gerade darinn beſteht, ſie zu verbergen, hauptſächlich wenn von Werken der Natur die Rede iſt.

Was zeigen jene ungeheuern und ſo reich verzierten Ländereien anders, als die Eitelkeit des Eigenthümers und des Künſtlers, wovon jener immer ſeinen Reichthum und dieſer ſeine Kunſt zur Schau zu ſtellen ſtrebt, und welche dadurch jedem, der ihr Werk genießen will, mit großen Koſten Langeweile bereiten? Ein falſcher Geſchmak an einer Größe, die nicht für den Menſchen geſchaffen iſt, vergiftet ihre Vergnügungen. Eine vornehme Miene iſt immer etwas Trauriges, ſie erinnert an das Unglük deſſen, der ſie affectirt. Seine kleine Perſon wird in der Mitte ſeiner Blumengärten und langen Alleen nicht größer; ein zwanzig Fuß hoher Baum bedekt ihn mit ſeinem

Schat-

Schatten ſo gut als einer, der ſechzig hoch iſt; er nimmt nie mehr Raum ein, als ſeine drei Fuß, und verliert ſich unter ſeinen unermeßlichen Beſizzungen wie eine Milbe.

Es giebt noch einen andern Geſchmak, der dieſem gerade entgegengeſezt, aber noch lächerlicher iſt, weil er nicht einmal das Vergnügen des Spazierengehens gewährt, weswegen die Gärten doch da ſind. Ich meine den, jener kleinlichen Sammler, der Blumenliebhaber, die der Anblik einer Ranunkel auſſer ſich bringt und welche Tulpen anbeten. Wenn dieſer Geſchmak zur höchſten Leidenſchaft wird, ſo hat er etwas kleinliches und eitles, das ihn kindiſch und lächerlich koſtbar macht. Der andere hat wenigſtens noch etwas edles und großes, und eine Art von Wahrheit; aber welchen Werth hat ein Blatt oder eine Zwiebel, den ein Inſekt vielleicht in dem Augenblik, wo man ihn erhandelt, zernagt und zerſtört, oder eine Blume, die am Mittag herrlich prangt, vor Sonnenuntergang aber verwelkt iſt? Was iſt eine Schönheit, die erſt durch Uebereinkunft dazu wird, die es nur für die Augen der Liebhaber iſt, die nur Schönheit iſt, weil es ihnen ſo gefällt, daß ſie es ſeyn ſoll? Es kann eine Zeit kommen, wo man an den Blumen gerade das Gegentheil von

dem ſucht, was man jezt an ihnen ſchäzt und mit eben ſo gutem Grunde.

Der Geſchmak an weitausgebreiteten und fernen Ausſichten, kömmt daher, weil es dem größten Theile der Menſchen nur wohl iſt, wo ſie nicht ſind. Sie haben immer eine Begierde nach dem, was fern von ihnen iſt, und der Künſtler, der ſie mit dem, was um ſie her iſt, nicht befriedigen kann, braucht dieſes Hülfsmittel, um ihnen Vergnügen zu machen. Der Mann von wahrem Geſchmak, der lebt, um zu leben, mit ſich ſelbſt vergnügt zu ſeyn verſteht, nur wirkliche und einfache Vergnügungen ſucht, und ſich vor ſeiner Hausthüre einen Spaziergang anlegen will, fühlt dieſe Unruhe nicht, und wünſcht nicht anderswo zu ſeyn, wenn er ſich da, wo er iſt, wohl befindet.

Pracht beſteht nicht ſowohl in dem Reichthum gewiſſer Theile, ſondern vielmehr in einer ſchönen Anordnung des Ganzen, in welcher Uebereinſtimmung der Theile und Einheit des Zweks ſichtbar iſt. So herrſcht Pracht in dem Ebenmaaß eines großen Pallaſtes, aber nicht in einer Menge unordentlich aufeinander geſtellter Häußer. Es herrſcht Pracht in der Gleichförmigkeit eines in Schlachtordnung ſtehenden Regimentes, aber nicht in dem Volk, welches es betrachtet, wenn unter dieſen ſchon vielleicht kein einziger Menſch

iſt,

iſt, deſſen Kleidung nicht an ſich beſſer wäre, als die Kleidung eines Soldaten. Kurz, wahre Pracht iſt nichts anders als Ordnung im Großen anſchaulich gemacht, weswegen der Anblik der Natur der prachtvollſte iſt, den man ſich denken kann.

Studieren.

Das Studieren nüzt die Maſchine ab, erſchöpft die Lebensgeiſter, zerſtört die Kraft, entnervt den Muth — Beweiſe genug, daß wir nicht dazu geſchaffen ſind!

Wenn es Abſicht der Natur iſt, daß wir geſund ſeyn ſollen, ſo wage ich faſt zu behaupten, der Zuſtand des Nachdenkens ſei widernatürlich, und ein nachdenkender Menſch ſei ein ausgeartetes Geſchöpf.

Unſere erſten Lehrer der Philoſophie ſind unſere Hände, unſere Füße, unſere Augen. Sezt man Bücher an ihre Stelle, ſo lehrt man uns nicht unſerer, ſondern der Vernunft anderer folgen, man lehrt uns viel glauben, und nie etwas wiſſen.

Der Reiz des Studierens benimmt bald den Geſchmak an allem, an was wir ſonſt hängen, vorzüglich weil der Philoſoph die Menſchen durch

Beobachtung nach ihrem wahren Werthe ſchäz-zen lernt, und es ſchwer iſt, Zuneigung zu etwas zu haben, das man verachtet. Bald be-ſchränkt er alle Theilnahme, die tugendhafte Men-ſchen an ihres gleichen nehmen, nur auf ſeine Per-ſon, ſeine Verachtung anderer Menſchen macht ihn ſtolzer und ſeine Eigenliebe wächst gleichen Schritts mit ſeiner Gleichgültigkeit gegen die ganze übrige Welt. Familie, Vaterland — werden ihm be-deutungsloſe Worte, er iſt nicht Verwandter, nicht Bürger, nicht Menſch, — er iſt Philoſoph.

Zu gleicher Zeit, als die Erwerbung von Ge-lehrſamkeit, das Herz des Philoſophen auf einer Seite frey macht, feſſelt ſie das Herz des Gelehrten auf einer andern, und immer zu gleichem Nach-theil für die Tugend. Jeder Menſch, der ſich mit den ſchönen Künſten beſchäftiget, will gefal-len, will bewundert ſeyn. Ihm ſoll aller Beifall des Publikums ganz allein zu Theil werden; ich möchte ſagen, daß er alles anwenden würde, den-ſelben zu erlangen, wenn er nicht noch mehr thun würde, um ſeine Nebenbuhler darum zu bringen. Jenes Beſtreben erzeugt alle Arten von überver-feinerten Geſchmak und Höflichkeiten; feile und niedrige Schmeichelei, verführeriſche, betrügliche und kindiſche Beſchäftigungen, die in die Länge den Geiſt kleinlich und das Herz ſchlecht machen,

die-

dieſes Eiferſucht, Mißgunſt, die berüchtigten Künſt- lerfeindſchaften, treuloſe Verläumdung, Schur- kerei, Verrätherei und alle ſchändliche und ver- abſcheuungswürdige Laſter. Wenn der Philoſoph die Menſchen verachtet, ſo zieht ſich dagegen der Künſtler bald Verachtung zu, und beide zugleich machen ſie endlich verächtlich.

Ich habe mich von ganzen Herzen gern, in das Studieren hineingeworfen, aber noch weit lieber habe ich wieder Verzicht darauf gethan. Ich will nichts mehr von einer betrügeriſchen Kunſt, wo man viel um der Weisheit willen zu thun glaubt, während man alles nur für die Eitelkeit thut.

Wenn man in keine irrigen Meinungen ver- fallen will, ſo muß man ſich durch kein Anſehn der Perſon einnehmen laſſen; wir bekommen un- ſere meiſten Irrthümer weit mehr von andern, als von uns ſelbſt. Wenn man daher recht ſtudie- ren will, ſo muß man ſelbſt ſtudieren, ſeine eigene und nicht die Vernunft anderer brauchen. Durch dieſe beſtändige Uebung muß man große Kraft des Geiſtes bekommen, ſo wie man den Körper durch Arbeit und Anſtrengung ſtärkt. Ein zweiter Vor- theil iſt, daß man nach Verhältniß ſeiner Kräfte vorwärts geht; der Geiſt kann, wie der Körper nicht mehr tragen, als ſeine Kräfte erlauben.

Wenn

Wenn ſich der Verſtand die Begriffe aneignet, ehe ſie in das Gedächtniß kommen, ſo iſt denn das, was er daraus nimmt, ſein eigen, wogegen man Gefahr läuft, nie etwas eigenes aus dem Gedächtniß zu ziehen, wenn man es ohne Vorwiſſen des Verſtandes beſchwert.

Lectüre.

Wenn man wenig ließt und viel über das, was man geleſen hat, nachdenkt, oder was einerlei iſt, viel mit ſeinen Freunden darüber ſtreitet, ſo verdaut man es gut. Ich denke, es ſei, wenn man einmal durch Fertigkeit im Denken einen offenen Verſtand erlangt hat, immer beſſer, das, was man in Büchern finden würde, ſelbſt zu finden; dieß iſt das wahre Geheimniß, es ſich recht einzuprägen und zu eigen zu machen, wogegen man es faſt immer unter einer Form erhält, die nicht die unſrige iſt, wenn man es von andern bekömmt.

Es giebt inzwiſchen viele Leute, denen dieſe Methode ſehr ſchädlich wäre, und für die es beinahe nothwendig iſt, daß ſie viel leſen und wenig nachdenken, weil das, was ſie aus Büchern ſammeln, immer beſſer iſt, als was ſie aus ihrem verſchrobenen Kopfe hervorbringen würden.

Für Weltleute iſt die Lektüre im Fache der Moral völlig unnüz, weil die vielen neuen Bücher, die ſie durchleſen, einander der Reihe nach widerſprechen; wodurch immer eines das zerſtört, was das andere gewärkt hat, weswegen es gerade ſo iſt, wie wenn man keines geleſen hätte. Die auserleſenen Bücher, welche man noch einmal ließt, haben eben ſo wenig Wirkung; wenn ſie die Grundſäzze der großen Welt behaupten, ſo ſind ſie überflüßig, und wenn ſie dieſelben beſtreiten, unnüz. Sie finden ihre Leſer mit Feſſeln an die Laſter der Geſellſchaft gekettet, die zu ſtark ſind, als daß ſie dieſelben ſprengen könnten. Der Weltmann, der in einem Augenblik der Rührung ſein Herz der Tugend und Sittlichkeit wieder zu geben verſucht, findet von allen Seiten ſo unüberwindliche Hinderniſſe, daß er immer genöthiget iſt, es in ſeiner vorigen Lage zu laſſen, oder wieder darein zu verſezzen; durch dieſe vergeblichen Bemühungen bald muthlos gemacht, wiederholt er ſie nicht mehr, und gewöhnt ſich, die Moral der Bücher als ein Gewäſche müßiger Leute zu betrachten. Jemehr man ſich von Geſchäften, von großen Städten, von zahlreichen Geſellſchaften entfernt, deſto mehr vermindern ſich die Schwierigkeiten. Es giebt einen Zuſtand, in dem dieſe Hinderniſſe nicht mehr unüberwindlich ſind, und dann können die Bücher einigen Nuzzen ſtiften. Wenn man einſam lebt,

ſo eilt man nicht mit dem Leſen, um das Geleſene zur Schau auslegen zu können, wechſelt deshalb nicht die Bücher nicht ſo oft und durchdenkt ſie mehr; und wenn kein ſo ſchweres Gegengewicht von auſſen da iſt, ſo bringen ſie größere Wirkung im Innern hervor.

Wenn man den Nuzzen ſeiner Lectüre beurtheilen will, ſo muß man die Stimmung unterſuchen, welche ſie in dem Gemüthe zurükläßt. Was kann ein Buch Gutes an ſich haben, das ſeinen Leſern Mißbehagen verurſacht?

Der Mißbrauch der Bücher iſt der Tod der Gelehrſamkeit. Indem man das, was man geleſen hat, zu wiſſen glaubt, meint man nun der Mühe überhoben ſeyn zu dürfen, es zu lernen. Zu große Beleſenheit kann nur hochmüthige Ignoranten machen. In keiner Periode der Litteratur las man ſo viel, als zu unſerer Zeit und in keiner beſaß man weniger Gelehrſamkeit; in keinem Lande von Europa kommen ſo viele Geſchichten und Reiſebeſchreibungen heraus, als in Frankreich und in keinem kennt man den Geiſt und die Sitten anderer Nationen ſo wenig.

So viele Bücher machen, daß wir das Buch der Welt vernachläßigen, oder daß, wenn wir auch darinn leſen, jeder bei ſeinem Blatte bleibt. Ueber-

Ueberlaſſen wir alſo die Zuflucht zu den geprieſenen Büchern denen, welchen es gegeben iſt, daß ſie damit zufrieden ſeyn können. Sie lehren wie die Kunſt Raimund Lülls von Dingen ſprechen, die man nicht verſteht. Sie dienen dazu, funfzehnjährige Platonen in Geſellſchaft philoſophiren und dieſelbe auf das Wort eines Paul Lucas oder Tavernier mit den Egyptiſchen und Jüdiſchen Gebräuchen bekannt machen zu lehren.

Man ſieht unſern Schriften unſere nichtswürdigen Beſchäftigungen an; ſie mögen meinetwegen angenehm ſeyn, aber ſie ſind kleinlich und kalt wie unſere Gefühle, ihr ganzes Verdienſt beſteht in den leichten Wendungen, welche man dergleichen Nichtswürdigkeiten ohne Mühe geben kann. Die vielen Flugſchriften, die täglich entſtehen, und nur zur Unterhaltung der Weiber ohne Kraft und Gründlichkeit geſchrieben ſind, fliegen alle vom Puztiſche in den Buchladen. Auf dieſe Art kann man immer das Alte wieder ſchreiben und es zu etwas Neuem machen. Man wird mir zwei oder drei nennen, welche Ausnahmen machen, aber ich will hunderttauſende anführen, die die Regel beſtätigen. Daher werden die meiſten Geburten unſers Zeitalters mit ihm vergehen, und die Nachwelt wird glauben, man müſſe in dieſem Jahrhundert ſehr wenige Bücher geſchrieben haben, da man doch ſo viele macht.

Wem

Wem Sachen ſchäzbarer ſind als Worte, der wird im Ganzen mehr Geſchmak an den Schriften der Alten als an den unſrigen finden; die Alten ſind ſchon deßwegen, weil ſie die erſtern waren, der Natur näher und haben das, was ſie wiſſen, mehr aus ſich ſelbſt. Was man auch ſagen mag, es giebt doch keine eigentlichen Fortſchritte der menſchlichen Vernunft, weil man alles, was man auf einer Seite gewinnt, auf der andern wieder verliert; weil alle Köpfe vom nemlichen Punkt ausgehen und weil man dadurch, daß die Zeit, die man auf die Erwerbung der Kenntniß von dem wendet, was andere gedacht haben, für das Selbſtdenken lernen, verloren iſt, mehr Kenntniſſe, aber deſto weniger eigene Geiſteskraft erlangt. Es geht unſern Köpfen gerade, wie unſern Armen, ſie ſind gewohnt, alles mit Werkzeugen, nichts ſelbſt zu thun. Je ſinnreicher unſere Werkzeuge ſind, deſto gröber und ungeſchikter werden unſere Organe, und weil wir ſo viele Maſchinen um uns her ſammeln, finden wir keine mehr in uns ſelbſt.

Wer friedliebend iſt, muß ſich nicht zu den Büchern wenden, man kömmt dabei nie zum Zwek. Sie ſind die Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten. Man gehe die Geſchichte aller Völker durch; die keine Bücher haben, haben auch keine Streitigkeiten.

Was hilft eine Bibliothek und eine Bildergallerie, ſelbſt wenn man die Lectüre liebt und Gemäldekenner iſt? Man weiß, daß dergleichen Sammlungen nie vollſtändig ſind, und daß der Mangel deſſen, was darinn fehlt, mehr Verdruß macht, als wenn man gar nichts hätte. Hier macht Ueberfluß unglüklich. Es giebt keinen Sammler, der dieſes nicht erfahren hat. Wenn man ſich hierinn kennt, ſo muß man gar keine Sammlung anlegen; man hat ſelten andern ein Cabinet zu zeigen, wenn man es für ſich zu gebrauchen verſteht.

Man erzählt, der Calife Omer habe auf die Frage, was man mit der Bibliothek zu Alexandria machen ſolle, geantwortet: „Wenn die Bücher dieſer Bibliothek Dinge enthalten, die „dem Koran entgegen ſind, ſo ſind ſie ſchädlich „und man muß ſie verbrennen. Wenn ſie aber „die Lehren des Korans enthalten, ſo verbrennt ſie „auch, denn dann braucht man ſie nicht.“ Unſere Gelehrten haben dieſes Urtheil als die höchſte Ungereimtheit angeführt. Man ſezze inzwiſchen an Omers Stelle Gregor den Großen und ſtatt dem Koran die Bibel, ſo wäre die Bibliothek doch verbrannt worden, und dies wäre vielleicht der ſchönſte Zug in dem Leben dieſes berühmten Pabſtes.

Ge-

Geſchichte.

Wenn man die Menſchen kennen lernen will, ſo muß man ſie handeln ſehen. Im Umgang hört man ſie ſprechen; ſie zeigen ihre Reden und verbergen ihre Handlungen. Dieſe werden aber in der Geſchichte enthüllt, durch ſie ließt man in ihren Herzen, ohne die Lehren der Philoſophie, und ohne daß man ſie nach den Thatſachen beurtheilt; ſelbſt ihre Reden helfen ſie gehörig würdigen. Denn wenn man ihre Reden mit ihren Handlungen vergleicht, ſo ſieht man auf einmal, was ſie ſind und was ſie ſcheinen wollen; und lernt ſie deſto beſſer kennen, je mehr ſie ſich verſtellen wollen.

Dieſes Studium hat inzwiſchen ſeine Gefahren, ſeine Schwierigkeiten verſchiedener Art. Es iſt ein großer Fehler der Geſchichte, daß ſie die Menſchen weit mehr nach ihren böſen als nach ihren guten Seiten mahlt. Da ſie nur durch Staatsumwälzungen und Kataſtrophen intereſſant wird, ſo ſchweigt ſie von einem Volke, ſo lange es unter einer ruhigen friedlichen Regierung glüklich iſt und in ſeinem Flor zunimmt; und fängt erſt dann von ihm zu ſprechen an, wenn es ſich nicht mehr ſelbſt genug iſt, und Theil an den Händeln ſeiner Nachbarn nimmt, oder ſie an den ihrigen Theil nehmen läßt; ſie macht es erſt berühmt, wenn

wenn es ſchon im Verfall iſt; alle unſere Geſchichten fangen da an, wo ſie aufhören ſollten. Wir kennen die Geſchichte der Völker; die zu Grunde gehen, ſehr genau, die Geſchichte derjenigen hingegen, die im Zunehmen ſind, haben wir nicht; ſie ſind zu glüklich und zu weiſe, als daß man etwas von ihnen ſagen könnte, und in der That ſehen wir ſelbſt in unſern Tagen, daß man von den beſten Regierungen am wenigſten ſpricht. Wir wiſſen alſo nur das Böſe, das Gute macht nicht leicht Epoche. Nur Böſe ſind berühmt, die Guten werden vergeſſen oder ausgelacht; und ſo verläumdet die Geſchichte, wie die Philoſophie, beſtändig das Menſchengeſchlecht.

Vorzüglich fehlt ſehr viel, daß in der Geſchichte die Thatſachen genau ſo abgebildet werden, wie ſie geſchehen ſind. Sie bekommen in dem Kopfe des Geſchichtſchreibers eine andere Geſtalt, formen ſich nach ſeinem Intereſſe und nehmen einen gewiſſen Anſtrich von ſeinen Vorurtheilen an. Wer iſt im Stande, den Leſer genau an den Ort zu verſezzen, wo die Begebenheit geſchieht, um ſie ganz ſo zu ſehen, wie ſie ſich wirklich zutrug. Alles wird durch Parteilichkeit oder durch Unwiſſenheit entſtellt. Wie verſchiedene Anſichten kann man nicht eiuem Vorfall, ohne einen Zug zu verändern, blos durch weitläuftigere oder kürzere

Er-

Geſchichte.

Wenn man die Menſchen kennen lernen will, ſo muß man ſie handeln ſehen. Im Umgang hört man ſie ſprechen; ſie zeigen ihre Reden und verbergen ihre Handlungen. Dieſe werden aber in der Geſchichte enthüllt, durch ſie ließt man in ihren Herzen, ohne die Lehren der Philoſophie, und ohne daß man ſie nach den Thatſachen beurtheilt; ſelbſt ihre Reden helfen ſie gehörig würdigen. Denn wenn man ihre Reden mit ihren Handlungen vergleicht, ſo ſieht man auf einmal, was ſie ſind und was ſie ſcheinen wollen; und lernt ſie deſto beſſer kennen, je mehr ſie ſich verſtellen wollen.

Dieſes Studium hat inzwiſchen ſeine Gefahren, ſeine Schwierigkeiten verſchiedener Art. Es iſt ein großer Fehler der Geſchichte, daß ſie die Menſchen weit mehr nach ihren böſen als nach ihren guten Seiten mahlt. Da ſie nur durch Staatsumwälzungen und Kataſtrophen intereſſant wird, ſo ſchweigt ſie von einem Volke, ſo lange es unter einer ruhigen friedlichen Regierung glüklich iſt und in ſeinem Flor zunimmt; und fängt erſt dann von ihm zu ſprechen an, wenn es ſich nicht mehr ſelbſt genug iſt, und Theil an den Händeln ſeiner Nachbarn nimmt, oder ſie an den ihrigen Theil nehmen läßt; ſie macht es erſt berühmt,

wenn

wenn es ſchon im Verfall iſt; alle unſere Ge-ſchichten fangen da an, wo ſie aufhören ſollten. Wir kennen die Geſchichte der Völker; die zu Grunde gehen, ſehr genau, die Geſchichte derje-nigen hingegen, die im Zunehmen ſind, haben wir nicht; ſie ſind zu glüklich und zu weiſe, als daß man etwas von ihnen ſagen könnte, und in der That ſehen wir ſelbſt in unſern Tagen, daß man von den beſten Regierungen am wenigſten ſpricht. Wir wiſſen alſo nur das Böſe, das Gu-te macht nicht leicht Epoche. Nur Böſe ſind be-rühmt, die Guten werden vergeſſen oder ausge-lacht; und ſo verläumdet die Geſchichte, wie die Philoſophie, beſtändig das Menſchengeſchlecht.

Vorzüglich fehlt ſehr viel, daß in der Ge-ſchichte die Thatſachen genau ſo abgebildet werden, wie ſie geſchehen ſind. Sie bekommen in dem Kopfe des Geſchichtſchreibers eine andere Geſtalt, formen ſich nach ſeinem Intereſſe und nehmen ei-nen gewiſſen Anſtrich von ſeinen Vorurtheilen an. Wer iſt im Stande, den Leſer genau an den Ort zu verſezzen, wo die Begebenheit geſchieht, um ſie ganz ſo zu ſehen, wie ſie ſich wirklich zutrug. Alles wird durch Parteilichkeit oder durch Unwiſ-ſenheit entſtellt. Wie verſchiedene Anſichten kann man nicht eiuem Vorfall, ohne einen Zug zu ver-ändern, blos durch weitläuftigere oder kürzere

Er-

Erzählung der ſich darauf beziehenden Umſtände geben. Man ſehe einen Gegenſtand von verſchiedenen Seiten an, und man wird kaum glauben, daß es derſelbe ſey, ohne daß ſich etwas anders als das Auge des Zuſchauers verändert hat. Heißt das der Wahrheit genug gethan, wenn man mir eine wahre Thatſache erzählt, ſie mich aber ganz anders ſehen läßt, als ſie ſich wirklich zutrug.

Man wird mir einwerfen, an der Wahrheit der Geſchichte ſelbſt liege nicht ſo viel, als an der getreuen Darſtellung der Sitten und Charaktere; wenn nur das menſchliche Herz richtig abgemahlt ſey, ſo komme nicht ſo viel darauf an, ob die Thatſachen richtig erzählt ſeyen oder nicht, denn was kümmern uns, wenn jenes richtig iſt, Dinge, die vor zweitauſend Jahren geſchehen ſind. Man hat Recht, wenn dieſe Gemälde richtig gezeichnet ſind, da ſie aber gröſtentheils nur nach der Einbildungskraft des Geſchichtſchreibers gezeichnet ſind, ſo ſcheitert man gerade an der Klippe, der man ausweichen wollte, indem man den Geſchichtſchreibern das Zutrauen ſchenkt, das man den handelnden Perſonen ſelbſt verweigert.

Ich ſpreche hier nicht von der neuern Geſchichte, nicht nur, weil ſie keine Phyſiognomie mehr hat, und unſere Menſchen einander alle gleich ſehen, ſondern auch, weil unſere Geſchichtſchreiber

blos

blos darauf bedacht, zu glänzen, ſich nur be- mühen, Gemälde von lebhaften Farben zu machen, die aber oft gar nichts darſtellen. Im Ganzen mah- len die Alten nicht ſo viel, und urtheilen weniger wizzig, aber mit mehr Verſtand; aber man muß eine ſorgfältige Auswahl unter ihnen treffen; man muß nicht gleich die ſcharfſinnigſten, ſondern erſt die einfachern vornehmen. Ich möchte keinem jun- gen Menſchen einen Polybius, Salluſtius oder Tacitus in die Hand geben. Der Leztere iſt ein Buch für Greiſe, junge Leute können ihn gar nicht verſtehen; man muß erſt die Hauptzüge des menſchlichen Herzens in den Handlungen der Menſchen erkennen lernen, ehe man die Tiefen deſſelben ergründen will; man muß erſt in That- ſachen leſen lernen, ehe man in Sentenzen leſen kann.

Thucydides iſt nach meiner Meinung das wahre Muſter der Geſchichtſchreiber; er erzählt die Thatſachen, ohne ſein Urtheil darüber zu ſa- gen, aber er läßt keinen Umſtand weg, der uns ſelbſt darüber zn urtheilen in Stand ſezzen kann. Er ſtellt dem Leſer alles, was er erzählt, vor Au- gen; weit entfernt, ſich zwiſchen die Begebenhei- ten und den Leſer zu ſtellen, entzieht er ſich viel- mehr ſeinem Anblik; man glaubt nicht zu leſen, man glaubt zu ſehen. Unglüklicher Weiſe ſpricht er

er immer vom Kriege und man kann daher in ſeinen Erzählungen immer nur das am wenigſten Lehrreiche von der Welt ſehen, nämlich nichts als Schlachten. Der Rükzug der Zehntauſend und Cäſars Commentare haben faſt dieſelben Vorzüge und denſelben Fehler.

Der gute Herodot, ohne Portraits, ohne Nuzanwendungen, aber fließend, ungezwungen, natürlich, und voll äußerſt intereſſanter und unterhaltender Anekdoten, wäre vielleicht der beſte Geſchichtſchreiber, wenn nicht eben die von ihm erzählten kleinen Umſtände manchmal kindiſche Kleinigkeiten wären, die den Geſchmak eher verderben als bilden. Zu ſeiner Lektüre gehört eine reife Urtheilskraft.

Die Geſchichte iſt überhaupt mangelhaft, weil ſie nur auffallende und beſtimmte Thatſachen aufzeichnet, welche man mit Namen, Orten und Zeit behalten kann, wogegen die allmählig wirkenden Urſachen dieſer Thatſachen, welche ſich nicht ſo beſtimmt angeben laſſen, immer unbekannt bleiben. Der Krieg bringt meiſtens nur Ereigniſſe hervor, die ſchon längſt durch moraliſche Urſachen vorbereitet ſind, welche die Geſchichtsforſcher ſelten bemerken.

Hiezu kömmt noch, daß die Geſchichte Handlungen weit richtiger darſtellt, als Menſchen, indem

dem ſie es mit dieſen nur in gewiſſen auserwählten Augenblikken in ihren Feſtkleidern, zu thun hat; ſie ſtellt nur den öffentlichen Menſchen dar, der ſich darauf gerichtet hat, geſehen zu werden. Sie folgt ihm nicht in ſein Haus, unter ſeine Familie, in den Cirkel ſeiner Freunde, ſie mahlt ihn nur zu einer Zeit ab, wenn er ſich in die Bruſt geworfen hat; ſie mahlt mehr ſein Kleid als ſeine Perſon.

Ich halte die Lectüre von Lebensbeſchreibungen von Privatleuten für vorzüglicher, wenn man das menſchliche Herz zu ſtudieren anfangen will; denn da mag ſich der Menſch noch ſo ſehr verſtekken, der Geſchichtſchreiber folgt ihm allenthalben hin, er läßt ihm keinen Augenblik Zeit, ſich zu ſammeln, keinen Schlupfwinkel, in dem er ſich dem ſcharfen Auge des Beobachters entziehen kann, je beſſer er ſich zu verbergen glaubt, deſto beſſer lernt ihn der andere kennen. Montagne ſagt: „die Lebensbeſchreibungen habe ich vorzüg„lich gern, wenn ſie ſich mehr mit den Abſichten, „als mit dem, was geſchah, mehr mit dem, was „innerlich, als mit dem, was äußerlich vorgieng, „beſchäftigen; daher iſt Plutarch mein Mann.“

Es iſt wahr, daß der Geiſt der vereinigten Menſchen, oder der Völker, von dem Charakter eines einzelnen für ſich betrachteten Mannes ſehr

verſchieden iſt, und daß der nur ſehr unvollkommene Kenntniß des menſchlichen Herzens hätte, der es nicht auch in der Menge unterſuchen würde; aber es iſt eben ſo wahr, daß man mit dem Studium des Menſchen anfangen muß, wenn man die Menſchen kennen lernen will, und daß der, welchen die Neigungen eines jeden einzelnen vollkommen bekannt wären, auch alle die Wirkungen vorausſehen könnte, die ſie in der Maſſe des Volks vereint, hervorbringen würden.

Auch um dieſes Studiums des Menſchen willen, muß man zu den Alten ſeine Zuflucht nehmen, aus den ſchon angegebenen Gründen, vorzüglich, weil alle unbedeutend ſcheinende und gemeine Anekdoten aus dem neuern Geſchichtsſtyl verbannt ſind, und daher die Menſchen von unſern Schriftſtellern in ihrem Privatleben eben ſo aufgepuzt werden, wie auf dem großen Schauplaz der Welt. Der Wohlſtand, in den Schriften ſo ſtreng beobachtet als in den Handlungen, geſtattet nur das öffentlich zu ſagen, was er auch öffentiich zu thun erlaubt, und da man auf dieſe Art die Menſchen nur ſo ſchildern kann, wie ſie ſind, wenn ſie ſich in die Bruſt geworfen haben, ſo lernt man ſie durch unſere Bücher nicht beſſer, als auf unſern Theatern kennen. Man mag hundert nnd abermals hundert Lebensbeſchreibungen von Königen

machen, wir werden doch keinen Sueton mehr bekommen.

Gerade in dieſen kleinen Anekdoten, mit denen wir uns nicht mehr abzugeben wagen, beſteht ein großer Vorzug des Plutarch. Er beſizt in der Zeichnung großer Männer durch unbedeutende Dinge eine unnachahmliche Anmuth und iſt in der Wahl der Züge ſo glüklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Miene hinreicht, ſeinen Helden zu charakteriſiren. Durch ein ſcherzhaftes Wort gab Hannibal ſeiner muthloſen Armee ihren verlornen Muth wieder und brachte ſie ſo weit, daß ſie lachend in die Schlacht gieng, die ihm Italien öffnete. Ageſilaus, der Ueberwinder eines mächtigen Königs, wird mir auf ſeinem Stekkenpferde liebenswürdig. Cäſar verräth, im Geſpräche mit ſeinen Freunden auf dem Wege durch ein ſchlechtes Dorf, ohne daran zu denken, den Schurken, der immet ſagte, er wolle nur dem Pompejus gleich ſeyn. Alexander nimmt Arzneien, und ſagt keine Sylbe; dies iſt der ſchönſte Augenblik ſeines Lebens. Ariſtides ſchreibt ſeinen eigenen Namen auf die Muſchel und zeigt ſich ſo ſeines Beinamens würdig. Philopömen wirft den Mantel ab, und ſpaltet in der Küche ſeines Wirthes Holz. — Dies iſt die wahre Kunſt zu mahlen; die Phyſiognomie liegt

 nicht

nicht in den gröbern Zügen, der Charakter offenbart ſich nicht in wichtigen Handlungen; in Kleinigkeiten zeigen ſich die natürlichen Anlagen. Was öffentlich geſchieht, iſt zu gemein oder zu aufgepuzt und doch erlaubt die neuere Würde unſern Schriftſtellern ſich faſt nur hiebei aufzuhalten.

Einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts iſt unſtreitig der Marſchall von Türenne. Man hatte ſo viel Herz, ſeine Lebensbeſchreibung durch Anekdoten, die ihn kennen und ſchäzzen lehren, intereſſant zu machen, aber wie viele, wodurch man ihn noch mehr kennen und lieben gelernt hätte, ſah man ſich wegzulaſſen genöthiget. Ich will nur eine anführen, die ich von guter Hand habe und die Plutarch gewiß nicht weggelaſſen, Romſey aber gewiß nicht angeführt haben würde, wenn er ſie auch gewußt hätte.

An einem ſehr warmen Sommertage lag Türenne in einem weißen Hauskleide, eine Müzze auf dem Kopf, unter dem Fenſter ſeines Vorzimmers. Einer von ſeinen Bedienten kömmt vorbei und hält ihn durch die Kleidung irre geführt, für einen Gehülfen des Kochs, mit dem er auf einem ſehr vertrauten Fuße ſtand. Er nähert ſich ihm leiſe von hinten und giebt ihm mit einer Hand, die nicht leicht auffiel, einen derben Schlag auf den Hintern. Der geſchlagene kehrt ſich ſogleich

um.

um. Der Diener ſieht zitternd ſeinen Herrn vor ſich ſtehen. Er wirft ſich ihm, auſſer ſich vor Schrekken zu Füßen: „Gnädiger Herr, ich glaub„te, es ſei Georg.“ — „Und wenn es auch Ge„org geweſen wäre“ rief Türenne, und rieb ſich die ſchmerzhafte Stelle, „ſo hätteſt du nicht ſo „ſtark zuſchlagen ſollen.“ — Und ſo was wagt ihr Hiſtoriker nicht zu erzählen? Ihr macht euch durch eure Würde verächtlich.

Ich ſehe, daß man die Methode hat, junge Leute, die man die Geſchichte leſen läßt, gleichſam in alle vorkommenden Perſonen umzubilden, daß man ſich bemüht, ſie bald Cicero, bald Trajan, bald Alexander werden zu laſſen, und ſie muthlos zu machen, wenn ſie auf ſich ſelbſt zurükſehen, daß man jeden bedauern läßt, daß er nur er ſey. Dieſe Methode hat gewiſſe Vortheile, die ich nicht mißkenne, man muß aber bedenken, daß der, welcher ſich ſelbſt fremd zu werden anfängt, ſich über kurz oder lang ſelbſt vergißt.

Die Behauptung, für jedem ſey die Geſchichte ſeines Vaterlandes die intereſſanteſte, iſt unrichtig; denn die Geſchichte von manchen Ländern iſt ſo beſchaffen, daß ſie niemand leſen kann, der nicht blödſinnig oder Geſandter in ihnen iſt. Die intereſſanteſte Geſchichte iſt diejenige, in der man die meiſten Beiſpiele von Sitten und Charaktern

aller

aller Art, kurz — die meiſte Belehrung findet. Manche werden ſagen, unter uns finde man dieß alles ſo gut, als unter den Alten; dies iſt aber nicht wahr, ſchlagt ihre Geſchichte auf und macht ſie verſtummen. Es giebt Völker ohne Phyſiognomie, welche keine Maler, und Regierungen ohne Charakter, welche keine Geſchichtſchreiber brauchen und wo man, ſobald man weiß, welche Stelle ein Menſch bekleidet, ſogleich alles voraus weiß, was er thun wird. Man wird ſagen, es fehle uns nur an guten Geſchichtſchreibern, aber fragt, warum? — Es iſt nicht wahr. Gebt Stoff zu guten Geſchichten und die guten Geſchichtſchreiber werden ſich gewiß finden. Endlich wird man behaupten, die Menſchen ſähen einander zu allen Zeiten gleich, ſie hätten die nämlichen Tugenden und die nämlichen Laſter, man bewundere die Alten nur, weil ſie alt ſeyen; — auch dieß iſt eben ſo wenig wahr, ſonſt würde man mit geringen Mitteln große Thaten hervorbringen, und heutzutage findet gerade das Gegentheil ſtatt. Die Alten waren Zeitgenoſſen ihrer Geſchichtſchreiber und haben ſie uns doch bewundern gelehrt, aber gewiß, wenn die Nachwelt die unſern bewundert, werden wir keine Schuld daran haben.

Romane.

Romane ſind vielleicht die lezte Belehrung, die für ein Volk übrig bleibt, welches ſo verderbt iſt, daß keine andere mehr etwas hilft. Es würde alſo ſehr dienlich ſeyn, wenn die Verfertigung ſolcher Bücher nur rechtſchaffenen aber gefühlvollen Männern erlaubt wäre, deren Herz ſich in ihren Schriften abbildete, Schriftſtellern, welche nicht über die menſchlichen Schwachheiten erhaben wären, welche nicht auf einmal die Tugend nur in den Himmel wohnend und für Menſchen unerreichbar darſtellten, ſondern dieſelbe lieber lehren würden, indem ſie ſie vorerſt nicht ſo ſtreng abbildeten, und ihr auf dieſe Art die Menſchen unvermerkt aus dem Schooße des Laſters zuzuführen verſtänden.

Man beklagt ſich, die Romane verrükten die Köpfe. — Ich glaube es wohl. Sie verleiten die Leſer durch unaufhörliches Vorſpiegeln der Reize eines Standes, in dem ſie ſich nun einmal nicht befinden, daß ſie ihren gegenwärtigen Zuſtand verachten, und ihn in Gedanken mit dem vertauſchen, den man ihnen ſo liebenswürdig darſtellt. Dadurch kömmt man endlich ſo weit, daß man ſich, indem man ſeyn will, was man nicht iſt, wirklich für etwas anders hält, als man iſt, und ſo verrükt wird. Wenn die Romane ihren

Leſern nur Gemälde von Gegenſtänden, die ſie umgeben, nur Pflichten, die ſie erfüllen können, nur Vergnügen, die ſie ſich verſchaffen können, darſtellten, ſo würden ſie dieſelbe nicht thöricht, ſondern klug machen, weil ſie ſie auf eine intereſſante und unterhaltende Art belehren, und durch Widerlegung der Falſchheit und Verächtlichkeit der Grundſäzze der großen Geſellſchaften, mehr für ihren Stand gewinnen würden. Nach allem dieſem muß ein gut oder wenigſtens nüzlich geſchriebener Roman von den Leuten vom Modeton gehaßt und als ein abgeſchmaktes, ungereimtes, lächerliches Buch verſpottet und verſchrieen werden, und ſo heißt die Thorheit der großen Welt Weisheit.

Künſte.

Die Kunſt, deren Nuzzen am allgemeinſten und unentbehrlichſten iſt, verdient überall die meiſte Achtung, und diejenige, zu welcher man am wenigſten andere Künſte braucht, verdienet größere Achtung als ſolche, die den andern untergeordnet ſind, weil ſie freier und unabhängiger iſt. Dieß ſind die wahren Regeln, nach denen man Künſte und Geſchiklichkeiten würdigen muß, alles übrige iſt willkührlich und der Meinung unterworfen.

Da

Da jene wichtigen Leute, die man nicht Handwerker, ſondern Künſtler heißt, bloß für die müſſigen und Reichen arbeiten, ſo ſezzen ſie einen willkührlichen Preiß auf ihre Tändeleien, und da der Werth dieſer unnüzzen Arbeiten bloß auf der Meinung beruht, ſo iſt ihr Preiß ſelbſt ein Theil deſſen, was man an ihnen ſchäzt, weßwegen man ſie deſto höher ſchäzt, je theurer ſie ſind. Der Reiche ſezt nicht wegen ihres Nuzzens einen Werth auf ſie, ſondern deßwegen, weil ſie der Arme nicht bezahlen kann.

Die Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte, nicht ſo deſpotiſch, aber mächtiger vielleicht, als Regierung und Geſezze, bedekken die ehernen Ketten, die die Menſchen belaſten, mit Blumenkränzen, erſtikken in ihnen das Gefühl der urſprünglichen Freiheit, für welche ſie gebohren ſcheinen, laſſen ſie ihre Sklaverei liebgewinnen und machen ſie zu dem, was man gebildete Völker heißt. Die Noth errichtete die Thronen, die Wiſſenſchaften und Künſte befeſtigten ſie. Mächtige der Erde! liebt die Künſte und beſchüzt ihre Verehrer, gebildete Völker, treibt ſie; glükliche Sklaven, ihr verdankt ihnen jenen zarten und feinen Geſchmak, auf den ihr euch ſo viel einbildet, jenen anmuthigen Charakter und jene zierlichen Sitten, die den Umgang unter euch ſo geſchmeidig und leicht

leicht machen, kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige zu beſizzen.

Unſere Gärten ſind mit Bildſäulen und unſere Gallerien mit Gemälden geziert. Was meint ihr wohl, was dieſe zur öffentlichen Bewunderung ausgeſtellten Meiſterwerke der Kunſt vorſtellen? Die Vertheidiger des Vaterlandes? — Oder jene noch größern Männer, deren Tugenden ſeine Zierde waren? — Nein, es ſind Abbildungen aller Verirrungen des Herzens und des Verſtandes, die man ſorgfältig aus der Mythologie auswählt und zeitig der Neugierde unſerer Kinder zur Schau ausſtellt, ohne Zweifel, damit ſie Muſter von ſchlechten Handlungen vor Augen hätten, noch ehe ſie leſen können.

Man ſage mir aufrichtig, welche Meinung die Athenienſer von der Beredſamkeit haben müßten, wenn ſie ſie ſo ſorgfältig von dem unbeſtechlichen Richterſtuhle verbannt hielten, von welchem ſelbſt die Götter nicht appellirten? Was hielten die Römer von der Arzneikunſt, wenn ſie ſie aus ihrem Staate verwieſen? Und welche Idee mußten wohl die Spanier von der Rechtsgelehrſamkeit haben, wenn ſie ein Reſt von Menſchlichkeit bewog, ihren Rechtsgelehrten Amerika zu verbieten? Sollte man nicht denken, ſie hätten durch

dieſe

dieſe einzige Verordnung alle das Unglük, welches ſie über die bedaurenswürdigen Inſulaner gebracht hatten, wieder gut zu machen geglaubt?

Was würden wir mit den Künſten ohne den Luxus thun, der ſie ernährt? Was würde die Rechtsgelehrſamkeit nüzzen, wenn die Menſchen keine Ungerechtigkeiten begiengen? Was würde aus der Geſchichte werden, wenn es keine Tyrannen, keine Kriege, keine Verſchwörungen gäbe? Kurz, wer wollte ſein Leben mit unnüzzen Grübeleien zubringen, wenn jeder nur nach den Pflichten des Menſchen und den Bedürfniſſen der Natur handelte, und ſo für nichts als für Vaterland, Unglükliche und ſeine Familie Zeit hätte?

Die Aſtronomie verdankt ihren Urſprung dem Aberglauben, die Beredſamkeit dem Ehrgeiz und Haß, der Schmeichelei und Lügen, die Geometrie dem Geiz, die Phyſik eitler Neugier, alle menſchlichen Kenntniſſe, ſelbſt die Moral dem menſchlichen Hochmuth. Die Wiſſenſchaften und Künſte kommen alle von unſern Laſtern her, wären ſie eine Folge unſerer Tugenden, ſo würden wir nicht ſo viele Zweifel über ihren Nuzzen haben.

Das Gemälde von Lacedämon iſt nicht ſo glänzend, als das von Athen. „Dort", ſagten die andern Völker, „werden die Menſchen tugendhaft geboh-

gebohren, und es ſcheint, man athme mit der Luft des Landes Tugend ein.“ Wir haben von ſeinen Bewohnern nichts mehr, als die Erinnerung an ihre heldenmüthigen Handlungen. Sollten ſolche Denkmale wohl weniger werth ſeyn, als die vortreflichen Marmorſäulen, die uns Athen hinterlaſſen hat?

Sparta! ewiger Schimpf für eitle Gelehrſamkeit! Während ſich in Athen die Laſter an der Hand der ſchönen Künſte einſchlichen, während daſelbſt ein Tyrann mit größter Sorgfalt die Werke des Fürſten der Dichter ſammelte, verwieſeſt du Künſte und Künſtler, Gelehrte und Gelehrſamkeit aus deinen Mauern!

Die Uebel, welche unſere eitle Neugierde über uns brachte, ſind ſo alt, als die Welt. So regelmäßig das tägliche Steigen und Sinken des Meeres dem Laufe des Geſtirns, das unſere Nächte erleuchtet, unterworfen iſt; ſo regelmäßig iſt das Schikſal der Sitten und der Rechtſchaffenheit dem Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften unterworfen. In der Maaße, als ihr Licht an unſerm Horizonte emporſtieg, floh die Tugend, und dieſes konnte man zu allen Zeiten, und an allen Orten beobachten.

Die Aufnahme der Künſte, die Verderbniß der Sitten und die Unterjochung durch die Macedoni=

donier folgten einander bei den Griechen auf dem Fuße nach, und Griechenland, immer gelehrt, immer wollüſtig und immer Sklavin, veränderte bei ſeinen Revolutionen bloß ſeine Herren. Alle Beredſamkeit eines Demoſthenes konnte dem durch Schwelgerei und Künſte entnervten Körper nicht wieder Muth geben.

Rom, geſtiftet von einem Viehhirten und berühmt gemacht von Bauern, fieng zu den Zeiten des Ennius und Terenz an auszuarten. Anſtatt der heiligen Worte Freiheit, Uneigennüzzigkeit, Gehorſam gegen die Geſezze hörte man die Namen, Epikur, Zeno, Arceſilaus. Bisher hatten ſich die Römer mit der Ausübung der Tugend begnügt, ſo wie ſie aber zu ſtudiren anfiengen, war alles verloren, und der Verfall der Hauptſtadt der Welt fieng mit dem Tage an, an dem man einem Bürger den Titel: Richter des guten Geſchmaks gab.

Die nämlichen Urſachen, welche die Völker verderben, dienen manchmal dazu, noch größeres Verderben zu verhüten. So ſind Wiſſenſchaften und Künſte, nachdem ſie die Laſter in Flor brachten, nöthig, um zu verhindern, daß ſie nicht in Verbrechen ausarten, ſie übertünchen ſie wenigſtens mit einem Firniß, der dem Gifte nicht geſtat-

tet,

gebohren, und es ſcheint, man athme mit der Luft des Landes Tugend ein.“ Wir haben von ſeinen Bewohnern nichts mehr, als die Erinnerung an ihre heldenmüthigen Handlungen. Sollten ſolche Denkmale wohl weniger werth ſeyn, als die vortreflichen Marmorſäulen, die uns Athen hinterlaſſen hat?

Sparta! ewiger Schimpf für eitle Gelehrſamkeit! Während ſich in Athen die Laſter an der Hand der ſchönen Künſte einſchlichen, während daſelbſt ein Tyrann mit größter Sorgfalt die Werke des Fürſten der Dichter ſammelte, verwieſeſt du Künſte und Künſtler, Gelehrte und Gelehrſamkeit aus deinen Mauern!

Die Uebel, welche unſere eitle Neugierde über uns brachte, ſind ſo alt, als die Welt. So regelmäßig das tägliche Steigen und Sinken des Meeres dem Laufe des Geſtirns, das unſere Nächte erleuchtet, unterworfen iſt; ſo regelmäßig iſt das Schikſal der Sitten und der Rechtſchaffenheit dem Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften unterworfen. In der Maaße, als ihr Licht an unſerm Horizonte emporſtieg, floh die Tugend, und dieſes konnte man zu allen Zeiten, und an allen Orten beobachten.

Die Aufnahme der Künſte, die Verderbniß der Sitten und die Unterjochung durch die Macedoni-

donier folgten einander bei den Griechen auf dem Fuße nach, und Griechenland, immer gelehrt, immer wollüſtig und immer Sklavin, veränderte bei ſeinen Revolutionen bloß ſeine Herren. Alle Beredſamkeit eines Demoſthenes konnte dem durch Schwelgerei und Künſte entnervten Körper nicht wieder Muth geben.

Rom, geſtiftet von einem Viehhirten und berühmt gemacht von Bauern, fieng zu den Zeiten des Ennius und Terenz an auszuarten. Anſtatt der heiligen Worte Freiheit, Uneigennüzzigkeit, Gehorſam gegen die Geſezze hörte man die Namen, Epikur, Zeno, Arceſilaus. Bisher hatten ſich die Römer mit der Ausübung der Tugend begnügt, ſo wie ſie aber zu ſtudiren anfiengen, war alles verloren, und der Verfall der Hauptſtadt der Welt fieng mit dem Tage an, an dem man einem Bürger den Titel: Richter des guten Geſchmaks gab.

Die nämlichen Urſachen, welche die Völker verderben, dienen manchmal dazu, noch größeres Verderben zu verhüten. So ſind Wiſſenſchaften und Künſte, nachdem ſie die Laſter in Flor brachten, nöthig, um zu verhindern, daß ſie nicht in Verbrechen ausarten, ſie übertünchen ſie wenigſtens mit einem Firniß, der dem Gifte nicht geſtattet,

tet, ſich ganz ungehindert auszubreiten. Sie vertreiben die Tugend ſelbſt, laſſen aber ihr Bildniß öffentlich ſtehen, welches immer was ſchönes iſt. Sie bringen an ihre Stelle Höflichkeit und Wohlſtand, und an die Stelle der Furcht ſchlecht zu ſcheinen, die Furcht lächerlich zu ſcheinen.

Das Laſter nimmt die Maske der Tugend an, aber nicht wie die Heuchelei, um zu betrügen und zu verführen, ſondern um ſich durch dieſe liebenswürdige und heilige Geſtalt den Abſcheu zu benehmen, welchen es vor ſich ſelbſt hat, wenn es ſich in ſeiner Blöße ſieht.

O Fabricius! Was hätte deine große Seele empfunden, wenn du zu deinem Unglükke in das Leben zurükgerufen worden wäreſt, und die prächtige Geſtalt des durch deinen Arm geretteten Roms geſehen hätteſt, dem dein ehrwürdiger Name mehr Ehre gemacht hatte, als alle ſeine Eroberungen? „Götter," hätteſt du geſagt, was iſt „aus den Strohdächern und den Bauernhäuſern, „in denen ſonſt Mäßigkeit und Tugend wohnten, „geworden? Welcher verderbliche Glanz iſt an die „Stelle der Römiſchen Einfachheit getreten? Wel„che fremde Sprache ſpricht man? Was ſind das „für weibiſche Sitten? Was bedeuten dieſe Bild„ſäulen, dieſe Gemälde, dieſe Palläſte? Unſinni„ge, was habt ihr gethan? Ihr, die Herren der

Nati-

„Nationen, ihr habt euch zu Sklaven der niedri„gen Menſchen gemacht, deren Ueberwinder ihr „ſeyd? Rhetoren herrſchen über euch! Um Bau„meiſter, Maler, Bildhauer und Comödianten zu „bereichern, habt ihr euer Blut in Griechenland „verſprüzt! Die Beute Charthagos wird einem „Flötenſpieler zu Theil! Römer! reißt eiligſt die„ſe Amphiteater nieder, zerſchlagt die Marmor„bilder, verbrennt die Gemälde, jagt die Sklaven „fort, die euch unterjochen und deren ſchändliche „Künſte euch verderben! Laßt andere in unnüzzen „Künſten Ruhm ſuchen! Roms iſt nur eine einzi„ge Kunſt würdig, die Welt zu erobern und die „Tugend zu ihrer Beherrſcherinn zu machen. Als „Cyneas unſern Senat für eine Verſammlung von Königen anſah, wurde er weder durch eitlen Pomp noch geſuchte Zierlichkeit verblendet. Er „hörte nicht dieſe nichtswürdige Beredſamkeit, die „Kunſt und Luſt unnüzzer Menſchen. Was kam „ihm denn ſo majeſtätiſch vor? O Bürger! er hatte „einen Anblik, den euer Reichthum und alle eure „Künſte nie gewähren können, den ſchönſten, den „man auf Erden haben kann; er ſah eine Verſamm„lung von zweihundert tugendhaften Männern, die „würdig waren, Rom zu befehlen und den Erd„kreiß zu beherrſchen.“

Gemeiniglich erwirbt man ſich in den ſchönen Künſten auf die nämliche Art einen Namen, wie

in

in der Gelehrſamkeit. Man wird Künſtler und Kunſtrichter, wie Doctor der Rechte oder Magiſter.

Warum ſieht man, ſeitdem in den nördlichen Ländern ſich mehr Geſelligkeit verbreitete und man ſich ſo viele Mühe gab, die Menſchen ihre gegenſeitigen Pflichten und die Kunſt, angenehm und ruhig miteinander zu leben zu lehren, warum ſieht man ſeitdem keine ſolchen Menſchenmaſſen davon herkommen, wie ſie ehedem hervorbrachten? Ich fürchte faſt, es möchte am Ende jemanden einfallen, mir zu antworten, alle dieſe erhabenen Dinge nämlich die Künſte, Wiſſenſchaften und Geſezze ſeyen von den Menſchen ſehr weislich und als eine heilſame Seuche erfunden worden, um der die Schranken überſchreitenden Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts zu ſteuern, damit nicht die Erde, die für uns beſtimmt iſt, am Ende zu klein für ihre Bewohner werde.

Aus der geſellſchaftlichen Verbindung und den durch ſie erzeugten Luxus entſtehen die freien und mechaniſchen Künſte, der Handel, die Wiſſenſchaften und alle die unnüzzen Dinge, welche die Künſte in Flor bringen, und die Staaten bereichern und ins Verderben ſtürzen. Der Grund dieſes Verderbens iſt nicht ſchwer zu finden. Man ſieht leicht ein, daß der Akkerbau ſeiner Natur

nach

nach das Gewerbe ſeyn muß, welches den gering-ſten Gewinn abwirft, weil ſein Erzeugniß das un-entbehrlichſte für alle Menſchen iſt, und daher in Anſehung ſeines Preißes dem Vermögen des Aerm-ſten angemeſſen ſeyn muß. Aus dem nämlichen Grunde kann man herleiten, daß überhaupt der Ertrag der Künſte im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrem Nuzzen ſteht, und daß die nothwendig-ſten nach und nach immer mehr hintangeſezt wer-den müſſen. Daraus ſieht man, was man von dem wahren Vortheile der Künſte und von der Wirkung, die ihre Fortſchritte eigentlich hervor-bringen, denken muß.

Die Verderben ſtiftenden Schriften eines L e u c i p p s und D i o g e n e s ſind mit ihnen un-tergegangen. Man hatte noch nicht die Kunſt er-funden, die Auswüchſe des menſchlichen Geiſtes zu verewigen. Aber gedankt ſey es den Lettern und dem Gebrauch, den wir von ihnen machen, die gefährli-chen Träumereien eines H o b b e s und S p i n o z a werden ewig bleiben. Geht, berühmte Schriften, welche die Unwiſſenheit und bäuriſche Einfalt un-ſerer Väter nicht hätten hervorbringen können, begleitet jene noch gefährlicheren Werke, in die ſich die Sittenverderbniß unſers Zeitalters ergoß, zu unſern Nachkommen, und bringt miteinander den künftigen Jahrhunderten eine getreue Geſchichte

der Fortſchritte und der Vortheile unſerer Wiſſenſchaften und Künſte. Die Gefahr, welche die Uebel drohen, die der aus den Wunſch ſich auszuzeichnen entſpringende Geſchmak an den Wiſſenſchaften nothwendig erzeugt, wiegt alles Gute, das ſie hervorbringen, unendlich weit auf, indem die, welche ſich denſelben ergeben, am Ende in der Wahl der Mittel zu Erreichung ihres Zweks nicht ſehr bedenklich ſind.

Einige große Geiſter können den Schleier, in den ſich die Wahrheit hüllt, durchdringen, einige Köpfe von vorzüglichen Talenten ſind fähig, der unvernünftigen Eitelkeit, der niedrigen Eiferſucht und der andern Leidenſchaften, die der Geſchmak an den Wiſſenſchaften hervorbringt, zu widerſtehen. Die kleine Zahl derer, welche dieſe Eigenſchaften in ſich zu vereinigen das Glük haben, iſt das Licht und die Ehre des menſchlichen Geſchlechts; ihnen allein kömmt es zu, dem Studieren für das Wohl aller obzuliegen, und gerade dieſe Ausnahme beſtätiget die Regel, denn wenn jeder Menſch ein Sokrates wäre, ſo wäre Gelehrſamkeit nicht ſchädlich, aber auch nicht nöthig.

Talente.

Mit wahren Talenten und wahren Genie iſt eine gewiſſe Einfachheit verbunden, welche es nicht

nicht ſo unruhig, ſtürmiſch und ſich zu zeigen geneigt macht, als ein ſcheinbares und nachgeahmtes Talent, welches nur in einer eitlen Luſt zu glänzen beſteht, ohne die Mittel zu beſizzen, ſeinen Endzwek zu erreichen. Mancher hört eine Trommel und will General ſeyn; ein anderer ſieht bauen und hält ſich für einen Baumeiſter.

Da ſich einmal Talente die Ehrenbezeugungen verſchaft haben, die der Tugend gebühren, ſo will jeder ein angenehmer Mann ſeyn, aber keiner bemüht ſich, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn. Hieraus entſteht noch der ſchlimme Umſtand, daß man nur die Eigenſchaften der Menſchen belohnt, die nicht von ihnen abhängen; denn Talente werden uns angebohren, nur unſere Tugenden gehören uns.

Es iſt nicht genug, herrliche Anlagen zu haben; wenn man ſich nicht zu gleicher Zeit in Verhältniſſen befindet, durch die man in den Stand geſezt wird, ſie anzuwenden, ſo iſt es ſo gut, wie wenn man ſie gar nicht beſizzen würde und man iſt nicht beſſer vor Elend geſchüzt. Du haſt Staatsrecht und das Intereſſe der Fürſten ſtudiert — recht gut, was willſt du aber mit dieſen Kenntniſſen machen, wenn du nicht zu den Miniſtern, den Hofdamen, den Vorſizzern der Regierungsſtellen kommen kannſt, wenn du nicht das Geheim-

niß beſizſt, ihnen zu gefallen? — Du biſt Baumeiſter oder Maler — gut, aber du mußt deine Kunſt bekannt machen. Denkſt du, du dürfeſt deine Arbeit nur ſo ohne weiters im Saale ausſtellen? So geſchwinde geht es nicht. Du mußt zur Academie gehören, du mußt Gönner haben, wenn du nur in irgend einer Ekke der Mauer einen dunkeln Plaz bekommen willſt. Laß das Lineal und den Pinſel liegen, nimm einen Wagen und fahre von Thür zu Thür, ſo wird man bekannt Nun mußt du aber wiſſen, daß vor allen dieſen vornehmen Thüren Schweizer oder Thürhüter ſtehen, welche nur die Zeichenſprache verſtehen, und die Ohren in den Händen haben. — Willſt du andere lehren, was du gelernt haſt, willſt du Geographie, Mathematik, Sprachen, Muſik oder Zeichnen lehren, ſo mußt du Schüler, folglich Empfehlungen haben. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß es einträglicher iſt, ein Großſprecher, als ein geſchikter Mann zu ſeyn und daß du immer ein Unwiſſender ſeyn wirſt, wenn du nichts als dein Gewerbe verſtehſt.

Große Männer misbrauchen ihre Ueberlegenheit nicht, ſie ſehen ſie ein, ſie fühlen ſie und ſind deswegen nicht weniger beſcheiden. Je mehr ſie beſizzen, deſto mehr fühlen ſie, wie viel ihnen fehlt. Sie ſind nicht ſowohl ſtolz auf ihre Erhabenheit

über

über uns, als vielmehr gedemüthigt durch das Gefühl ihrer Armuth, und zu vernünftig, als daß ſie auf Vorzüge ſtolz wären, die ſie ſich nicht ſelbſt gegeben haben. Der rechtſchaffene Mann kann auf ſeine Tugend ſtolz ſeyn, denn ſie gehört ihm, aber worauf kann der Mann von Kopf ſtolz ſeyn?

So viele Anſtalten zu Gunſten der Künſte ſind ihnen nur nachtheilig. Indem man unbedachtſamer Weiſe die Subjekte vermehrt, ſo kann man ſie nicht gehörig unterſcheiden. Das wahre Verdienſt bleibt unter dem großen Haufen verborgen, und die Belohnungen, die dem Geſchikteſten gehören, werden dem ränkevollſten zu Theil. Wenn es eine Geſellſchaft gäbe, in welcher Aemter und Anſehen genau nach Talenten und perſönlichen Verdienſten zugemeſſen würden, ſo könnte jeder nach der Stelle trachten, die er am beſten ausfüllen könnte; aber man muß zuverläßigere Grundſäzze befolgen, und auf Belohnung der Talente Verzicht thun, da nur das allerniedrigſte zum Glükke führt.

Uebrigens kann ich mich nicht recht überzeugen, daß ſo viele verſchiedene Anlagen alle entwikkelt werden müſſen, denn ſonſt müßte die Zahl derer, die ſie beſizzen, mit den Bedürfniſſen der Geſellſchaft in genauem Verhältniſſe ſtehen, und wenn man nur ſolche das Land bauen ließe, welche

che vorzügliche Anlage zum Feldbau haben, oder wenn man dieſer Arbeit alle entzöge, welche ſich beſſer zu einer andern ſchikten, ſo würden nicht ſo viele Bauern übrig bleiben, daß ſie uns unſern Unterhalt verſchaffen könnten. Ich möchte alſo faſt glauben, es ſey mit den Talenten der Menſchen wie mit den Kräften der Arzneimittel, welche uns die Natur zur Heilung unſerer Krankheiten darbietet, ob es gleich ihre Abſicht iſt, daß wir ſie nicht nöthig haben ſollen. Es giebt Pflanzen, die uns vergiften, Thiere, welche uns zerreißen und Anlagen, die uns verderblich ſind. Wenn man alles ſeinen hauptſächlichſten Eigenſchaften gemäß anwenden wollte, würde man den Menſchen vielleicht mehr Böſes als Gutes erzeigen.

Gute und natürliche Völker haben nicht ſo viele Talente nöthig, ſie erhalten ſich durch ihre bloße Einfachheit beſſer, als die andern durch alle ihre Künſte. Aber in gleichem Maaße, wie ſie ſich verſchlimmern, entwikkeln ſich ihre Talente, gleichſam um die Stelle der Tugenden zu vertreten, welche ſie verlieren, und die Böſen zu zwingen, ſogar wider ihren Willen nüzlich zu ſeyn.

Verſchiedenheit der Köpfe.

Den menſchlichen Geiſt kann man nach der Art, wie er ſeine Begriffe bildet, beurtheilen.

Wer ſeine Begriffe nur nach wahren Beziehungen bildet, iſt ein gründlicher, wer ſich mit ſcheinbaren begnügt, ein oberflächlicher Kopf; wer die Beziehungen der Dinge auf einander ſo ſieht, wie ſie ſind, hat einen richtigen, wer ſie falſch beurtheilt, hat einen ſchiefen Verſtand; wer eingebildete Beziehungen, die weder Wahrheit noch Wahrſcheinlichkeit haben, zuſammenfindet, iſt ein Narr, wer gar nicht vergleicht, ein Schwachkopf. Die größere oder geringere Geſchiklichkeit, die Begriffe zu vergleichen, und ihre Beziehungen auf einander zu finden, macht den mehreren oder mindern Verſtand aus.

Das wahre Genie iſt gerade nicht ränkevoll oder unruhig; es kennt nicht den Weg zu Ehrenſtellen und Reichthum, und läßt es ſich nicht einfallen, ihn zu ſuchen; es ſezt ſich mit niemanden in Vergleichung und hat alle ſeine Hülfsquellen in ſich ſelbſt; unempfindlich gegen Beleidigungen und ziemlich gleichgültig gegen Lobeserhebungen, kennt es ſich, ohne ſich ſeinen Plaz anzuweiſen, und genießt ſeiner ſelbſt, ohne ſeinen Werth zu beſtimmen.

Wenn auch Sokrates und Leute ſeiner Art aus Vernunftgründen tugendhaft geweſen ſeyn mögen, ſo wäre doch das menſchliche Geſchlecht ſchon lange untergegangen, wenn ſeine Erhaltung

nur von den Vernunftſchlüſſen ſeiner Glieder abgehangen hätte.

Eine Haupturſache, die die Predigten unnüz macht, iſt, daß man ſie vor jedermann ohne Unterſchied und Auswähl hält. Wie kann man auf den Gedanken kommen, daß die nämliche Rede für ſo viele, ſo ungleich geſinnte, an Kopf, Laune, Alter, Geſchlecht, Stand und Meinungen ſo verſchiedene Menſchen paſſe? Es ſind vielleicht nicht zwei, für die das, was man allen ſagt, tauglich iſt, und jeder Gemüthszuſtand hat in uns ſo wenig Beſtand, daß es vielleicht nicht zwei Zeitpunkte in dem Leben eines jeden Menſchen giebt, wo die nämliche Rede den nämlichen Eindruk auf ihn machen würde.

Theater.

Hier muß man nicht die Sitten ſtudieren wollen, ſondern den Geſchmak, hier zeigt er ſich denen, die denken können. Das Theater iſt nicht für die Wahrheit, ſondern zur Unterhaltung der Leute und um ihnen zu ſchmeicheln, erbaut; in dieſer Schule lernt man am beſten, wie man ihnen gefallen und ihre herzliche Theilnahme erregen kann.

Es iſt nicht gut, wenn man müßigen und verdorbenen Leuten die Wahl ihrer Vergnügungen

gen überläßt, ſie könnten ſich ſonſt leicht ſolche er⸗denken, die ihren laſterhaften Neigungen ange⸗meſſen ſind, und durch ihre Erholungen ſo viel Schaden anrichten, als durch ihre Beſchäftigun⸗gen. In einer großen Stadt, die voll von rän⸗kevollen, unthätigen Leuten iſt, die ohne Religion und Grundſäzze ſind, deren Einbildungskraft, ver⸗derbt durch Müßiggang, Faullenzerei, Vergnü⸗gungsſucht und zu viele Bedürfniſſe, nichts als Misgeburten erzeugt, und nichts als Schandtha⸗ten eingiebt, in einer großen Stadt, wo Sitten und Ehre für nichts gelten, weil jeder leicht ſein Betragen vor den Augen des Publikums verber⸗gen und ſich in gutem Lichte zeigen kann, wo jeder angeſehen iſt, wenn er nur Reichthümer beſizt, in einer ſolchen könnte die Polizei die unſchädli⸗chen Vergnügungen nie zu ſehr vermehren, ſich nie zu viele Mühe geben, ſie anziehend zu machen, um die Leute von der Verſuchung abzuhalten, ge⸗rade die gefährlichſten zu wählen. Da — ſie verhindern, ſich zu beſchäftigen, — ſie verhindern heißt, Böſes zu thun, ſo verhüten zwei täglich der Thätigkeit des Laſters entzogene Stunden den zwölften Theil der Verbrechen, die ſonſt begangen würden und alle die Geſpräche, die ſchon aufge⸗führte oder noch aufzuführende Schauſpiele in den Caffeehäuſern und an andern Zufluchtsörtern der Taugenichtſe und Schurken des Landes verurſachen,

ſind

ſind lauter Gewinn für die Hausväter, es ſey nun in Anſehung der Ehre ihrer Töchter und Frauen, oder der Börſe ihrer Söhne.

Wenn es richtig iſt, daß der Menſch Erholungen haben muß, ſo muß man wenigſtens zugeben, daß ſie nur erlaubt ſind, ſo weit ſie nothwendig ſind, und daß für ein Weſen, deſſen Leben ſo kurz und deſſen Zeit ſo koſtbar iſt, jede unnüzze Luſtbarkeit ein Uebel iſt. Es giebt Vergnügen im menſchlichen Leben, die aus ſeiner Natur, ſeinen Arbeiten, ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Bedürfniſſen entſtehen, und dieſe Vergnügen um ſo ſüßer, da der, welcher ſie genießt, ein reineres Herz hat, machen jeden, der ſie zu genießen verſteht, gegen alle andere ziemlich unempfindlich. Ein Vater, ein Sohn, ein Ehemann, ein Bürger haben ſo theure Pflichten zu erfüllen, daß ſie gewiß nie von langer Weile geplagt werden; nur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, das drükkende des Müßiggangs, die Entwöhnung vom einfachen und natürlichen Geſchmak, machen beſondere Luſtbarkeiten zum Bedürfniß. Es gefällt mir nicht, daß man nöthig hat, ſein Herz beſtändig an die Schaubühne zu hängen, wie wenn es in uns nicht an ſeinem rechten Plazze wäre. Die Natur ſelbſt legte jenem Barbaren in Rom, den man die Pracht des Circus und der Spiele daſelbſt rühmte, die Frage

in den Mund: „Haben denn die Römer keine Weiber und Kinder?“ — Er hatte Recht. Man glaubt im Schauſpielhauſe in Geſellſchaft zu ſeyn, und da iſt gerade jeder für ſich, da vergißt man ſeine Freunde, ſeine Nachbarn, ſeine Anverwandten, um an Erdichtungen den lebhafteſten Antheil zu nehmen, um das Unglük längſt Verſtorbener zu beweinen oder auf Koſten der Lebenden zu lachen.

Der feſte, kluge, ſich immer ſelbſt gleiche Mann iſt nicht leicht auf dem Theater nachzuahmen; und wenn er es wäre, ſo würde ſeine Darſtellung dem Pöbel nicht angenehm ſeyn, weil ſie zu einförmig iſt, er würde ſich nicht leicht für ein Bild intereſſiren, das nicht das ſeinige iſt und in welchem er weder ſeine Sitten noch ſeine Leidenſchaften finden würde. Nie kann ſich das menſchliche Herz vollkommen in ſolche Lagen verſezzen, deren es ſich unfähig fühlt. Daher hütet ſich der kluge Dichter, der Dichter, welcher ſeinen Zwek zu erreichen verſteht, indem er dem Pöbel und den gemeinen Menſchen gefallen will, ſehr, ihnen das erhabene Bild eines Herzens darzuſtellen, das Herr über ſich ſelbſt iſt; ſondern er entzükt ſeine Zuſchauer durch Charaktere, welche immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind, welche wollen und nicht wollen, die Bühne von ihren Seufzen und Wehklagen wiederhallen laſſen, uns unſer Mitleiden abnöthigen, wenn ſie auch

ihre

Ihre Pflicht thun und uns auf den Gedanken bringen, es müſſe ein trauriges Ding um die Tugend ſeyn, weil ſie ihre Freunde ſo unglüklich mache. Auf dieſe Art rührt der Dichter ſeine Zuſchauer weit beſſer, indem er ihnen mit leichtern und mannichfaltigern Nachahmungen ſchmeichelt.

Daß man Leute, die man uns als liebenswürdig darſtellt, von ihren Leidenſchaften beherrſcht werden läßt, dieß hat einen ſo nachtheiligen Einfluß auf unſer Urtheil von dem, was lobenswürdig iſt, daß wir uns gewöhnen, Herzensſchwäche mit dem Namen eines fühlenden Herzens zu beehren und Männer, deren ſtrenge und feſte Grundſäzze bei allen Gelegenheiten über die natürlichen Neigungen die Oberhand behalten, für hart und gefühllos zu halten. Dagegen ſchäzzen wir als Leute von einem guten Herzen ſolche, auf die alles einen ſtarken Eindruk macht, und die auf dieſe Art der ewige Spielball der Begebenheiten ſind, Leute die, wie Weiber, den Verluſt deſſen, was ihnen theuer iſt, beweinen, welche eine übelverſtandene Freundſchaft ungerecht macht, um ihren Freunden dadurch zu dienen, die keine andere Verhaltungsregel als den blinden Hang ihres Herzens kennen, welche, ſtets beliebt bei dem Geſchlecht, welches ſie unter ſeiner Herrſchaft hat, und welchen ſie nachahmen, keine andere Tugen-

den

den, als ihre Leidenſchaften und kein anderes Verdienſt als ihre Schwachheit haben. So werden Gleichmüthigkeit, Geiſtesſtärke und Feſtigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Vernunftmäßigkeit unvermerkt haſſenswerthe Eigenſchaften, die man für Laſter ausſchreit. Die Menſchen machen ſich aus allem, was ſie verachtungswürdig macht, eine Ehre, und dieſe verkehrten und vernunftwidrigen Grundſäzze ſind die unfehlbare Wirkung der Lehren, die man auf dem Theater erhält.

Der Nachtheil, der dem Theater vorzuwerfen iſt, beſteht nicht gerade darinn, daß es unerlaubte Leidenſchaften erregt, ſondern darinn, daß es das Herz ſo ſehr verzärtelt, daß man ſeinen verfeinerten Gefühlen auf Koſten der Tugend folgt. Die ſanften Rührungen, welche man im Theater fühlt, haben für ſich ſelbſt keinen beſtimmten Gegenſtand, aber ſie machen das Bedürfniß nach einem ſolchen fühlbar; ſie flößen nicht geradezu Liebe ein, aber ſie bereiten ſie vor, ſie erwählen nicht die Perſonen, die man lieben muß, aber ſie zwingen uns, ſie zu wählen. Wenn es auch wahr wäre, daß auf dem Theater nur erlaubte Leidenſchaften dargeſtellt würden, folgt daraus, daß ſie keinen ſo ſtarken Eindruk machen? Daß ihre Wirkungen weniger gefährlich ſind? Wie wenn das lebhafte Bild einer unſchuldigen Zärtlichkeit weniger rührend, weniger

ger

ger verführeriſch, weniger ein fühlendes Herz, warm zu machen fähig wäre, als das Bild einer ſtrafbaren Liebe, gegen welche wenigſtens der Abſcheu gegen das Laſter ein Gegengift iſt. Als der Patricier Manlius aus dem Römiſchen Senate geſtoſſen wurde, weil er ſeiner Frau in Gegenwart ſeiner Tochter einen Kuß gegeben hatte, was war an ſich an dieſer Handlung ſtrafbares? Ohne Zweifel nichts, ſie war ſogar eine Anzeige einer löblichen Empfindung. Aber die keuſchen Triebe der Mutter hätten bei der Tochter unkeuſche verurſachen können, daher gab eine ſehr erlaubte Handlung ein verführeriſches Beiſpiel. So iſt es auch mit der erlaubten Liebe auf dem Theater.

Man mag das Theater betrachten, wie man will, im Trauer- oder Luſtſpiele, ſo bemerkt man immer, daß wir durch dieſe Unterhaltung täglich reizbarer für Liebe, Zorn und alle andere Leidenſchaften werden, immer mehr alle Kraft verlieren, ihren erſtlichen Anfällen zu widerſtehen, und daß das Theater dadurch, daß es Neigungen, die im Zaume gehalten und unterdrükt werden ſollten, aufwekt und in Gährung bringt, dem die Herrſchaft über uns verſchaft, was uns gehorchen ſollte; es macht uns daher, weit entfernt, uns zu beſſern und glüklich zu machen, vielmehr ſchlechter und unglüklicher, und läßt uns die Mühe, die man

man ſich darauf giebt, uns zu ſchmeicheln und zu gefallen, auf Koſten unſerer ſelbſt theuer bezahlen.

Alles kann man auf der Bühne brauchen, nur nicht die Vernunft. Ein Mann, der keine Leidenſchaften oder ſie alle in ſeiner Gewalt hätte, würde bei keinem Menſchen Intereſſe erregen, und man hat ſchon die Bemerkung gemacht, daß ein Stoiker im Trauerſpiel eine unerträgliche Perſon wäre, und im Luſtſpiel höchſtens Lachen erregen könnte.

Trauerſpiel.

Die vortheilhafteſte Wirkung, welche die beſten Trauerſpiele machen können, beſteht darinn, daß ſie alle Pflichten des menſchlichen Lebens auf einige vorübergehende, unfruchtbare und unwirkſame Rührungen zurükbringen, faſt ſo, wie jene gebildeten Leute, eine barmherzige Handlung verrichtet zu haben glauben, wenn ſie einem Armen ein „helf euch Gott“ geben.

Warum wird das Herz bei erdichtetem Unglük leichter weich, als bei wirklichem? Warum entlokken uns manchmal Vorſtellungen auf der Bühne, mehr Thränen, als die vorgeſtellte Begebenheit thun würde, wenn ſie wirklich vorgienge? Weil die Rührungen, die wir im Theater haben,

ben, mit keiner Beunruhigung für uns ſelbſt verknüpft ſind. Wenn wir dieſen erdichteten Vorſtellungen einige Thränen ſchenken, ſo haben wir allen Rechten der Menſchlichkeit Genüge geleiſtet, ohne uns in weitere Koſten verſezzen zu dürfen, wogegen die Unglüklichen in Perſon, Mühe, Unterſtüzzung, Troſt und Arbeiten verlangen würden, wodurch wir an ihren Mühſeligkeiten Theil nehmen oder wenigſtens unſere Bequemlichkeit aufopfern müßten, wovon befreit zu ſeyn wir nun ſehr froh ſind. Man möchte ſagen, unſer Herz verſchließe ſich, damit es nicht auf unſere Unkoſten weich werde.

Wenn man die moraliſche Wirkung eines Trauerſpiels beurtheilen will, muß man nicht immer auf die Cataſtrophe ſehen; in dieſer Rükſicht iſt es genug, wenn man ſich mehr für den unglüklichen Tugendhaften als für den glüklichen Laſterhaften intereßirt. Was muß man demnach von einem Stükke denken, wo die Verbrechen, wenn ſie auch beſtraft werden, in einem ſo günſtigen Lichte dargeſtellt werden, daß ſie unſere ganze Theilnahme erhalten?

Ich höre ſagen, das Trauerſpiel leite durch das Entſezzen zum Mitleiden, es mag ſeyn; aber was iſt dies für ein Mitleiden? Eine vorübergehende fruchtloſe Rührung, die nur ſo lange als die Täu-

ſchung

ſchung währet, durch welche ſie hervorgebracht wird, ein Ueberbleibſel von natürlichem Gefühl, das bald wieder durch Leidenſchaften erſtikt wird, ein unfruchtbares Mitleiden, welches man mit einigen Thränen abſpeißt und welches noch nie die geringſte menſchenfreundliche Handlung hervorgebracht hat. So weinte der blutdürſtige Sylla, wenn man ihm Unglüksfälle erzählte, die er nicht ſelbſt verurſacht hatte. So verbarg ſich der Tyrann von Pherä im Schauſpiel, damit man ihn nicht mit Andromachus und Priamus ſeufzen höre, während er das Geſchrei ſo vieler Unglüklichen, die täglich auf ſeinen Befehl gemordet wurden, unempfindlich anhörte.

Franzöſiſche Bühne.

Im Ganzen iſt auf der franzöſiſchen Bühne viel Geſpräch und wenig Handlung, vielleicht weil der Franzoſe wirklich noch mehr ſpricht als handelt, oder wenigſtens auf das, was er ſagt, einen ziemlich höhern Werth ſezt, als auf das, was er thut. Gemeiniglich geht alles in zierlichen und recht nachdruksvoll geſprochenen Unterredungen vor, wo man ſogleich ſieht, daß die haupſächlichſte Bemühung eines jeden, der ſpricht, immer darauf geht, recht zu glänzen. Beinahe alles wird in Gemeinpläzzen geſagt. So beſchäftiget

die Schauſpieler auch ſeyn mögen, ſo denken ſie doch immer mehr an das Publikum, als an ſich ſelbſt; und eine Sentenz zu ſagen, kömmt ſie leichter an, als ein Gefühl zu zeigen.

Es giebt eine gewiſſe gezwungene Würde in Gebärden und Reden, welche nicht geſtattet, daß die Leidenſchaft genau ihre Sprache reden oder der Schauſpieler ſich ſeiner Rolle gemäß kleiden oder ſich auf der Bühne in heftigem Affekte zeigen darf, ſondern ihn immer auf dem Theater vor den Zuſchauern in gewiſſen Schranken hält. So vergißt er bei den heftigſten Auftritten nie eine gute Wortſtellung oder die ſchöne Haltung ſeines Körpers; und wenn er ſich aus Verzweiflung den Dolch ins Herz ſtößt, ſo begnügt er ſich nicht im Fallen, wie Polixenes, den Anſtand zu beobachten, er fällt gar nicht, der Anſtand hält ihn noch nach dem Tode auf den Beinen und alle, die eben geſtorben ſind, gehen einen Augenblik nachher auf ihren eigenen Füßen fort.

Alles dieſes kömmt daher, weil der Franzoſe auf der Bühne nichts Natürliches und keine Täuſchung ſucht, ſondern nur Wiz und Einfälle will.

Er ſchäzt die Unterhaltung, nicht die Nachahmung und bekümmert ſich nicht darum, ob er getäuſcht wird, oder nicht, wenn er nur Vergnü-

gen

gen hat. Niemand geht wegen des Vergnügens am Schauſpiel ins Theater, ſondern um die Leute zu ſehen, um geſehen zu werden, um nach dem Stük Stoff zum Schwazzen zu haben, und man merkt bloß deswegen auf das, was man ſieht, um etwas darüber ſagen zu können. Der Schauſpieler iſt für ſie immer Schauſpieler, nie die Perſon, die er vorſtellt. Die Schauſpieler vernachläßigen nun auch ihrer Seits die Täuſchung, da ſie ſehen, daß ſich niemand darum bekümmert.

Die nämliche Urſache, wegen welcher in unſern Luſt- und Trauerſpielen die Frauenzimmer das Uebergewicht über die Mannsperſonen haben, verſchafft es auch den jungen Leuten über die Alten und dies iſt wieder eine nicht weniger tadelnswürdige Verkehrung der natürlichen Verhältniſſe; weil man ſich immer am meiſten für die Liebenden intereßirt, ſo müſſen ältere Perſonen immer nur untergeordnete Rollen haben und dienen entweder bloß um den Knoten zu knüpfen, zum Hinderniß der Wünſche der jungen Leute und werden gehäßig, oder ſie ſind ſelbſt verliebt und werden lächerlich. — Turpe ſenex miles. Man braucht ſie im Trauerſpiel zu Tyrannen, zu unrechtmäßigen Beſizzern, im Luſtſpiel zu Eiferſüchtigen, Wucherern, Pedanten, unausſtehlichen Vätern, zu deren Hintergehung ſich jedermann vereinigt. In dieſem ehr-

würdigen Lichte zeigt man das Alter auf dem Theater, ſolche Achtung flößt man jungen Leuten für daſſelbe ein. Wer kann zweifeln, daß die Gewohnheit, Alte immer in gehäßigen Rollen auf dem Theater zu ſehen, nicht auch in Geſellſchaften Abneigung gegen ſie verurſache und daß man alle ohne Unterſchied gering ſchäzt, indem man ſich gewöhnt, diejenigen, welche man in der wirklichen Welt ſieht, mit den albernen Schwäzzern auf dem Theater zu verwechſeln.

Es iſt gewiß, daß die Comödie die Sitten des Volks, für das ſie gemacht iſt, nach dem Leben darſtellen ſoll, damit es ſich daſelbſt von ſeinen Fehlern und Laſtern reinige, wie man ſich vor dem Spiegel Flekken aus dem Geſichte wiſcht. Terenz und Plautus vergriffen ſich in ihrem Gegenſtande, vor ihnen aber hatten Ariſtophanes und Menander den Athenienſern die Athenienſiſchen Sitten dargeſtellt, und ſeitdem mahlte blos Moliere den Franzoſen des vergangenen Jahrhunderts ihre Sitten noch natürlicher vor.

Wenn in einigen Stükken die Helden die Liebe der Pflicht unterordnen, ſo bewundern wir ihre Macht über ſich ſelbſt und überlaſſen uns ihrer Schwachheit; hiedurch lernen wir aber nicht ſowohl uns ihren Muth zu eigen zu machen, als viel-

vielmehr uns in den Fall zu ſezzen, daß wir ihn nöthig haben. Dies iſt freilich eine ſtarke Uebung in der Tugend, wer aber dieſen Kampf zu unternehmen wagt, verdient, daß er darinn unterliege. Die Liebe ſelbſt verſtekt ſich hinter die Maske der Tugend, um ſie zu verführen, ſie ſchmükt ſich mit dem Enthuſiasmus für ſie, bedient ſich ihrer Gewalt, nimmt ihre Sprache an, und wenn man den Irrthum bemerkt, ſo iſt es viel zu ſpät, umzukehren. Wie viele gutgeartete Menſchen, wurden, durch dieſen Schein betrogen, nach und nach aus zärtlichen und edelmüthigen Liebhabern, die ſie anfangs waren, niedrige Verführer, ohne Sittlichkeit, ohne Achtung für eheliche Treue, ohne Schonung gegen die Rechte des Vertrauens und der Freundſchaft! Glüklich, wer ſich am Rande des Abgrundes zu faſſen, und vom Sturze zurükzuhalten verſteht! Darf man aber hoffen, mitten im ſchnellſten Laufe plözlich inne halten zu können? Lernt man dadurch, daß man alle Tage erweicht wird, zärtlichen Gefühlen widerſtehen? Ueber eine ſchwache Neigung kann man leicht den Sieg davon tragen, wer aber wahre Liebe empfand und ſie zu beſiegen verſtund, der darf, wenn's je einen ſolchen giebt, wohl auf den Namen eines Tugendhaften Anſpruch machen, ohne daß wir es ihm übel nehmen dürfen.

Bei der Einführung des Trauerſpiels durch ſeine Erfinder, lag Religion zum Grunde, welches

hin-

hinreichte, es in Anſehen zu bringen. Auſſerdem bot es den Griechen ein angenehmes und lehrreiches Schauſpiel dar, indem die Niederlagen ihrer Feinde, der Perſer, und die Verbrechen und Thorheiten der Könige, von deren Herrſchaft ſie ſich befreit hatten, dargeſtellt wurden. Der Stoff der griechiſchen Trauerſpiele waren wirkliche Ereigniſſe oder ſolche, die wenigſtens bei den Zuſchauern dafür galten.

Man ſagt, ein gutes Stük falle nie durch; wahrhaftig, ich glaube es wohl; weil ſich ein gutes Stük nie gegen die Sitten ſeiner Zeit verſtößt. Wer zweifelt, daß auf unſern Bühnen das beſte Stük von Sophokles ganz durchfallen würde? Man könnte ſich nicht an die Stelle der Leute ſezzen, die uns gar nicht gleichen.

Schauſpieler.

Worinn beſteht die Kunſt des Schauſpielers? — Darinn, ſich zu verſtellen, einen andern Charakter, als ſeinen eigenen anzunehmen, anders zu ſcheinen als man iſt, ſich bei kaltem Blute leidenſchaftlich zu zeigen, etwas anders, als man denkt, ſo natürlich zu ſagen, wie wenn man es wirklich dächte, und endlich ſeine eigene Lage dadurch zu vergeſſen, daß man ſich in eine fremde verſezt.

Ich

Ich weiß wohl, daß der Schauſpieler nicht wie ein ſchlechter Kerl ſpielt, der betrügen will, daß er nicht verlangt, man ſoll ihn wirklich für die Perſon halten, die er vorſtellt; oder glauben, er empfinde in der That die Leidenſchaften, die er nachahmt, und daß er dieſe Nachahmung dadurch ganz unſchuldig macht, daß er ſie für nichts anders ausgiebt, als was ſie wirklich iſt. Ich beſchuldige ihn nicht, daß er geradezu ein Betrüger ſey, ſondern nur, daß er durch ſeine Lebensart das Talent, die Menſchen zu betrügen, ausbilde und ſich Fertigkeiten verſchaffe, die nur auf dem Theater unſchuldig ſeyn können und ſonſt allenthalben nichts als Uebel anſtiften würden. Werden dieſe ſo hübſch aufgepuzte, im Tone der Liebe und der Sprache der Leidenſchaften ſo ſehr geübten Leute, ihre Kunſt nie zur Verführung junger Leute brauchen? Werden jene ſchelmiſchen Bedienten, deren Zunge und Hände auf der Bühne ſo geübt ſind, bei den Bedürfniſſen einer Lebensart, die leicht zu größerer Verſchwendung verleitet, als die Einnahme erlaubt, nie in einer nüzlichen Zerſtreuung ſeyn? Werden ſie nie die Börſe eines verſchwenderiſchen Sohnes oder eines geizigen Vaters für die des Leander oder Argant anſehen? Die Verſuchung zu böſen Handlungen wächſt überall mit der Fertigkeit darinn, und ein Schauſpieler muß tugendhaf-

haſter als andere Leute ſeyn, wenn er nicht verdorbener ſeyn ſoll.

Indem der Schauſpieler auf der Bühne andere Geſinnungen, als die ſeinigen, an Tag legt, nichts ſagt, als was man ihm zu ſagen vorſchreibt, oft ein Weſen vorſtellt, das in der Welt nirgends zu finden iſt, wird er, ſo zu ſagen, mit dem Ende ſeiner Rolle zu Nichts, und wenn er nicht ganz vergißt, daß er Menſch ſey; ſo bleibt ihm nichts als der Gedanke, daß er das Spielwerk der Zuſchauer ſey. Was ſoll man von Leuten ſagen, die zu fürchten ſcheinen, ſie hätten für ſich ſelbſt zu viel Werth und ſich ſo weit herabgeben, daß ſie Perſonen vorſtellen, denen ſie wohl ſehr ungern gleichen möchten. Es iſt ohne Zweifel ein großes Uebel, daß man ſo viele Nichtswürdige in der Welt die Rollen rechtſchaffener Leute ſpielen ſieht, aber giebt es etwas gehäßigeres, anſtößigeres, niedrigeres, als einen rechtſchaffenen Mann auf der Schaubühne die Rolle eines Böſewichts machen und alle ſeine Talente aufbieten zu ſehen, um ſchändliche Grundſäzze anzupreiſen, gegen welche er ſelbſt von Abſcheu durchdrungen iſt?

Wenn man in dieſem allen ein Gewerbe ſieht, das eben nicht ſehr ehrenvoll iſt, ſo muß man noch eine Quelle ſchlimmer Sitten in dem unordentlichen Leben mancher Schauſpielerinnen bemerken, welche

welche die Schauſpieler mit aller Gewalt mit ſich dahin reiſſen. Warum ſollte aber dieſe Zügelloſigkeit nicht eingeſchränkt werden können? — Zu jeder andern Zeit hätte man dieſes gar nicht zu fragen gebraucht, aber in dieſem Jahrhundert, wo Vorurtheile und Irrthum unter dem Namen Philoſophie ſo übermüthig regieren, haben die Menſchen, dumm gemacht durch ihr eitles Wiſſen, ihren Kopf der Stimme der Vernunft und ihr Herz der Natur verſchloſſen.

Oper.

Die franzöſiſche Oper zeigt mit großen Aufwand nicht allein alle Wunder der Natur, ſondern noch viele andere weit größere Wunder, die nie ein Menſch ſah, und gewiß ſprach Pope von dieſer ſeltſamen Art von Schauſpiel, wenn er ſagte, daß man da Götter, Kobolde, Ungeheuer, Könige, Hirten, Feen, Wuth, Freude, Feuer, Bauerntänze, Schlachten und Bälle durch einander ſehe.

Die prächtige und wohlgeordnete Decorationen betrachtet man, wie wenn ſie wirklich alle Dinge, die ſie vorſtellen, wären. Wenn man einen Tempel erſcheinen ſieht, ſo wird man mit heiliger Ehrfurcht erfüllt, und wenn die Göttin nur halb=

halbweg hübſch iſt, ſo beſteht das halbe Parterre aus Heiden. Man iſt da nicht ſo wunderlich, wie im Schauſpiel. Die nämlichen Zuſchauer, denen es unmöglich iſt, in einem Schauſpieler die Perſon zu ſehen, die er vorſtellt, ſind in der Oper nicht im Stande, ihn von derſelben zu trennen. Es ſcheint, daß die Vernunft der Leute ſich einer vernünftigen Täuſchung ſtandhaft widerſezze, und ſich nur eine grobe und ungereimte gefallen laſſe, oder daß ſie ſich vielleicht eher Götter als Helden denken können. Da Jupiter eine andere Natur hatte, als wir, ſo kann man ſich unter ihm denken, was man will, Cato aber war ein Menſch, und wie viele Menſchen haben das Recht zu glauben, daß es einen Cato habe geben können?

Man ſtelle ſich eine funfzehn Fuß breite und verhältnißmäßig lange Meſſerſcheide vor, dieſe iſt das Operntheater. Auf beiden Seiten ſtellt man abſazweiſe ſpaniſche Wände, auf welche die Gegenſtände, die das Theater vorſtellen ſoll, grob hingemahlt ſind. Den Hintergrund macht ein großer, auf die nämliche Art bemahlter Vorhang, der faſt immer durchlöchert oder zerriſſen iſt, welches nach dem Perſpectiv Abgründe der Erde, oder Löcher im Himmel vorſtellt. Jede Perſon, die hinten auf der Bühne geht und den Vorhang berührt,

rührt, bringt dadurch, daß ſie ihn erſchüttert, eine Art von Erdbeben hervor, welches ſehr ſpaßhaft ausſieht. Den Himmel ſtellen einige bläulichte Lumpen vor, die an Stäben oder Säulen, wie ſie die Wäſcherinnen haben, aufgehängt ſind. Die Sonne, — denn auch ſie kömmt manchmal vor — iſt ein großes Licht in einer Laterne. Die Wagen der Götter und Göttinnen ſind aus vier mit Latten eingefaßten und wie eine Strikſchaufel an ein dikkes Seil aufgehängten Balken zuſammengemacht; zwiſchen dieſen Balken iſt ein Brett, worauf der Gott ſizt, und vorn herunter hängt ein Stük grober angeſtrichener Leinwand, welche die Wolke des prächtigen Wagens iſt. Unten an der Maſchine ſieht man die Beleuchtung von zwei oder drei ſtinkenden und ſchlecht gepuzten Lichtern, welche die Perſon, die ſich in ihrer Strikſchaufel hin und her wankend herabläßt, ganz artig einräuchern; ein der Gottheit würdiger Weihrauch!

Das wogende Meer beſteht aus langen zakkichten Stükken von blauer Leinwand oder Pappendekkel, welche man an parallel laufende Stangen befeſtiget und durch Gaſſenjungen umdrehen läßt. Der Donner iſt ein ſchwerer Karren, den man auf dem Boden herumführt, und welcher unter den Inſtrumenten dieſer angenehmen Muſik nicht am wenigſten rührt. Die Blizze macht

man

halbweg hübſch iſt, ſo beſteht das halbe Parterre aus Heiden. Man iſt da nicht ſo wunderlich, wie im Schauſpiel. Die nämlichen Zuſchauer, denen es unmöglich iſt, in einem Schauſpieler die Perſon zu ſehen, die er vorſtellt, ſind in der Oper nicht im Stande, ihn von derſelben zu trennen. Es ſcheint, daß die Vernunft der Leute ſich einer vernünftigen Täuſchung ſtandhaft widerſezze, und ſich nur eine grobe und ungereimte gefallen laſſe, oder daß ſie ſich vielleicht eher Götter als Helden denken können. Da Jupiter eine andere Natur hatte, als wir, ſo kann man ſich unter ihm denken, was man will, Cato aber war ein Menſch, und wie viele Menſchen haben das Recht zu glauben, daß es einen Cato habe geben können?

Man ſtelle ſich eine funfzehn Fuß breite und verhältnißmäßig lange Meſſerſcheide vor, dieſe iſt das Operntheater. Auf beiden Seiten ſtellt man abſazweiſe ſpaniſche Wände, auf welche die Gegenſtände, die das Theater vorſtellen ſoll, grob hingemahlt ſind. Den Hintergrund macht ein großer, auf die nämliche Art bemahlter Vorhang, der faſt immer durchlöchert oder zerriſſen iſt, welches nach dem Perſpectiv Abgründe der Erde, oder Löcher im Himmel vorſtellt. Jede Perſon, die hinten auf der Bühne geht und den Vorhang berührt,

rührt, bringt dadurch, daß ſie ihn erſchüttert, eine Art von Erdbeben hervor, welches ſehr ſpaßhaft ausſieht. Den Himmel ſtellen einige bläulichte Lumpen vor, die an Stäben oder Säulen, wie ſie die Wäſcherinnen haben, aufgehängt ſind. Die Sonne, — denn auch ſie kömmt manchmal vor — iſt ein großes Licht in einer Laterne. Die Wagen der Götter und Göttinnen ſind aus vier mit Latten eingefaßten und wie eine Strikſchaufel an ein dikkes Seil aufgehängten Balken zuſammengemacht; zwiſchen dieſen Balken iſt ein Brett, worauf der Gott ſizt, und vorn herunter hängt ein Stük grober angeſtrichener Leinwand, welche die Wolke des prächtigen Wagens iſt. Unten an der Maſchine ſieht man die Beleuchtung von zwei oder drei ſtinkenden und ſchlecht gepuzten Lichtern, welche die Perſon, die ſich in ihrer Strikſchaufel hin und her wankend herabläßt, ganz artig einräuchern; ein der Gottheit würdiger Weihrauch!

Das wogende Meer beſteht aus langen zakkichten Stükken von blauer Leinwand oder Pappendekkel, welche man an parallel laufende Stangen befeſtiget und durch Gaſſenjungen umdrehen läßt. Der Donner iſt ein ſchwerer Karren, den man auf dem Boden herumführt, und welcher unter den Inſtrumenten dieſer angenehmen Muſik nicht am wenigſten rührt. Die Blizze macht man

man mit ein wenig Pech, das man in ein Licht wirft.

Auf der Bühne befinden ſich kleine vierekkichte Fallthüren, welche ſich öffnen, wenn es nöthig iſt, und das Heraufſteigen der Geiſter aus ihren Gruften verkündigen. Sollen ſich dieſe in die Luft erheben, ſo ſezt man künſtlich gemachte kleine Teufelchen von ausgeſtopfter brauner Leinewand, oder manchmal wirkliche Schornſteinfeger an ihre Stelle, welche an Strikken in der Luft ſchweben, bis ſie ſich ganz majeſtätiſch in die Lumpen des Himmels verlieren. Dazu kommen noch die Ungeheuer, welche manche Auftritte ungemein herzrührend machen, als da ſind, Drachen, Eidexen, Schildkröten, Krokodille, große Kröten, welche mit drohender Miene auf der Bühne herumgehen, und die Verſuchungen des heiligen Antonius in der Oper ſehen laſſen. Jede dieſer Figuren iſt von einem Tölpel von Savojarden beſeelt, der nicht einmal ſo viel Kopf hat, das Thier zu machen. — Hierinn ungefähr beſteht die erhabene Zurüſtung zur Oper, und um dieſes alles in Bewegung zu ſezzen, braucht man eine ungeheure Menge Maſchinen.

Noch bewunderungswürdiger iſt das ſchrekliche Geſchrei und das anhaltende Brüllen, das auf dem Theater während der Vorſtellung ertönt.

Man

Man ſieht die Sängerinnen mit der größten Anſtrengung, faſt in Verzukkungen, die Hände wider die Bruſt geſtemmt, den Kopf hervorgeſtrekt, das Geſicht glühend, die Adern aufgeſchwollen, keuchend jenes Gälfern ihren Lungen entriſſen; man weiß nicht, thut es den Augen oder den Ohren weher; ihre gewaltſamen Anſtrengungen ſind ſo unangenehm zu ſehen, als ihr Geſang zu hören, und es iſt ganz unbegreiflich, daß faſt nur dieſes Geheul von den Zuſchauern beklatſcht wird. Ihrem Händeklatſchen nach ſollte man ſie für Taube halten, welche entzükt, hie und da einen recht durchdringenden Ton gehört zu haben, die Sänger aufmuntern wollten, noch ärger zu ſchreien. Man bedenke nun, daß auf dieſe Art das Artigſte und Feinſte, was Quinault je geſagt hat, ausgedrükt werden ſoll, man ſtelle ſich vor, daß Muſen, Grazien, Amoretten und Venus ſelbſt ſich mit ſolcher Zierlichkeit ausdrükken und ſchließe auf die Wirkung. Bei den Teufeln geht es noch an, dieſe Muſik hat ſo etwas hölliſches, das ihnen nicht übel ſteht. Zaubereien, Geiſterbeſchwörungen und Hexentänze erhalten immer die größte Bewunderung in der franzöſiſchen Oper.

Mit dieſen ſchönen, ſo richtigen als ſanften Tönen harmoniren die des Orcheſters auf eine ganz angemeſſene Art. Man denke ſich einen un-

auf-

aufhörlichen verwirrten Lärm, Inſtrumente ohne Melodie,ein immerwährendes ſchleppendes klägliches und läſtiges Gebrumme der Bäſſe, alles zuſammen bringt ein Getöſe hervor, in welchem gewöhnlich weder Geſang noch Takt iſt. Kömmt allenfalls eine etwas hüpfende Arie, ſo hört man ein allgemeines Stampfen, man hört die Anſtrengung des ganzen Parterres, dem Holzhakker lärmeud zu folgen, und den Ohren, der Stimme, den Armen, Beinen und dem ganzen Körper aufzubieten, um im Takt zu bleiben, der ihnen alle Augenblikke zu entſchlüpfen droht.

Die Ballets machen den glänzendſten Theil dieſer Oper aus, und an ſich ſind ſie ein angenehmes, prächtiges und wahrhaft theatraliſches Schauſpiel, nicht aber, wenn man ſie als einen zum Stük gehörigen Theil betrachtet. In jedem Aufzug wird gemeiniglich die Handlung im intereſſanteſten Augenblikke durch ein Feſt unterbrochen, welches man den Schauſpielern giebt, die ſich dazu ſezzen, während das Parterre ſtehend zuſieht. Darüber vergißt man die Perſonen des Stüks völlig oder es ſehen wenigſtens die Zuſchauer die Schauſpieler auch als Zuſchauer. Die Art, wie man Gelegenheit zu den Feſten nimmt, iſt ſehr einfach. Iſt der Fürſt aufgeräumt, ſo nimmt man Theil an ſeinem Vergnügen und tanzt; iſt

er

er traurig, ſo will man ihn aufheitern und tanzt. Ich weiß nicht, ob an den Höfen Mode iſt, den Königen einen Ball zu geben, wenn ſie übler Laune ſind, aber das weiß ich, daß man hier ihre ſtoiſche Standhaftigkeit nicht zu ſehr bewundern kann, mit welcher ſie luſtige Tänze anſehen und Lieder anhören, während manchmal hinter der Bühne über ihre Krone oder ihr Glük entſchieden wird. Aber es giebt wohl noch andere Veranlaſſungen zum Tanzen; die ernſthafteſten Geſchäfte des Lebens werden tanzend verrichtet; die Prieſter tanzen, die Soldaten tanzen, die Götter tanzen, die Teufel tanzen, man tanzt bis Grab, und jeder tanzt bei jeder Gelegenheit.

In den Balletten ſelbſt iſt der Tanz ſo ſehr am unrechten Orte, als anderswo, weil er die Handlung, ſo gut als in der Oper unterbricht, nur daß man hier nicht ſo viel Intereſſe daran hat als in den Trauerſpielen, weswegen die Unterbrechung nicht ſo auffallend iſt; wenn man nicht ſo kalt dabei wäre, ſo würde man Misfallen daran haben, aber ein Fehler dekt den andern, und die Kunſt der Dichter, das Stük recht langweilig zu machen, verhindert, daß der Tanz ermüdet.

Uebrigens iſt der größte Fehler, der mir an der franzöſiſchen Oper auffällt, der falſche Geſchmak an Pracht, wodurch man das Wunderbare darſtellen will, welches in einem Heldengedicht gut angebracht,

auf

auf dem Theater aber lächerlich iſt, weil es blos für die Einbildungskraft iſt. Wenn ich es nicht geſehen hätte, ſo könnte ich es kaum glauben, daß es Künſtler gäbe, die ſchwach genug ſind, den Sonnenwagen nachahmen zu wollen, und Zuſchauer, die ſo kindiſch ſind, daß ſie dieſes ſehen wollen. La Bruyere begriff nicht, wie ihm ein ſo herrliches Schauſpiel, wie die koſtbare Oper, lange Weile machen könne. Ich, der ich kein La Bruyere bin, begreife es wohl, und behaupte, daß die Verbindung der franzöſiſchen Muſik, des Tanzes und des Wunderbaren in der franzöſiſchen Oper jedem Menſchen von Geſchmak immer das langweiligſte Schauſpiel gewähren werde. Inzwiſchen gehört den Franzoſen vielleicht wenigſtens in Betreff der Aufführung nichts vollkommenes; nicht weil ſie nicht im Stande wären, das Gute einer Aufführung zu fühlen, ſondern weil ihnen hier das Schlechte mehr Vergnügen macht als das Gute. Sie wollen lieber ſpotten, als klatſchen, das Vergnügen des Durchhechelns entſchädigt ſie für die lange Weile im Schauſpielhauſe und es iſt ihnen angenehmer, wenn ſie ſich darüber luſtig machen können, wenn ſie nicht mehr darinn ſind, als wenn es ihnen wohlgefällt, ſo lange ſie darinn ſind.

Fabeln.

Wie kann man doch ſo blind ſeyn, daß man die Fabeln die Moral der Kinder nennt? Fabeln können für Männer lehrreich ſeyn, aber Kindern muß man die nakte Wahrheit ſagen; ſobald man ſie mit einem Schleier umhüllt, geben ſie ſich nicht mehr die Mühe, ihn aufzudekken.

Man läßt ſo viele Kinder Lafontaines Fabeln lernen und kein einziges verſteht ſie, und es wäre nur um ſo ſchlimmer, wenn ſie ſie verſtehen würden, denn ihre Moral iſt ſo vermiſcht und ſo wenig paſſend für das Alter der Kinder, daß ſie dadurch eher zum Laſter als zur Tugend geleitet würden. Schon wieder Paradoxien, — wird man ausrufen; es mag ſeyn, aber wir wollen ſehen, ob es nicht Wahrheiten ſind. Ich behaupte, daß ein Kind die Fabeln, die man es lernen läßt, nicht verſtehe, weil die Lehren, die man dadurch geben will, wenn man ſich auch noch ſo ſehr bemüht, ſie leicht zu machen, Begriffe hineinzubringen nöthigen, welche das Kind nicht faſſen kann, und weil ſelbſt die dichteriſche Wortſezzung, durch die man ſie leichter im Gedächtniſſe behalten kann, ſie ſchwerer zu verſtehen macht, ſo daß man die Annehmlichkeit auf Koſten der Deutlichkeit kauft.

Mir ſind in Lafontaines Sammlung höchſtens fünf oder ſechs Fabeln bekannt, in denen vorzüglich kindliche Naivetät herrſcht. Von dieſen fünfen oder ſechſen will ich die allererſte zum Beiſpiel nehmen, weil ſie eine Moral enthält, die für jedes Alter am paſſendſten und für Kinder am faßlichſten iſt, und weil ſie diejenige iſt, welche die Kinder mit den meiſten Vergnügen lernen, welche eben deßwegen der Dichter ſelbſt zur Auszeichnung an die Spizze ſeines Buches ſezte. Wenn man ihr wirklich den Zwek unterſtellt, daß ſie von Kindern verſtanden werden, ihnen gefallen, und ſie belehren ſoll, ſo iſt dieſe Fabel ſicher ſein Meiſterſtük, man erlaube mir daher, ſie mit wenigen Worten zu prüfen.

Der Rabe und der Fuchs.

Fabel.

„Meiſter Rabe ſaß auf einem Baum,“

Meiſter. Was bedeutet dieſes Wort für ſich ſelbſt? Was vor einem Namen? Welchen Sinn hat es hier?

Was iſt ein Rabe?

„Und hatte ein Stük Käſe im Schnabel.“

Was für Käſe? war es Schweizer oder Holländiſcher Käſe? Wenn das Kind noch keinen Raben ge-

geſehen hat, was hilft es, ihm davon vorzuſchwaz-zen? Wenn es ſchon einen geſehen hat, wie wird es begreifen, daß ein Rabe Kåſe im Schnabel hålt? Wir můſſen unſere Bilder nach der Natur machen.

„Meiſter Fuchs, durch den Geruch her-beigelokt.“

Noch ein Meiſter! Fůr dieſen ſchikt ſich freilich dieſer Titel recht gut, weil er in den Rånken ſeiner Lebensart ein ausgelernter Meiſter iſt. Man muß ſagen, was ein Fuchs iſt, und den Unterſchied ſei-ner wahren Natur von derjenigen angeben, die man ihm allgemein in den Fabeln beilegt.

Durch den Geruch eines Kåſes her-beigelokt. Dieſer Kåſe, den ein Rabe, der auf einem Baum ſas, im Schnabel hielt, muß einen ziemlich ſtarken Geruch von ſich gegeben ha-ben, um von dem Fuchſe im Walde, oder in ſei-nem Loche wahrgenommen zu werden. Gewöhnt ihr euern Zögling auf dieſe Art an ſcharfſinnige Beurtheilung, an Unterſcheidung der Lügen von Wahrheit und daran, daß er nichts ohne hinrei-chenden Grund glaubt?

„Redete ihn folgendermaßen an.“

Er redete ihn an! Die Fůchſe ſprechen alſo? Sie reden alſo die nåmliche Sprache, wie

 die

die Raben? Nimm dich in Acht, verſtändiger Lehrer und überlege die Antwort wohl, die du auf dieſe Fragen geben willſt. Sie iſt wichtiger, als du denkſt.

„Ei guten Tag, Herr Rabe!“

Herr! Dieſen Titel ſieht das Kind nun als Spott gebrauchen, ehe es noch weiß, daß es ein Ehrentitel iſt.

„Ach wie niedlich ſind ſie doch, wie ſchön
„kommen ſie mir vor!“

Flikwörter, unnüzze Wiederholung! Wenn das Kind einerlei mit andern Worten wiederholen ſieht, ſo lernt es matt ſprechen. Wenn man ſagt, dieſe Wiederholung ſey ein Beweis von der Kunſt des Dichters und gehöre zur Abſicht des Fuchſes, welcher die Lobeserhebungen mit den Worten vermehren möchte, ſo wird dieſe Entſchuldigung für mich recht gut ſeyn, aber nicht für ein Kind.

„Ohne zu lügen, wenn ihre Stimme ih-
„rem Gefieder entſpräche.“

Ohne zu lügen! Man lügt alſo manchmal? Was wird das Kind denken, wenn man ihm ſagt, der Fuchs ſage nur, ohne zu lügen, weil er lüge.

Entſpräche. Was bedeutet dieſes Wort? Lehrt das Kind ſo verſchiedene Eigenſchaften, als Stimme und Federn ſind, mit einander vergleichen und ihr werdet ſehen, wie es euch verſteht.

„So würden ſie der Phönix unter den
„Bewohnern dieſes Waldes ſeyn.“

Der Phönix. Was iſt ein Phönix? Hier ſind wir mit einemmale in das fabelhafte Alterthum, faſt in die Mythologie verſezt.

Unter den Bewohnern dieſes Waldes. Welche verblümte Sprache? — Der Schmeichler giebt ſeiner Rede mehr Erhabenheit und Würde, um ſie deſto verführeriſcher zu machen. — Wird ein Kind dieſe Feinheit verſtehen? Weiß es auch nur, kann es auch nur einmal wiſſen, was ein erhabener, was ein niedriger Styl iſt?

„Bei dieſen Worten weiß der Rabe vor
„Freuden nicht mehr, wo er iſt.“

Man muß ſchon ziemlich heftige Leidenſchaften gehabt haben, wenn man dieſe ſprüchwörtliche Redensart verſtehen ſoll.

„Und um ſeine ſchöne Stimme hören zu
„laſſen,“

Man vergeſſe nicht, daß das Kind zum Verſtändniß dieſer Worte und der ganzen Fabel wiſ-

wiſſen muß, was für eine ſchöne Stimme der Rabe hat.

„Oeffnet er den Schnabel weit und läßt
„ſeinen Raub fallen.“

Dieß iſt recht gut geſagt, ich ſehe einen häßlichen Schnabel weit geöffnet, ich höre den Käß durch die Zweige herunterfallen, aber Schönheiten dieſer Art ſind für Kinder verloren.

„Der Fuchs bemächtigt ſich deſſelben und
„ſagt: mein guter Herr!“

Hier wird ſchon Güte zur Einfalt gemacht, gewiß, man verliert keine Zeit, die Kinder zu belehren.

„Lernen ſie, daß jeder Schmeichler auf Ko-
„ſten deſſen lebt, der ihm ſein Ohr leiht.“

Nie wird ein Kind von zehen Jahren dieſe Worte verſtehen.

„Dieſe Lehre iſt ohne Zweifel ein Stük
„Käſe werth.“

Das verſteht ſich, die Lehre iſt ſehr gut. Inzwiſchen wird es wohl wenige Kinder geben, welche ein Stük Käſe und eine Lehre mit einander vergleichen könnten, und nicht den Käs der Lehre vorziehen würden. Man muß ihnen zuerſt begreiflich machen, daß dieſes nichts als Spott iſt. Welche Subtilitäten für Kinder!

„Der

„Der Rabe beſchämt und verwirrt, ſchwur, „aber etwas langſam, daß man ihn „nicht wieder bekommen ſolle.“

Schwur. Welcher Lehrer wird ſo dumm ſeyn, einem Kinde erklären zu wollen, was ein Eid ſey?

So hätten wir nun dieſe Fabel ſo ziemlich zergliedert, aber doch noch nicht ſo genau, als nöthig wäre, um alle in ihr enthaltene Gedanken auf die einfachſten Grundbegriffe zurükzuführen, aus denen ſie beſtehen. Aber freilich, wer von uns glaubt, eine ſolche Auflöſung der Begriffe nöthig zu haben, um ſich der Jugend verſtändlich zu machen? Keiner iſt genug Philoſoph, um ſich ganz an die Stelle eines Kindes verſezzen zu können.

Nun noch ein paar Worte über die Moral dieſer Fabel. — Ich frage, ob man Kinder von ſechs Jahren lehren darf, daß es Menſchen giebt, welche ihres Nuzzens halber ſchmeicheln und lügen. Man könnte ihnen höchſtens ſagen, daß es Spottvögel gebe, welche die kleinen Knaben zum Beſten haben, und ſich insgeheim über ihre Eitelkeit luſtig machen; aber der Käs verdirbt alles, man lehrt ſie nicht ſowohl, ihn nicht aus dem Schnabel fallen zu laſſen, als vielmehr, ihn andern aus dem Schnabel zu lokken. — Hier iſt wieder eine Paradoxie, und keine unwichtige.

Muſik.

Der Menſch hat dreierlei Stimmen, die ſprechende, oder artikulirte, die ſingende oder melodiſche und die pathetiſche oder accentuirte, welche die Sprache der Leidenſchaften iſt, und dem Geſange und den Worten Leben giebt. Eine vollkommne Muſik iſt diejenige, welche dieſe drei Stimmen am beſten in ſich vereinigt.

Soll eine Muſik unſere Theilnahme erregen und ſoll ſie die durch ſie beabſichtigten Empfindungen in unſerm Herzen erregen, ſo müſſen alle Theile derſelben zur Verſtärkung des Ausdruks ihres Gegenſtandes beitragen, ſo muß die Harmonie nur darauf hinarbeiten, ihn kraftvoller darzuſtellen, ſo muß die Begleitung ſie verſchönern, aber nicht verdekken oder entſtellen, ſo muß der Baß mit gleichförmigem und einfachem Schritte ſowohl den Sänger als auch den Zuhörer in gewiſſer Rükſicht leiten, ohne daß es der eine oder der andere bemerkt, kurz, alles zuſammen muß zu gleicher Zeit nur eine Melodie ins Ohr und nur einen Gedanken ins Gemüth bringen.

Da die Harmonie ihren Grund in der Natur hat, ſo iſt ſie bei allen Völkern dieſelbe, oder wenn ja einige Verſchiedenheiten Statt finden, ſo kommen ſie blos von der Verſchiedenheit der Melodien her.

her. Bloß von der Melodie muß man den beſondern Charakter der Muſik einer Nation herleiten, und da dieſes hauptſächlich durch die Sprache beſtimmt wird, ſo muß er ſeinen größten Einfluß auf den eigentlichen Geſang haben.

Die Harmonie iſt bei der nachahmenden Muſik nur ein entferntes Hülfsmittel, in der Harmonie im ſtrengen Sinne liegt nichts nachahmendes. Es iſt zwar wahr, ſie macht die Stimmung ſicherer, iſt der Probierſtein ihrer Richtigkeit und giebt dadurch, daß ſie die Uebergänge merklicher macht, dem Ausdrukke Kraft und dem Geſange Anmuth, aber nur allein die Melodie giebt dem Ausdrukke der Leidenſchaft jene unwiderſtehliche Macht, und nur ſie verſchaft der Muſik ihre ganze Macht über das Herz. Man bringe aber die künſtlichſten Accorde ohne Melodie damit zu verbinden, nach einander hervor, und man wird ihrer in einer Viertelſtunde müde werden. Einen ſchönen Geſang ohne alle Harmonie, kann man lange ohne Ueberdruß anhören. Wenn den einfachſten Geſang nur Ausdruk der Empfindung belebt, ſo wird er das Herz angreifen, wogegen eine Melodie, die nicht ſprechend iſt, immer übel klingt, und bloße Harmonie nie Eindruk auf das Herz machen kann.

Arzneiwiſſenſchaft.

Die Arzneiwiſſenſchaft iſt verderblicher als alle Uebel, welche ſie zu heilen vorgiebt. Ich für meine Perſon weiß nicht, von was für einer Krankheit uns die Aerzte heilen, aber das weiß ich, daß ſie uns recht traurige Krankheiten verurſachen, Muthloſigkeit, Kleinmüthigkeit, Verzagtheit, Furcht vor dem Tode; wenn ſie den Körper heilen, ſo töden ſie den Muth. Was hilft es uns, wenn ſie Leichname auf die Beine bringen? Wir müſſen Männer haben und dergleichen ſieht man nicht aus ihren Händen hervorgehen.

Die Arzneikunſt iſt bei uns Mode und muß es ſeyn. Sie dient den müßigen und unthätigen Leuten, welche nicht wiſſen, was ſie mit ihrer Zeit anfangen ſollen, zur Unterhaltung, indem ſie ſie nur mit der Pflege für ihre Geſundheit hinbringen. Hätten ſie das Unglük, unſterblich zu ſeyn, ſo wären ſie die elendeſten Weſen. Ein Leben, das ſie nicht zu verlieren fürchteten, wäre ohne Werth für ſie. Dieſe Leute müſſen Aerzte haben, welche ihnen dadurch ſchmeicheln, daß ſie ſie in Angſt ſezzen, und ihnen jeden Tag das Vergnügen verſchaffen, deſſen ſie einzig fähig ſind, nämlich das Vergnügen darüber, daß ſie noch nicht geſtorben ſind.

Die

Die Menſchen machen über den Gebrauch der Arzneien eben ſolche Trugſchlüſſe, wie beim Forſchen nach Wahrheit. Sie ſezzen immer voraus, daß man einen Kranken heile, wenn man ihn in der Cur hat, und daß man eine Wahrheit finde, wenn man ihr nachforſcht. Sie ſehen nicht ein, daß der Tod von hundert Kranken, welche der Arzt getödet hat, den Vortheil einer Heilung, die ihm geglükt iſt, aufwiege; ſo wie der Nachtheil, den irrige Meinungen ſtiften, größer iſt, als der Nuzzen einer zu gleicher Zeit gemachten Entdekkung. Die Wiſſenſchaft, welche belehrt und die Arzneikunſt, welche heilt, ſind ohne Zweifel ſehr nüzlich, aber die Wiſſenſchaft, welche irre leitet und die Arzneikunſt, welche tödet, ſind ſchädlich. Man lerne alſo einen Unterſchied machen. Der Hauptpunkt hiebei iſt, wenn wir ſo vernünftig wären, auf die Wahrheit Verzicht zu thnn, ſo würden wir uns nie in Irrthümer verwikkeln; wenn wir ſo vernünftig wären, nicht der Natur zum Troz heilen zu wollen, ſo würden wir nicht unter der Hand des Arztes ſterben. Von dieſen zwei Dingen ſich zu enthalten, wäre ſehr klug, man würde offenbar dabei gewinnen. Ich ſtelle alſo nicht in Abrede, daß die Arzneiwiſſenſchaft einigen Menſchen nüzlich ſey, aber ich behaupte, daß ſie dem Menſchengeſchlecht ſchädlich ſey.

Man

Man wird mir den gewöhnlichen Einwurf machen, daß nur der Arzt den Fehler mache, die Arzneikunſt an ſich ſey untrüglich; gut, ſo komme ſie denn ohne den Arzt, denn ſo lange ſie mit einander kommen, wird man hundertmal mehr Furcht vor den Irrthümern des Künſtlers, als Hoffnung zu der Hülfe der Kunſt haben müſſen.

Dieſe betrügliche Kunſt, die mehr für eingebildete als für wirkliche Uebel hilft, iſt für die einen ſo wenig gut, als für die andern, ſie heilt uns weniger von unſern Krankheiten, als daß ſie uns Furcht vor ihnen einflößt. — Sie entfernt den Tod nicht ſowohl, ſondern macht vielmehr, daß man ihn voraus empfindet, ſie nüzt das Leben ab, anſtatt es zu verlängern, und wenn ſie es auch verlängern würde, ſo wäre es doch nur zum Nachtheil der Gattung, weil ſie uns der Geſellſchaft durch die Curen, die ſie uns vorſchreibt, und unſern Pflichten durch die Angſt, die ſie uns einflößt, entzieht. Wir lernen die Gefahren erſt fürchten, wenn wir ſie kennen, wer ſich für unverlezlich hielte, würde nichts fürchten.

Wenn man Männer von wahrem Muthe finden will, ſo muß man ſie an Orten ſuchen, wo es keine Aerzte giebt, wo man die Folgen der Krankheiten durchaus nicht kennt und nie an den Tod denkt.

denkt. Von Natur kann der Menſch ſtandhaft Leiden ertragen und ſtirbt in Frieden. Erſt die Aerzte mit ihren Recepten, die Philoſophen mit ihren Lehren, und die Prieſter mit ihren Ermahnungen machen, daß das Herz feig wird, und der Menſch zu ſterben verlernt.

Der einzige nützliche Zweig der Arzneiwiſſenſchaft, iſt noch die Diätetik; ſie iſt aber auch mehr eine Tugend als eine Wiſſenſchaft. Mäßigkeit und Arbeitſamkeit ſind die zwei wahren Aerzte des Menſchen, die Arbeit macht Appetit, und die Mäßigkeit verhütet, daß man ſich nicht überſättiget.

Wenn man nicht durch allgemeine Beobachtungen findet, daß die Arzneiwiſſenſchaft den Menſchen eine feſtere Geſundheit und ein längeres Leben verſchaft, ſo iſt ſie ſchon deswegen ſchädlich, weil ſie nicht nützlich iſt, indem ſie Zeit, Leute und Sachen ganz vergeblich braucht. Ein Menſch, der zehn Jahre ohne Aerzte lebt, lebt für ſich und andere mehr, als einer, der dreißig Jahre unter ihren Händen lebt.

Schluß.

Ich bekümmere mich weder um den Beifall der Schöngeiſter, noch um den Beifall der Leute

vom

vom Modeton. Dieß thut heutzutage der Freigeiſt und der Philoſoph, der ebendeswegen zur Zeit der Ligue ein blinder Eiferer geweſen wäre. Wenn man ſein Zeitalter überleben will, ſo muß man nicht für ſolche Leſer ſchreiben.

Gemeine Leſer, vergebt mir meine Paradoxien, man muß dergleichen haben, wenn man nachdenkt, und man mag ſagen, was man will, ich will lieber ein paradoxer als ein vorurtheilsvoller Menſch ſeyn.

Regiſter.

A

Abgaben, wie ſie am beſten einzutheilen wären S. 289 ꝛc.
Accent iſt die Seele der Sprache 298.
Almoſen muß man den Armen nicht hartherzig abſchlagen 64
Alter. Beiſpiel von Achtung für daſſelbe 177. Es wird durch die gewöhnlichen Theaterſtükke verächtlich gemacht 365
Anmuth iſt wünſchenswerther an einer Gattin als Schönheit 94
Arme muß man unterſtützen 65. Warum ſie den Reichen unterworfen ſind 214
Arzneiwiſſenſchaft. 388 ꝛc.
Athen mit Sparta verglichen. 341

B

Ballets in der franzöſiſchen Oper 376
Bauern, Reize des Umgangs mit denſelben 129
müſſen nicht mit Auflagen gedrükt werden 292
Bedienung, die eigene, iſt die beſte 189 ꝛc.
Bedürfniſſe, viele, ſind ein Hinderniß des Glüks 34
Beredſamkeit, wie viel die Alten durch ſie ausrichteten 302. Die wahre, muß mehr in Zeichen als in Worten beſtehen 299

Be-

Bevölkerung, Zunahme derſelben iſt ein Beweis einer guten Regierung S. 293
Bildergallerien 325
Billigkeit iſt dem Menſchen natürlich 220
Böſe, das, der Menſch iſt vorzüglich durch ſeine unnatürliche Lebensart ſelbſt der Urſprung deſſelben 36. 106. 159
Bücher, geringer Werth der heutigen 323. und Vorzüglichkeit der — der Alten 324
Bürgerſinn, Beiſpiele deſſelben 110

C.

Cäſar 330
Cato 372. Vergleichung deſſelben mit Socrates 241
Civilrecht 283
Cölibat, wenn es erlaubt iſt 100
Coketterie 132 ꝛc.

D

Deſpotismus 211
Diätetik 391
Dienſtboten, wie man ſie ſo bilden muß, wie man ſie gern hat 205. ahmen ihre Herren nach 206 ſind nur auf Koſten ihrer Herrſchaft einig 208 verſchiedenen Geſchlechts dürfen in einem gut eingerichteten Hauße keine Gemeinſchaft mit einander haben 210

E

Ehe, Erforderniſſe zu einer glücklichen 90. Heiligkeit derſelben iſt Pflicht für jeden 90. Beſchaffenheit derſelben zu Paris 146

Ehe-

Ehegatten, Pflichten derſelben 91 ꝛc. 97. Verhältniß derſelben zu einander S. 96
Eiferſucht iſt eine natürliche Folge der Liebe, aber nach der Beſchaffenheit derſelben verſchieden 88 ꝛc.
Eigenliebe iſt nie zufrieden 220
Einbildungskraft, Wirkungen derſelben 245
Eitelkeit iſt immer ungerecht 219. iſt unheilbar 220
Engländer und Engländerinnen 243
Erziehung, worinn ſie beſtehen ſoll 153 ꝛc. 170
Unzweckmäßigkeit der unſrigen 152. 162. 167
ſie ſollte nicht blos den Eltern überlaſſen werden 160. Die erſte Erziehung iſt ſehr wichtig 155
muß nach dem Charakter verſchieden 156 ꝛc.
und ganz negativ ſeyn 158. ſie gehört den Frauen zu 155

F

Fabeln 379 ꝛc. Critik einer Fabel von Lafontaine 380
Falſchheit wird den Frauen mit Unrecht Schuld gegeben 135
Feierlichkeiten, durch, werden rohen Menſchen ihre Verträge heiliger 300
Finanzen, über die Verwaltung derſelben 287 ꝛc.
Frauen haben von Natur große Macht über die Männer 141. ꝛc. wurden bei den Alten ſehr geachtet 130. 140. ſind nicht falſch 135. prahlen mit ihrer Schwäche 145. ſind meiſtens beſtändiger als die Männer 144. Pflichten derſelben 173. ſie müſſen ſchaamhaft 136. ſanftmüthig 143. reinlich 145. nicht gelehrt ſeyn 152

ihnen gehört die erſte Erziehung der Kinder S. 155
Frauen unſerer Zeit 130 ꝛc. — zu Paris 148
Frechheit einer Frau iſt ein Beweis von Unkeuſchheit 136. 138
Freiheit des Willens unterſcheidet den Menſchen vom Thiere 9. 39. iſt an keine Regierungsform gebunden, ſondern wohnt im Herzen 20
Freundſchaft erhöht den Werth des Menſchen 66 erfodert Offenheit 68. wächſt beſtändig 70

G

Gedächtniß entwickelt ſich bei den Kindern zuerſt und wird ſchlecht benuzt 168
Gegenwärtige, das, iſt nicht dem Zukünftigen aufzuopfern 34
Gelehrſamkeit, Nuzzen derſelben 305
Gelehrte ſollten auf die Regierung Einfluß haben 278
Genie, wie ſich wahres Genie bezeugt 348. 350. 353
Geruch iſt der Sinn der Einbildungskraft 246
Geſchichte, Mängel derſelben 326. 330. welche am intereſſanteſten iſt 335. Fehlerhafte Methode beim Unterricht in derſelben 335. neuere 328
Geſchlechter, Verhältniß beider, zu einander 96
Verſchiedenheit der Strenge ihrer Pflichten 97
moraliſche Verſchiedenheit derſelben 242
Geſchmack, der gute, worin er beſteht 307. Bleibt beſtändig derſelbe 313. iſt gegen den Luxus 186. 314 wie man ihn erwirbt 308. 312. falſcher — 315. 377. an weiten Ausſichten 316. den Geſchmack des Publikums kann man im Theater kennen lernen 354. Geſchmack der Frauen 309

Geſell=

Geſellſchaft, freundſchaftliche 192. — bürgerliche Urſprung und Folgen derſelben 103 ꝛc. der großen Welt, Charakter und Ton derſelben S. 112 ꝛc. 178. 181. 183
Geſezgeber, wie achtungswerth die der Alten ſind 280
Geſezze, gute, ſind ſchwer zu geben 280. müſſen nach den Sitten eines jeden Volks eingerichtet ſeyn 285. und nicht ohne Noth vervielfältiget werden 282. es muß keine Befreiung von denſelben zugeſtanden werden 282. Ihre Wohltbätigkeit 283
Gewiſſen iſt der wahre Wegweiſer des Menſchen 12. 16 und der Grund der Moral 19 ꝛc. Grund ſeines Schweigens 17
Gewohnheit iſt der Tod der Einbildungskraft 246 alte Gewohnheiten müſſen nicht ohne Noth abgeändert werden 285. ſind ſchwer auszurotten 286
Glück, wird nur durch Tugend erworben 21. worauf es ſich gründet 23. 26. hängt nicht von Reichthum ab 31. 201. iſt der Endzweck aller denkenden Weſen. 22
Gott, Eigenſchaften deſſelben 1 ꝛc. Nuzzen ihrer Betrachtung 3 ꝛc.
Güte, moraliſche, iſt uns angebohren 13. iſt noch nicht Tugend 48

H

Handlungen der Menſchen ſtehen oft im Widerſpruch mit ihren Reden 120. 122 ꝛc.
Harmonie, wie ſie bei der Muſik zu gebrauchen iſt 386 ꝛc.

Hausvater, Pflichten, Erforderniſſe, Freuden deſſelben 201 ꝛc. 208. Verſchiedenheit ſeiner Pflichten von denen eines Staatsbeamten S. 273
Herodot, 330
Heuchelei, 216
Heuchler ſind unverbeſſerlich. 217
Höflichkeit, wahre, worinn ſie beſteht 123
Hoffnung verſchaft uns vielen Genuß 29. hilft uns Unglück ertragen 76
Hofmeiſter. Eigenſchaften eines guten 163

J.

Jagd, wie ſie am meiſten Vergnügen macht. 192 ꝛc.

K.

Keuſchheit der Frauen gewährt ihnen ſüßen Lohn 139 ꝛc.
Kleider, Einfluß ihrer Wahl auf die Kinder 171
Künſte, Nuzzen derſelben 339 ꝛc. 343. Folgen ihrer Ausbildung 342. 346. Meinung der Alten von ihnen 340. welches die ſchäzbarſten ſind 338

L.

Lächerlichkeit iſt eine Hauptwaffe des Laſters 125
Landleben, Freuden deſſelben 191. 296. werden von den Städtern gewöhnlich nicht genoſſen 295

Laſter, welche unſern Zeiten eigen ſind 215. machen die Herrſchaften in den Augen ihrer Dienſtboten verächtlich S. 206
Leben hat bey guter Anwendung großen Werth 40 ꝛc. 236
Ungrund der Klagen über die Kürze deſſelben 45. 53
Freuden des häußlichen 201 ꝛc.
Lectüre, moraliſche 321. Schaden der aus ihrem Misbrauch entſteht 322
Leidenſchaften haben ihren Grund in der Sinnlichkeit 71. mäßige ſind nützlich 72. — müſſen durch Leidenſchaften beherrſcht werden 73
Liebe iſt nicht tadelnswerth 77. ſondern ſehr nützlich 78. 80
ſelbſt die Leiden, die ſie erzeugt, ſind ſüß 83
muß ſchaamhaft 79. und uneigennützig ſeyn 85
dichtet ihrem Gegenſtande Vollkommenheiten an 80. 86. erzeugt Eiferſucht 88. Ihre Sprache 86
ſie muß die Wahl des Gatten beſtimmen 90
Mittel gegen das Erkalten derſelben in der Ehe 95
Luſtigkeit iſt nicht immer ein Beweis von innerer Zufriedenheit 28
Luxus iſt wieder den guten Geſchmack 186. Schädlichkeit deſſelben 183 ꝛc. 346

M.

Mädchen, wie ſie erzogen werden müſſen 173 ꝛc.
Mäßigkeit iſt der beſte Arzt 391
Materialismus, Ungrund deſſelben 8
Melodie iſt der vorzüglichſte Theil der Muſik 387

Men-

Menſchen lernt man vorzüglich durch ihre Handlungen kennen 326. lernt man durch die Schriften der Alten beſſer kennen, als durch die der Neuern S. 331
Mitleiden iſt uns natürlich 15. iſt ein ſüſſes Gefühl 55. iſt der Grund aller geſellſchaftlichen Tugenden 58. iſt nicht bei jedem gleich groß 57 Mitleiden der Leute von Ton 182 — im Theater 361 ꝛc.
Müſſiggang iſt für Kinder gefährlich 168
Muſik, wie eine gute ſeyn ſoll 386. — in der franzöſiſchen Oper 375
Muth, Kennzeichen des wahren 225 ꝛc.

N.

Naturmenſch, Vergleichung deſſelben mit dem bürgerlichen 109. 111 ꝛc.
Neigungen des Menſchen verändern ſich mit dem Alter 75

O.

Oper, franzöſiſche 371. Operntheater 372 ꝛc. Geſang und Muſik in derſelben 374. ꝛc.

P.

Paradoxien muß ein nachdenkender Menſch haben 391

Pedant,

Pedant, Unterſchied deſſelben vom vernünftigen Lehrer S. 166
Plaudern, vieles, iſt bei Kindern ein Fehler 167
Plutarch 331. 333
Pomp der Herrſcher macht groſzen Eindruck auf das gemeine Volk 301
Pracht, worinn ſie beſteht 316
Predigten, vorzügliches Hinderniß ihres Nuzzens 354
Puztiſch, Annehmlichkeiten deſſelben für die Frauenzimmer 146

R.

Regieren, worinn die wahre Kunſt deſſelben beſteht 278 ꝛc.
Regierungsformen, Urſprung der verſchiedenen 272
Reichthum macht nicht immer glüklich 31. 201. wie er am beſten anzuwenden iſt 187 ꝛc. 200 verſchafft viele Vorzüge in der bürgerlichen Geſellſchaft 196 ꝛc. worinn wahrer Reichthum beſteht 200
Reinlichkeit iſt eine nothwendige Eigenſchaft einer guten Frau 145
Reiſen, geringer Nuzzen der gewöhnlichen 247. 268 Vorzüglichkeit der Fußreiſen 269. Was der Zweck der Reiſen ſeyn ſollte 248 ꝛc. 253. Anführung mehrerer nützlichen 249. Welche nachgemacht werden ſollten 250 — der Franzoſen und Engländer 251. — der Alten 255

Rom

Rom gerieth durch Aufnahme der ſchönen Künſte in Verfall S. 344
Romane, Nutzen und Erforderniſſe derſelben 337

S.

Säugen der Kinder 100.
Sanftmuth geziemt der Frau 143.
Schaam, falſche, verderbt viele gute Herzen 215.
Schaamhaftigkeit erhöht die Reize der Frauen 136 ꝛc.
Schauſpieler 368.
Schönheit einer Gattin iſt nicht wünſchenswerth 93.
Seele, Unkörperlichkeit derſelben 8.
Seelenruhe, Kennzeichen derſelben 201
Selbſtmord 235 ꝛc.
Sitten der Alten in Vergleichung mit den unſrigen 177
ſind mächtiger als Geſezze 285.
Sittlichkeit iſt in unſerm Herzen gegründet 13 ꝛc. 18.
Socrates verglichen mit Cato 241
Sorge für die Zukunft muß nicht zu weit gehen 27
Sparſamkeit, Vortheile derſelben 199.
Sparta mit Athen verglichen 341
Spiel iſt eine Zuflucht der Müßiggänger 221 ꝛc.
Sprache ändert ſich mit den Sitten 297. iſt zu arm für die Freundſchaft 68. Wirkſamkeit der Zeichenſprache 299 ꝛc.
Staatskörper verglichen mit dem menſchlichen 274
Staatsrecht, allgemeines, iſt noch nicht vorhanden 276
Stimme, Eintheilung der menſchlichen 386

Stra=

Strafen ſind in einem gutregierten Staate ſelten S. 286
Studiren iſt gegen die Abſicht der Natur 317
und nur für wenige große Geiſter 348

T

Tacitus 329
Talente finden nicht immer Unterſtüzzung 349
müſſen nicht alle entwikkelt werden 351
Tanz in der franzöſiſchen Oper 377
Tanzen, das — iſt nicht tadelnswerth 233
Tapferkeit, wahre 225
Thätigkeit iſt Pflicht eines jeden 108
Theater. Nutzen deſſelben 354. Nachtheile 358. 366
Wer es bedarf 356. — franzöſiſches 363 ꝛc.
Decorationen 372 ꝛc.
Thucydides 329
Tod, der, iſt kein Uebel 43
Ton der großen Geſellſchaften 112 ꝛc. guter geſellſchaftlicher 125
Trauerſpiel 361. — Der Alten 367
Treue, eheliche 98
Trunkenheit die, ſcheuen ſchlechte Leute am meiſten 218
Tugend iſt unſerm Herzen nothwendig 47. erfodert Mühe 48. Lohn derſelben 52. iſt der ſicherſte Weg zum Glük 21. iſt wünſchenswerther als Glük 50. Unterlaſſungstugenden ſind die ſchwerſten 61

Türenne, Anecdote von ihm S. 334

U

Uebel, die meiſten ziehen wir uns ſelbſt zu 35 ꝛc.
oder halten vieles dafür, was keins iſt 44
Ueberſättigung mit Vergnügen, Nachtheile derſelben 32
Umgang, Mittel ſich in demſelben beliebt zu machen 126
Undankbarkeit verurſachen meiſtens die Wohlthäter ſelbſt 59
Ungerecht ſind die Menſchen nur, wenn ſie Vortheil davon haben 14
Ungleichheit läßt ſich nur bei Ehrgeizigen und Feigen einführen 213. — des Standes unter Ehegatten 91
Unglük worinn es beſteht 26
Unkörperlichkeit der Seele 8
Unmäßigkeit im Wein, Folgen derſelben 217
Unſterblichkeit 10 ꝛc.
Unwiſſende ſprechen am meiſten 128

V

Vater, ein, muß ſeine Pflichten nicht Miethlingen auszuüben überlaſſen 164

Vater.

Vaterlandsliebe muß den Kindern eingeflößt werden 161. Werth derſelben S. 240 ꝛc.
Vergnügen wird durch Theilnahme anderer erhöht 34. 194. ſezt nicht Reichthum voraus 195. 201. 31
Verſtand, verſchiedene Grade deſſelben 353
Vertraulichkeit verſüßt die Leiden 67
Völker die, verloren immer mehr ihren urſprünglichen Charakter 256. müſſen mit Klugheit gebildet werden 275
Völkerrecht 284

W.

Wahl eines Gatten iſt sehr ſchwer 89
Wein, Uebermaas im Trinken deſſelben giebt keine böſen Gedanken ein, ſondern bringt ſie nur ans Licht 218
Weltkenntniß, Schwierigkeiten ihrer Erwerbung 254
Widerwärtigkeiten, wie man ſie ertragen muß 238 ꝛc.
Wohlthätigkeit, iſt einem fühlenden Herzen Bedürfniß 62. muß mit Klugheit ausgeübt werden 58. und nicht blos in Geld beſtehen 63
Wünſche unruhige, ſind ein Hinderniß des Glüks 22. 29

Z.

Zeichenſprache S. Sprache

Zufriedenheit äußert ſich nicht durch Luſtigkeit S. 28

Zweikampf iſt eine große Thorheit 227 ꝛc. die niedrigſte Stuffe der Rohheit 234. unerlaubt 230 kein Beweis von Herzhaftigkeit 229. man wird durch Ablehnung deſſelben nicht verächtlich 232

Druck-

Drukfehler.

S. 99 Z. 11 von unten ſt. dieſe l. dieſes
— 100 — 4 v. u. ſt. theuer l. theurer
— 103 — 7 v. u. ſt. ſeit l. ſobald
— 105 — 9 ſt. Veränderung l. Verminderung
— 106 — 12 ſt. wodurch l. wo durch
— 110 — 10 ſt. Poderet l. Pädaret
— 113 — 8 v. u. muß nach: „und daß" das Wörtchen es weggeſtrichen werden
— 116 — 12 muß nach „nicht" das Wort viel weggeſtrichen werden
— 117 — 10 muß nach „lernen" könne hineingeſetzt werden
— 118 — 8 ſt. das l. daß und nach „glauben" muß ein Komma geſetzt werden
— 119 — 16 ſt. Jugend l. Tugend
— 120 — 8 ſt. er l. es
Ebend. — 9 ſt. Einen l. Einem und Z. 10 eben ſo
— 129 — 6 ſt. konnte l. könnte
— 135 — 7 v. u. l. das Recht
— 138 — 6 ſt. zeigen l. ſagen
— 142 — 12 v. u. ſt. Amphala l. Omphale
— 143 — 2 v. u. ſt. er gab ihre l. er gab ihnen ihre
— 144 — 2 ſt. Gram l. Zorn
— 147 — 3 v. u. ſt. anders vor l. anderswo
— 148 — 7 v. u. ſt. es l. da
— 157 — 12 v. u. muß nach: ſchädlich ſtatt eines Semicolons ein Komma geſetzt werden
— 158 — 11 ſt. buld l. bald
— 159 — 12 ſt. der l. des
— — — 8 v. u. ſt. nicht das l. nichts ſo
— 164 — 8 v. u. ſt. Unterrichtungen l. Amtsverrichtungen

S. 166

S. 166 Z. 9 v. u. ſt. wenn man ſie l. wenn man jene für ſie

— 167 — 5 ſt. nicht l. einſt

— 168 — 15 ſt. wo l. an

— 169 — 6 ſt. das unnütz l. das nur unnütz

— — — 12 v. u. ſt. Gehöre l. Gehirne

— — — 4 v. u. ſt. belehrt l. beſchwert

— 170 — 2 muß nach: und das Wort ſie hineingeſetzt werden

— 173 — 6 v. u. ſt. ſo kurz als deutlich l. ſo kurz und deutlich

— 174 — 10 ſt. Meinungen l. Neigungen ſo

— 178 — 3 ſt. ſezzen l. ſitzen

— 179 — 16 ſt. dieſe l. dieſes

— 181 — 3 muß das Komma vor: mit weggeſtrichen werden

— 187 — 1 und 4 ſt. Der l. Den

— 188 — 13 ſt. wenn ich die Summe, die ſie mir verlieh, küzelte l. wenn ich die Sinne küzeln wollte, die ſie mir verlieh,

— 189 — 9 ſt. jene l. eine

— — — 11 v. u. ſt. Thorhüter l. Thürhüter

— — — 4 v. u. ſt. wie alle andere l. vor allen andern

— 190 — 1 ſt. wichtiger l. mächtiger

— 191 — 5 v. u. ſt. immer l. wäre

— 200 auf der lezten Zeile muß vor: uns, das Wörtchen es geſetzt werden

— 203 — 8 ſt. und die eines Hausvaters ſind von dieſer Art, l. und von dieſer Art ſind die eines Hausvaters

— 212 — 12 v. u. muß nach: Macht — das Wörtchen nie hineingeſetzt werden

— 213 — 6 v. u. ſt. größer l. deſto größer

— 233 — 6 ſt. vorausſagen l. vorausſetzen

— 237 — 2 ſt. Es l. Er

— 238 — 7 v. u. ſt. nur l. um

— 242 — 10 ſt. wurden l. würden

— 249 — 2 der Note ſt. der, l. den

— 255 — 1 ſt. durch welche l. welche durch

— 267 — 11 ſt. daher l. alſo

— 275 — 12 v. u. ſt. welche l. welcher

— 281 — 6 v. u. ſt. ſucht l. ſieht

— 289 — 4 v. u. ſt. Endlich l. Außerdem

— 294 — 4 v. u. ſt. zeigt l. zeugt

S. 295 Z. 2 v. u. ſt. bleiben l. blieben
— 296 — 2 muß ganz weggeſtrichen werden
Ebend. — 10 v. u. ſt. iſt l. war
— — 8 v. u. ſt. Nörinis l. Noemis und ſt. iſt l. war
— — 4 v. u. ſt. Arbeiter l. Arbeiten
— 291 — 9 ſt. allgemein l. allenthalben dieſelbe
— 305 — 12. 13 ſt. die andern das Gehen lernen wollen l. die andere das Gehen lehren wollen
— 306 — 9 v. u. ſt. er l. es
— 310 — 15 muß das Wörtchen: oft weggeſtrichen werden
— 314 — 1 ſt. zeigt von ſchlechten l. zeugt von ſchlechtem
— 325 — 12 ſt. Omer l. Omar
— 334 — 12 v. u. ſt. Romſey l. Ramſey
— 335 — 7 v. u. ſt. jedem l. jeden
— 340 — 10 v. u. ſt müßten l. mußten
— 346 — 8 v. u. ſt. den l. dem
— 348 — 3 ſt. den l. dem
Ebend. — 14 ſt. der andern l. den andern
— 353 — 14 muß nach: gerade, ein Komma geſetzt werden
— 356 — 12 muß nach: Vergnügen ein , geſetzt werden
— 358 auf der lezten Zeile ſt. welchen l. welchem
— 362 — 9 v. u. ſt. demnach l. aber
Ebend. — 8 v. u. ſt. Verbrechen l. Verbrecher
— 371 — 10 muß es heißen: der Stimme der Natur
— 372 — 3 v. u. ſt. dem l der
— 373 — 4 ſt. Säulen l. Seilen.

Verzeichniß der Verlags- und Kommißions-Bücher bei August Schumann Buchhändler in Ronneburg. 1802.

Adolph Bogislaus Grulich, geweſener Superintendent zu Neuſtadt an der Orla. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der Gelehrten. 8. 1799. . . . 5 gr.

Deutſchland, (das gewerbfleißige) oder ſyſtematiſch geordnetes Verzeichniß der jezt lebenden Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturiſten, Buch- und Kunſthändler, Buch- und Kupferdrukker, der Mäckler, Apotheker, Beſitzer von Leih-Bibliotheken, Eiſen- Kupfer- Meßing- Vitriol- und andern ähnlichen Werken; mit

Anzeige ihrer Geſchäfte, der Meſſen, die ſie beziehen, und der Wohnungen auf ſolchen. Nebſt Erläuterungen zur Handlungs-Erdbeſchreibung, Fabrik- und Waarenkunde. 1. Theil welcher Oberſachſ. enthält. 8. 1800. 1 Rthl. 14 gr.

Deutſchland ꝛc. 2ter Theil, welcher Franken enthält; 8. 1801. - - - 1 Rthl.

— — 3ter Theil, welcher die Lauſitzen und Schleſien enthält. 8. 1801. 1 Rthl.

— — 4ter Theil, das Königreich Böhmen, u. Mähren enthaltend. 8. 1802. 1 Rthl.

(Alle 4 Theile alſo 4 Rthl. 14 gr. wer ſolche aber complet verlangt, erhält ſolche für 2 Rthl. 7 gr. netto.)

Dichtkunſt (die) des Horaz; aufs neue überſetzt, vermehrt und verbeſſert von einem Jünger des Handwerks. 8. 1802. 10 gr.

Döhnel, (Karl Fr.) die Gefahren einer voreiligen Verbindung. Ein Spiegel für Mädchen, die bei der Wahl ihrer Gatten zu ſehr der Stimme ihres Herzens folgen. 8. 1798. broſchirt - - - 5 gr.

Dorfmüller, (Joh. Heinrich) Predigten auf alle Sonntage und Feſte des ganzen Jahres, zur Beförderung der Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit. 2 Theile. gr. 4. 1801. (100. Bogen ſtark) 1 Rthlr. 12 gr. (werden nicht getrennt.)

Erdbeſchreibung (merkantiliſche) auch allgemeines Handlungs- und Fabriken-Addreßbuch von Böhmen und Mähren. 8. 1802. 1 Rthlr.

(macht den 4ten Theil des gewerbfleiſ-
ſigen Deutſchlands aus.)

Fauſt-s Noth- und Hülfstafel zur Verhütung der Rindviehpeſt oder Viehſeuche. 4. 1799. 6 Pfenn.

(weniger als 2 Exemplare werden nicht in Rechnung gebracht.)

Fielding, (H.) Jonathan Wild, Rinaldo Rinaldinis Antipode. A. d. Engl. frei überſetzt. 2 Bände mit 2 Kupfern von C. Schule. 8. 1800. . . . 2 Rthlr.

(Jeder Band einzeln 1 Rthlr.)

Florian's (des Ritters v.) kleine Schriften. Aus dem Franz. 8. 1798. . 12 gr.

— — die Zwillingsbrüder. Ein Luſtſpiel in 3. Akten. Aus dem Franz. 8. 1798. 3. gr.

— — Jeannot und Colin. Schauſpiel in 3 Akten. Aus dem Franz. überſ. 8. 1798.

Gemälde, (neueſtes) von Malta und dem Maltheſer-Orden. (Vom Hofrathe und Bibliothekar Kayſer zu Regensburg) 3 Bde 8. 1799 — 1800. . 2 Rthlr.

(jeder Band einzeln 16 gr.)

Haas, (Joh. Gottfr.) vollſtändiges lateiniſch-deutſches und deutſch-lateiniſches Hand-Wörterbuch, nach den beſten größern Wörterbüchern, beſonders mit Benuzzung des Nemmich'ſchen Catalikon's ausgearbeitet. Zum Gebrauch der Schulen. gr. 8. 1802 . 1 Rthlr. 12 gr.

(Dieſes Wörterbuch kann erſt gegen Mitte des Jahres 1803. die Preſſe verloſſen. Es wird an 100. aus Nonpareil gedruckte, Bogen ſtark. Schullehrer, welche mehrere Exemplare nehmen, und den Betrag dafür poſtfrei an mich ſelbſt einſenden, bezahlen für das Exemplar nicht mehr, als 1. Rthlr Sächſiſch.)

Haas vollſtändiges franzöſiſch = deutſches und deutſch=franzöſiſches Handwörterbuch; nach den beſten vorhandenen gröſſern Wörterbüchern, beſonders mit Benuzzung der Nemmich'ſchen Lexica, ausgearbeitet. Wohlfeile, zum Gebrauch der Schulen beſtimmte Ausgabe, gr. 8. 1802. (70 Bogen ſtark) 1 Rthlr 12 gr.

(Schullehrer, welche ſich an den Verleger unmittelbar wenden, mehrere Exemplare auf einmal nehmen und den Betrag baar und franco einſenden, erhalten das Exemplar für 1 Rthlr ſächſiſch.)

Haas, (Joh. Gottfr.) leichte, und nach einer neuen Methode eingerichtete Uebungen zum Ueberſetzen in die lateiniſche Sprache für die erſten Anfänger in derſelben. 8. 1801 4 gr.

Handlungs = Bibliothek, (neue) herausgegeben von einer Geſellſchaft theoretiſcher und praktiſcher Kaufleute, (z. B. Veillodter und Roth zu Nürnberg; Rößig zu Leipzig, A. Schumann u. a. m.) 1ter Band, in 4 Stücken; gr. 8. broch. mit dem Bildniſſe des Prof. Büſch zu Hamburg 1800. 2 Rthlr.

Derſelben	1ſtes Stück	gr. 8.	1799	12 gr.
— —	2tes Stück	gr. 8.	1799	12 gr.
— —	3tes Stück	gr. 8.	1800	12 gr.
— —	4tes Stück	gr. 8.	1801	12 gr.

(Die Fortſ. wird unter dem Titel: Allgemeine merkantiliſche Litteratur-Zeitung ꝛc. geliefert.)

Handlungs- und Fabriken-Addreß-Buch, (allgemeines) von Oberſachſen, 8. 1800. 1 Rthlr. 14 gr.
(iſt des gewerbfleißigen Deutſchlands 1ter Theil.)

— — auch Handlungs-Erdbeſchreibung von Franken, 8. 1801. 1 Rthlr.
(oder des gewerbfleißigen Deutſchlands 2ter Theil.)

Handlungs-Erdbeſchreibung der Lauſitzen und Schleſien 8. 1801. 1 Rthlr.
(oder des gewerbfleißigen Deutſchlands 3ter Theil.)

Hirſch, (Friedrich) von den Mitteln, die Geſundheit der Zähne zu erhalten, ihren kränklichen Zufällen vorzubeugen und ſolche abzuwenden. Eine Haustafel für alle Stände. Fol. 1799. 1 gr.

Höck, (J. D. A.) Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung, mit genauer Rückſicht auf die neueſten Staats-Veränderungen. 2. Bände. gr. 8. 18-2. 3 Rthlr.
(Der erſte Band dieſes Buches, welches nicht getrennt wird, erſcheint noch vor Michaelis d. J., der zweite folgt demſelben nach, ſo bald die deutſchen Ländervertheilungen ihre Endſchaft erhalten haben.)

Jahrbuch, (kritiſches) der Litteratur; oder jährliche Ueberſicht der geſammten Urtheile aller gelehrten Tribunäle Deutſchlands. Für

Gelehrte und Bücherfreunde. Jahrgang 1796. 1tes Heft, 8. 1797. brochirt 12 gr.

Jokiſch, (Carl) Handbuch der Fiſcherei, 1. Theil gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 8 gr.

Journal (juriſtiſches) herausgegeben von einer Geſellſchaft theoretiſcher und praktiſcher Juriſten. Jahrg. 1798. und 1799. in 12 Heften oder 2 Bänden. 8. 3 Rthlr.
(jedes Heft beſonders 6 gr.)

Journal, (neues juriſtiſches) herausgegeben von derſelben Geſellſchaft. 1800. 4 Hefte, einen Band ausmachend; 8. 1 Rthlr. 18 gr.
(beſonders 1 bis 3 Heft à 12 gr. und 4ter Heft 6 gr.)

Junghans, (Joh. Aug.) Rechenkatechismus für Schulen und häußliche Geſchäfte. Oder Anweiſung, wie man die Kopf- und Tafelrechnung vereinigen kann. 8. 1799. 16 gr.

Junker Kurt von Krötenſteins wundervolle, geheimnisreiche und verliebte Heldenfahrt. Ein Spiegel für Geiſter und Ritterromane. 2 Bände mit 2. Kupfern von C. Schule, 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Daſſelbe (von Wieland als vorzüglich in ſeiner Art empfohlene) Werk, auf Druckpapier und ohne Kupfer; 2 Bände. 8. 1 Rthlr.

Kupferſtich, Joh. Geo. Büſch, Profeſſor in Hamburg gez. von Kniep, geſtochen von C. Schule, 8. 4 gr.

Langbein, (F. A. G.) romantiſche Kopien 1tes Bändchen, enthaltend Ritter Gerhard und ſeine Getreue. 8. 1802. 16 gr.

Langbein, Ritter Gerhard und ſeine Getreue. Eine romantiſche Kopie. 8. 1802. 16 gr.
(mit vorigen einerlei.)

— — neue Schwänke. Mit einem Kupfer von C. Schule. 8. 1799. 16 gr.

Leſebuch gemeinnütziger Kenntniſſe, für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturiſten. Als zweite, vermehrte und wohlfeilere Ausgabe von Schedels Chronikon gr. 8. 1801. brochirt 1 Rthlr. 6 gr.

Ludwig, (Sophie) moraliſche Erzählungen. 8. 1802. 1 Rthlr.

— — die arme Familie. Zweite Auflage zum Beſten der armen Familie. 8. 1799. 4 gr.

(Da ich die noch vorräthigen Exemplare dieſer Schrift käuflich an mich gebracht habe, ſo kann man ſolche von nun an blos durch mich erhalten.)

Monatsblatt für Bücherfreunde aufs Jahr 1801. enthaltend das Verzeichniß der wichtigſten, in dem genannten Jahre herausgekommenen Bücher ꝛc. Mit einem Sachregiſter verſehen. 8. 1802. (5 Bogen ſtark). 2 gr.

Müller, (J. G.) Verſuch einer Anwendung der Grundſätze des Naturrechts auf peinliche Verbrechen. 8. 1800. 16 gr.

Muſäus; der Nächtliche Schwimmer, eine Reliquie für Liebende. kl. 8. 1798 broſch. 8 gr.

Paulo, (Marco) Reiſe in den Orient, während der Jahre 1272. bis 1295. A. d. Franz. mit Vergleichung des lateiniſchen Originals, überſetzt gr. 8. 1800. 1 Rthlr.

Poſselt, (Ern. Louis) hiſtoire de la guerre des François contre la coalition. Tme I. gr. in 8. 1802. 1 Rthlr 12 gr.

Rehm, (J. C. W.) Gallerie für Herzens und Geiſtesbildung. Beſonders dem ſchönen Geſchlechte gewidmet. 3 Bände 8. 1796. 2 Rthlr. 20 gr.
(Wird nicht getrennt.)

Rinne, (J. M.) Klotar. Ein Trauerſpiel in fünf Akten. Neubearbeitet. 8. 1801. 10 gr.

— — Etwas über Geſellſchafts-Theater, und über zweckmäßige Einrichtung derſelben. 8. brochirt 1800. 4 gr.

Roth, (Joh. Ferdin.) Geſchichte des Nürnbergiſchen Handels. Ein Verſuch. 4 Bnde. mit Kpfrn. gr. 8. 1800. — 1802. 6 Rthlr.
(Dieſes Werk wird nicht getrennt.)

Rothe, (Imm. Gott.) Unterricht für das Volk und den Ungelehrten, über das, was die heilige Schrift, die proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe, die alten Reformatoren und Religionslehrer von der Beichte und dem Amt der Schlüſſel gelehrt haben, eine durch die Zeitumſtände veranlaßte Volksſchrift. 8. 1801. 5 gr.

— — Volkstheologie, oder chriſtliche Religionslehre in Predigten; nach Anleitung der gewöhnlichen Evangelien für den arbeitenden Bürger und Landmann, vernünftig und bibliſch vorgetragen. 2 Bde. 4. 1801. 1 Rthlr. 12 gr.

Rothe, (Imm. Vertraug.) der Anzeiger, oder allgemeines Intelligenzblatt zum Behuf der Juſtiz,

ſtiz, der Policey, und der bürgerlichen Gewerbe, in der Lauſitz, wie auch zur öffentlichen Unterhaltung der Leſer über gemeinnützige Gegenſtände aller Art 1ter Jahrgang 1799. 4.

Rothe 2ter Jahrgang 1800. 4.

Deſſelben 3ter Jahrgang 1801. 4.

Deſſelben 4ter Jahrgang 1802. 4

(Preis des Jahrgangs 1 Rthlr. 8 gr.)

— — die Kunſt, ſich eine Bibliothek zu ſammeln und zu ordnen; oder ſyſtematiſches Verzeichniß der beſten Schriften aus allen Wiſſenſchaften und Künſten. Ein Verſuch zum Gebrauche für Studierende, junge Gelehrte und Dilettanten. 8. 1798. 1 Rthlr. 8 gr.

— — Verſuch einer kurzen Geſchichte der Oberlauſitz, für Städte und Dorfſchulen. Folio 1802. ; ; ; ; 2 gr.

Salomo, der Weiſe, und ſein Narr Markolph. Nach einer Altdeutſchen Handſchrift. 8. 1797. 1 Rthlr. 8 gr.

(bis Ende 1803. für 18 gr.)

Schedel. (Joh. Chriſt.) allgemeines Chronikon für Handlung, Künſte, Fabriken und Manufakturen überhaupt; oder Bibliothek alles Wiſſenswürdigen, Nützlichen und Neuen in vorgedachten Gebieten. 1 B. in 3 Heften, gr. 8. 1797 — 1798. im herabgeſetzten Preiße für ; ; ; 1 Rthlr. 6 gr.

Deſſelben Buches 1. B. 1. Heft, gr. 8. 1797. 16 gr.

*

Schedel 1 B. 2tes Heft, gr. 8. 1797. 14 gr.

— — 1 B. 3tes Heft, gr. 8. 1798. 18 gr.

— — Tabellen und Nachrichten für Kaufleute, die mit Nordamerika Geſchäfte treiben wollen, wie auch für die, welche nach England handeln. gr. 8. 1798. 6 gr.

(Aus des 1ten Bandes 3ten Stücke des Schedelſchen Chronikons abgedruckt.)

Schlöſſer (die) in Spanien. Ein pſychologiſcher Roman. 2. Bände mit 1 Kupfer von Chr. Schule 8. 1798 — 1801. 1 Rthlr. 12 gr.

(jeder Band einzeln 18 gr.)

Schumann (A.) Handbuch der merkantiliſch-geographiſchen Gewerb- und Productenkunde für Kaufleute, Geſchäftsmänner und Statiſtiker, enthaltend eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der Erzeugniſſe der Natur, der Kunſt, und Induſtrie-Fleiſſes, der Handlung und Gewerbe, in allen Theilen der Welt. 1ter Theil Deutſchland enthaltend 1ten Bandes 1te Abtheilung. gr. 8. 1797. 1 Rthlr.

Deſſelben Werkes 1ten Bandes 2te Abtheilung. gr. 8. 1798. 12 gr.

Die erſte Abtheilung des 1ten Bandes hat auch den Titel: Gewerb- und Produkten-Almanach für Kaufleute und Geſchäftsmänner; enthaltend eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der Erzeugniſſe der Natur, des Induſtriefleißes, und der Handlung in allen Theilen Welt. ꝛc. (broſchirt.)

— — Jacob Savary und ſeine beiden Söhne.

Ein Beitrag zur Kaufmänniſchen Biographie gr. 8. 1799. brochirt 3 gr.

Schumann, Markolph, der groſſe Narr. Ein Beitrag zur geheimen Lebensgeſchichte Salomo's des Weiſen. 2 Bde. 8. 1802. 2 Rthlr.

— — Verſuch einer vollſtändigen und ſyſtematiſch geordneten kaufmänniſchen Waarenkunde. In Geſellſchaft praktiſcher Kaufleute ausgearbeitet. 1ter Band; enthaltend den 1ten Band der Waarenkunde der Haare und Federn gr. 8. 1802. 2 Rthlr 18 gr.

(Iſt der Encyclopädie der Handlungs-Wiſſenſchaften 1te Abtheil. 1. Band.)

— — Verſuch einer vollſtändigen und ſyſtematiſch geordneten Waarnkunde der Haare und Federn, und aller daraus verfertigten Manufactur und Kunſt-Artickel. 1ter Band gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 18 gr.

(Macht den 1ten Band der 1ten Abtheilung der Encyclopädie der Handl Wiſſenſchaften aus.

Schumann (A) Allgemene Encyclopädie der Handlungswiſſenſchaft und ihrer geſammten Hülfskenntniſſe; enthaltend eine ausführliche und ſyſtematiſche Darſtellung alles Wiſſenswürdigen aus dem Gebiete der Handlung. In Verbindung mit practiſchen Kaufleuten ausgearbeitet. Zweite Abtheilung 1ter Band gr. 8. 1802. (Die erſte Abtheilung erſcheint ſpäterhin.) 1 Rthlr. 18 gr.

— — Nachträge zu Schedels Waarenlexikon; oder neue Nachrichten und Bemerkungen zur Kenntniß derjenigen Natur- und Kunſt-Pro-

dukte, welche Gegenſtände des Handels ſind. 1ter Band, enthaltend 1 — 4 Heft. 8. 1802. ; : ; 2 Rthl.
(jedes Heft einzeln 12 gr.)

Schumann, 2ten Bandes 1tes Heft. 8. 1802. 12 gr.

Sowden, (Hameoch) Volkspredigten. A. d. Engl. überſ. 8. 1802. 12 gr.

Steinbeck, (Chriſtoph Gottl.) der teutſche Patriot. Eine Monatsſchrift, für die Gebildeten unter dem Volke, ſeine Vorſteher, Lehrer und übrigen Freunde, beſonders auf dem Lande. Erſt. Jahrg. 2 Bde 8. in 12 Heften 1802.
(Dieſe Zeitſchrift wird nicht getrennt, und man muß ſich wenigſtens auf einen Band von 6 Heften verbindlich machen.

Taſſo. (Torquato) lettere familiari, con annotationi ſtoriche e critiche di C. Jagemann. gr. 8. 1802. 1 Rthl. 6 gr.

Verſuche eines allgemeinen Handlungs- und Fabriken-Addreßbuches von Deutſchland und einigen damit verwandten Provinzen; mit den nöthigen Sach- Waaren- und Meß- Regiſtern verſehen 8. 1798. 1 Rthlr. 12 gr.
(Das gewerbfleißige Deutſchland iſt als Fortſetzung dieſes Buches anzuſehen.)

Waller, (W) Miszellaien aus dem Gebiete der Phantaſie, für unterhaltende Lektüre 8. 1801. ; 12 gr.

Wezel, J. G. Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten. Nach dem Neugriechiſch. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Wittig, (Joa. Godofr.) de Auguſtanae Confeſſionis fructu ad notionem verae religionis a Jesu inſtitutae inſtaurandam redundante. 4. 1799. 4 gr. 4 gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

ſind.
8.
Rthl.

02.
gr.
d.
gr.
Pa-
ten
und
nde.
02.
muß
ver-

ioni
802.
5 gr.
ken-
ver-
ren-
2 gr.
ung

en-
gr.
und
gr.
is
e
e

dukte, welche Gegenſtände des Handels ſind. 1ter Band, enthaltend 1 — 4 Heft. 8. 1802. : : . 2 Rthl.

(jedes Heft einzeln 12 gr.)

Schumann, 2ten Bandes 1tes Heft. 8. 1802. 12 gr.

Sowden, (Hameoch) Volkspredigten. A. d. Engl. überſ. 8. 1802. 12 gr.

Steinbeck, (Chriſtoph Gottl.) der teutſche Patriot. Eine Monatsſchrift, für die Gebildeten unter dem Volke, ſeine Vorſteher, Lehrer und übrigen Freunde, beſonders auf dem Lande. Erſt. Jahrg. 2 Bde 8. in 12 Heften 1802.

(Dieſe Zeitſchrift wird nicht getrennt, und man muß ſich wenigſtens auf einen Band von 6 Heften verbindlich machen.

Taſſo. (Torquato) lettere familiari, con annotationi ſtoriche e critiche di C. Jagemann. gr. 8. 1802. 1 Rthl. 6 gr.

Verſuche eines allgemeinen Handlungs- und Fabriken-Addreßbuches von Deutſchland und einigen damit verwandten Provinzen; mit den nöthigen Sach- Waaren- und Meß- Regiſtern verſehen 8. 1798. 1 Rthlr. 12 gr.

(Das gewerbfleißige Deutſchland iſt als Fortſetzung dieſes Buches anzuſehen.)

Waller, (W) Miszellanen aus dem Gebiete der Phantaſie, für unterhaltende Lektüre 8. 1801. : 12 gr.

Wezel, F. G. Kleon der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten. Nach den Neugriechiſch. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Wittig, (Joa. Godofr.) de Auguſtanae Confeſſionis fructu ad notionem verae religionis a Jesu institutae inſtaurandam redundante. 4. 1799. 4 gr. 4 gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Geist, Grundsätze und Meinungen

Leipzig 1803

Bibl.Mont. 641

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713053-5